Eisbach ist anders



Eisbach ist anders











































30

























Eisbach ist anders



Eisbach ist anders

Herausgeber: Werner Buchholz unter Mitarbeit von Jupp Buchholz, Franz Buhr, Sandra und Thomas Fehlemann, Bettina Huys, Dr. Stephan Neudecker, Christoph Pohl, Antje und Burkard Severin, Elisabeth Steigels, Annemie Weber und Alexander Weber.

© 2009 SZ-Offsetdruck-Verlag, Sankt Augustin

1. Auflage August 2009

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags und der jeweiligen Autoren unzulässig und strafbar.

Sämtliche Erlöse aus dem Verkauf dieses Buches dienen der Erhaltung der Eisbacher Marienkapelle.

Umschlaggestaltung & Layoutkonzept: Bettina Huys und Burkard Severin
Layout: Sandra Fehlemann, Christoph Pohl und Burkard Severin
Aquarellminiaturen: Bettina Huys
Fotos: Franz Buhr, Sandra Fehlemann, Christoph Pohl, Burkard Severin, Virtuelles Heimatmuseum Oberpleis sowie viele Eisbacher, die uns Fotomaterial zur Verfügung gestellt haben.
Druck & Bindung: SZ Druck, Sankt Augustin

ISBN 978-3-932436-15-4

Inhalt – dat es drin:

Eisbach? 005

„Wie et dozoh kohm …" – Geschichtliches

Die Geschichte von Eisbach am Eisbach 011
Der Eisbach 021
Aufbruch in die „Neue Welt" – Auswanderungen aus Eisbach in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts 033
Schwere Zeiten – ein Interview mit Jupp Buchholz über Eisbach während des Zweiten Weltkriegs 051
Eisbacher Erinnerungen 061
„Der Eisbacher Berg" – ein Gedicht 081

„Isbich un de leeve Jott" – rund um die Kapelle

Der Bittweg und seine Kreuze 087
Vom Gelübde zur Weihe – die Baugeschichte der Kapelle 101
Die Eisbacher Kapelle – 1870 bis 1920: Festschrift zum 50. Kapellen-Jubiläum 117
Hundertjahrfeier der Kapelle in Eisbach 127
Die „schöne Madonna" der Eisbacher Kapelle – Wege und Umwege der Anwesenheit des Weiblichen 135
„Sommerzeck" – ein Lied 155

„Lück, wo me stolz drop sin" – herausragende Eisbacher

Prälat Peter Buchholz 161
Peter Buchholz' erste Morgenandacht im Berliner Rundfunk nach dem II. Weltkrieg 171
Ein Priester und ein „Onkel" – so erlebte ich Pastor Franz Weber 177
Schreiben und dichten – Johann Bennerscheid 185
Aus der Jugendzeit von Johann Bennerscheid 191
„Hommage an Eisbach" – ein Gedicht 276

„Dat maach us Spass" – Leben und Feiern

100 Jahre Kegelklub und Kegelbahn – 1909 bis 2009 281
Traditionen und Bräuche – früher und heute 295
Pension Buchholz 303
In Eisbach kann man Ferien machen – aber anders 305
Eisbach – die Landkarten der Erinnerung 311
Eisbach für Einwanderer 319
„Et Isbicher Pengsleed" 322

Eisbach ist anders 325

Danke! 329



Eisbach?



„Eisbach, ich wohne in Eisbach.“ So meine Antwort auf die Frage, wo ich herkomme. „Asbach, ja das kenne ich“, so der Fragesteller, der mich entweder nicht richtig verstanden hat oder, vielleicht aus dem Versuch, seine Unkenntnis zu überspielen, den Namen der etwas größeren Ortschaft ähnlichen Namens fallen lässt. Diese Verwechslung muss ich als Eisbacher natürlich sofort richtig stellen: „Nein, nicht Asbach… *in Eisbach*!“ Der Hinweis auf meine Heimat sorgt nun allerdings bei meinem Gegenüber für Verwirrung, da es wohl oder übel zugeben muss, dass es einen weißen Fleck in seinem geographischen Wissen gibt: „Eisbach? Wo ist das denn?“
Nun gibt es drei Arten von Unwissenden. Den ersten genügt eine kurze Beschreibung der Erreichbarkeit unseres Ortes: „Sie fahren von Oberpleis Richtung Hennef, kennen Sie den Weg, ja? Dann einfach nach der Ampelkreuzung die zweite Straße rechts, und schon sind Sie da.“ Mehr möchte oder braucht diese Gruppe von Unwissenden eigentlich gar nicht zu wissen. Vielleicht ist das sogar schon zu viel. Auf jeden Fall ist klargestellt, dass wir über befestigte Straßen erreichbar sind, in Deutschland leben und auch schon über andere Errungenschaften der Zivilisation wie fließendes Wasser und elektrischen Strom verfügen.

Eine zweite Gruppe ist schon etwas interessierter. Der Wegbeschreibung schicke ich normalerweise noch voraus, dass Eisbach ein, zugegeben, kleiner Ortsteil der Stadt Königswinter ist und ganz in der Nähe von Oberpleis liegt. Folgt dieser Erklärung nur ein freundliches „Ah, ja“, so sollte das für diese Gruppe der Fragesteller auch genügen.

Zum Glück gibt es aber noch die letzte Gruppe von Unwissenden, die den weißen Fleck auf ihrer Landkarte mit Inhalt füllen möchte. Mit der Wegbeschreibung und dem Hinweis auf Oberpleis halte ich mich nicht lange auf. Vielleicht erkläre ich noch schnell und im Brustton der Überzeugung, dass eigentlich Oberpleis der Vorort von Eisbach ist. Mein Gegenüber versteht meistens diesen Unsinn und möchte mehr wissen. Vier, nein sagen wir fünf „Attraktionen“ hat Eisbach: Obstplantagen mit zugehörigem Obstverkauf, von den Eingeborenen kurz „Kühlhaus“ genannt, einen Briefkasten, zu dem mir eigentlich nichts Erwähnenswertes einfällt, außer dass er täglich geleert wird und damit auch zu den Errungenschaften der Zivilisation gehört, und einen Zigarettenautomaten, von dem man nie weiß, ob er funktioniert oder nicht (leider ist uns während der Arbeiten an diesem Buch diese letztgenannte zivilisatorische Errungenschaft abhanden gekommen). Ja, das waren erst drei „Attraktionen“, deren Aufzählung aber eigentlich mehr der Erheiterung meines Gesprächspartners dienen sollte.








Denn Eisbach hat zwei wirkliche Attraktionen, deren Geschichte und Geschichten ausführlich erzählt, hier aber schon unbedingt erwähnt werden müssen. Es gibt eine Kegelbahn, ohne eine, wie sonst üblich, zugehörige Gastwirtschaft. Dafür ist diese Kegelbahn aber die Heimat eines der ältesten Kegelclubs Deutschlands.
Ich muss mich korrigieren: Unser Verein schreibt „Klub“ noch mit einem „K“ und wir verdursten beim Kegeln ob der fehlenden Kneipe auch nicht, da wir unser Bier einfach selbst mitbringen.

Und, last but not least, die Eisbacher Kapelle, das wirkliche Wahrzeichen Eisbachs, und für die Eisbacher mindestens so erhaben wie der Kölner Dom, obwohl der mindestens einen Turm mehr hat. Manche Eisbacher meinen daher nicht die Hohe Domkirche St. Peter und Maria, sondern die Eisbacher Kapelle, wenn sie vom Dom sprechen.

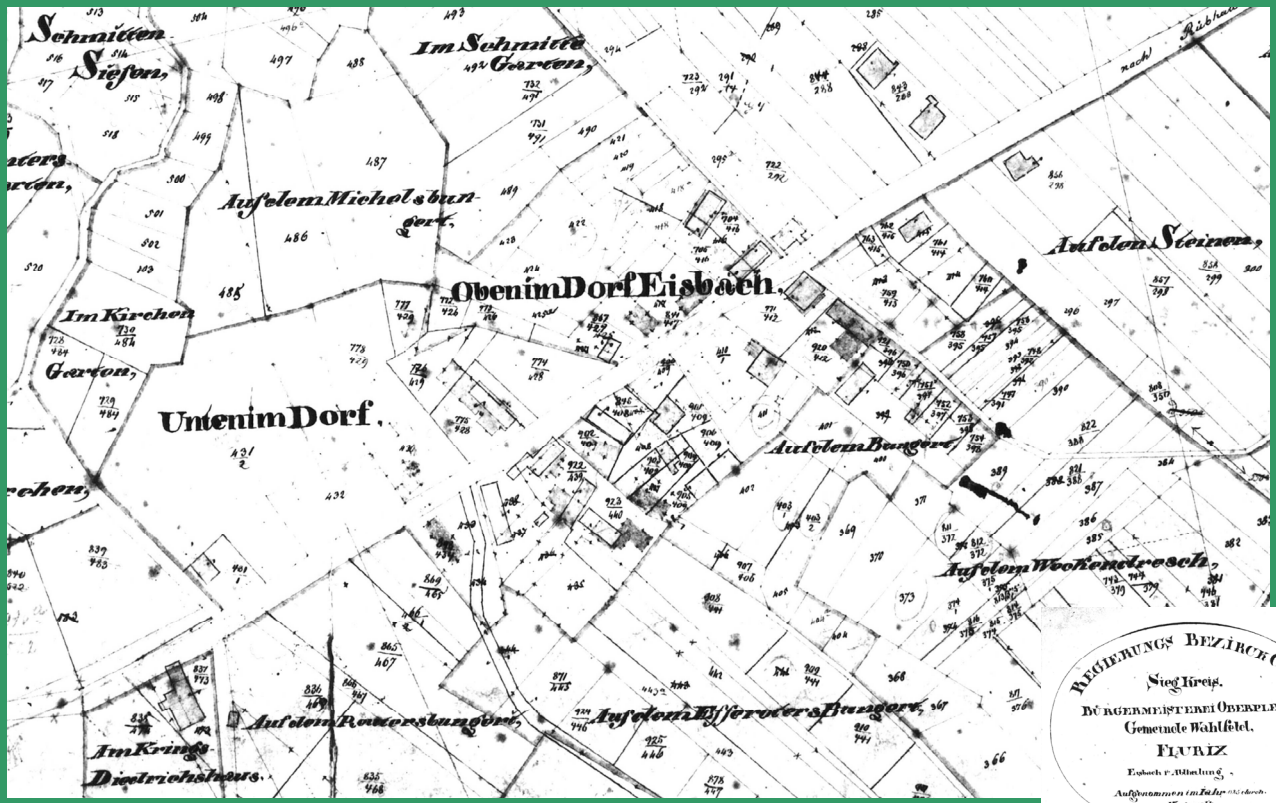
Aber nicht nur diese Attraktionen machen Eisbach aus. Es ist toll, in einem Ort zu leben, dessen Geschichte man kennt und dessen sämtliche Straßennamen man problemlos aufzählen kann (kann das ein Kölner auch?). Noch viel toller finde ich es aber, nicht nur alle Bewohner des Ortes aufzählen zu können, sondern sie auch persönlich zu kennen.

Mit diesen Informationen versorgt, habe ich nun meinen Fragesteller vom Anfang völlig überfordert und in die Flucht geschlagen, oder ich habe ihn neugierig auf Eisbach gemacht. Und wer jetzt neugierig geworden ist, der sollte unbedingt weiter lesen, die Geschichte und Geschichten von und über Eisbach.

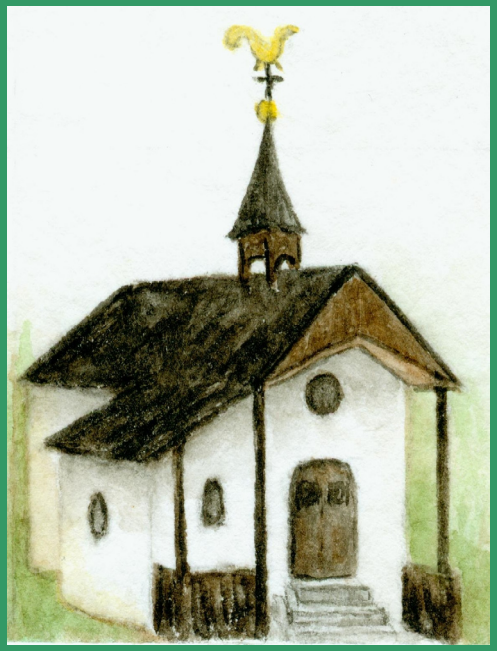
Christoph Pohl

„Wie et dozoh kohm …“

– Geschichtliches



Flurkarte aus dem Jahr 1825
















Naturschutzgebiet

Eisbach – seine (Früh-) Geschichte



Die Geschichte von Eisbach zumindest halbwegs lückenlos aufzuschreiben, ist recht schwierig. Leider hat sich niemand die Mühe gemacht, vom 15. (nein..., das ist nicht zu weit zurückgegriffen, wie man gleich lesen wird) bis zum Ende des 19. Jahrhunderts die Geschichte unseres Dorfes aufzuschreiben. Und sehr wahrscheinlich hat auch niemand in dieser Zeit die Gelegenheit gehabt, überhaupt Lesen und Schreiben zu lernen. Daher sind über einen so kleinen Ort leider nur sehr wenige Hinweise und Aufzeichnungen in Archiven zu finden. Im Stadtarchiv von Königswinter z. B. findet man eine Menge Historisches zu Prälat Peter Buchholz und zur Kapelle. Prälat und Kapelle werden in eigenen Kapiteln dieses Buches ausführlich gewürdigt. Leider findet man aber – außer ein paar alten Steuerlisten vom Beginn des 20. Jahrhunderts – nichts, was zur Erstellung einer Chronik von Eisbach beitragen könnte. Trotzdem gibt es einige Dokumente, aus denen hervorgeht, wie lange es den Ort Eisbach bereits geben muss.

Schon seit der Steinzeit müssen in dem Gebiet, in dem heute die Orte Eisbach und Rübhausen liegen, Menschen gelebt oder sich zumindest zeitweise aufgehalten haben. Viele Funde von *Heinz Wolter* aus Rübhausen, die heute zum großen Teil im Rheinischen Landesmuseum ausgestellt werden, sind Zeugen dafür. Die ältesten Funde auf dem heutigen Ortsgebiet von Eisbach stammen aus der Eisenzeit um 200 v. Chr. (s. Bild am Textanfang).

Wann genau eine Siedlung, die irgendwann Eisbach genannt wurde, entstand, ist leider unbekannt. Es muss ihn aber schon recht lange geben, den Ort Eisbach. Zumindest aber müssen die Bewohner eines Bauernhofs oder einer kleinen Siedlung, die wohl zu dieser Zeit den Namen „Ispach“ oder „Yspach“ trug, ihrer Umgebung gut bekannt gewesen sein. Sie müssen auch ein gewisses Ansehen genossen haben, denn sonst wäre wohl ein dortiger Anwohner im Auszug einer Urkunde vom 15. Juni 1458 sicher nicht erwähnt worden:

„Die Schöffen des Landes Blankenberg, Loitze van Wendenscheidt und Tieigin von Moellendorf machen bekannt, daß vor ihnen die Eheleute Henne Broechges und Giert von Niederpleis erschienen sind mit ihrer Tochter Kathrine, und bekannt gemacht haben, sie hätten dem Bürger von Siegburg, Hermann Sibele und dessen Frau Kathrine das Haus und den Hof mit dem zugehörigen Graben verkauft, das früher Zügin Hoefinan gehörte, sowie den Graben um den Hof der früher Richwins gehörte, zwei Morgen Land in der Mersbach an dem Kirchsteeg zwischen Wilhelm von Nesselrode und Hermann von der Recke, I/2 Morgen Wiesen, gelegen in den Flüssen, zwischen den Wiesen des Hermann und des Hermann Vrigedank, weiter drei






Stücke Land, die früher Henne Lime für 17 Gulden versetzt waren. Das erste Stück hat drei Viertel und liegt in der Mersbach neben Besitz der Herren von Siegburg, das zweite Stück hat fünf Viertel und liegt in der wergraese entlang Vrigedank und Henne Linie, das dritte Stück hat 4 1/2 Viertel und liegt an der Martstraessen. Weiter noch zwei Morgen zwischen Vrigedank und Henne Lime, die sich von der Martstraessen bis an den Bach erstrecken. Die Verkäufer leisten Verzicht mit Hand, Halm und Mund. Da ein Teil der Güter zu dem Hof Wahlfeld, ein anderer Teil zu dem Hof Mülldorf gehört, sind dazu erschienen die Schöffen von Wahlfeld Kirstgin von Kairscheit, Schultheiß, ***Kirstgin von Ispach*** *und Johann Doerrespach, Smit van Roepenhuisen, sowie die Schöffen des Hofs Mülldorf Tiel Gise und Hannes Junge. Es siegeln die Schöffen von Blankenberg. Gegeven ..... op st Yitidach et Modesti martinatm.*"
(Siegburger Urkunde Nr. 376, Urkundenbuch Abtei Siegburg, Band II)

Hier wird offensichtlich ein Landverkauf beurkundet, der teilweise die Höfe Wahlfeld und Mülldorf betrifft. Schaut man in heutige Grundbuchauszüge, stellt man fest, dass Eisbach noch heute zur so genannten Gemarkung Wahlfeld gehört. Interessanter noch sind aber wohl die Namen zweier Schöffen des Hofes Wahlfeld. Der eine, Johann Doerrespach, Smit van Roepenhuisen, war wohl Schmied im heutigen Rübhausen. Aus dem Namen des anderen, Kirstgin von Ispach, lässt sich unschwer der Name „Eisbach" ableiten. In anderen Berichten und Urkunden wird er auch „Kirstghin" oder „Chirstghin" geschrieben. Ich belasse es aber im Folgenden bei der ersten Schreibweise. Bei dieser Urkunde aus dem Jahr 1458 handelt es sich um die älteste bekannte urkundliche Erwähnung Eisbachs.

Man sollte sich nun aufgrund des „von" im Namen des Kristgin von Ispach nicht der Hoffnung hingeben, ein altes Eisbacher Adelsgeschlecht ausgegraben zu haben. Der oben erwähnte Johann Doerrespach hat zwar kein „von" in seinem Namen, jedoch werden sich beide Namen wohl eher auf ihre Herkunft beziehen. Herr Doerrespach wird wohl ebenso eine namentliche Verbindung zum heutigen Dürresbach am Ortsausgang von Söven in Richtung Hennef haben, wie Kirstgin zum heutigen Eisbach. Es war üblich, dem Vornamen einen Zusatz anzuhängen, der sich auf einen Ort oder einen Beruf der jeweiligen Person bezog. Anders waren wohl die Johanns und Kirstgins nicht mehr auseinander zu halten gewesen. Zusätze zu Vornamen als Ersatz für heute gebräuchliche Nachnamen hielten sich bis ins 18. Jahrhundert. Aus der Ahnenforschung von *Peter Weber* aus Pleiserhohn geht hervor, dass Anfang des 18. Jahrhunderts der Familienname „Isbach" oder „zu Isbach" also noch genauso verbreitet war, wie „aufm Frohnhardt" oder „zu Röbhausen" (An dieser Stelle möchte ich die außerordentliche Leistung von Peter Weber ganz besonders erwähnen, der sich jahrelang mit der Geschichte der Bevölkerung aus Pleiserhohn, Eisbach, Rübhausen und Thelenbitze beschäftigt hat; ferner möchte ich Frau

Hilde Weber ganz herzlich dafür danken, dass wir in diesem Buch auf die Forschungsergebnisse ihres verstorbenen Mannes zurückgreifen dürfen). Es sollte sich aber, wie schon gesagt, keiner der „Ureinwohner“ Eisbachs Hoffnung auf einen Adelstitel und damit verbundene Reichtümer machen. Auch dann nicht, wenn in der früheren Verwandtschaft ein „von Isbach“ zu finden ist. Ich selbst muss mich da einschließen.

Am 21. März 1462 wird Kirstgin nochmals als Zeuge in einer Urkunde genannt. Es gab einen Rechtsstreit zwischen dem Freiherrn Friedrich von Dadenberg und der Abtei Heisterbach um den Hinsberger Wald, der zum „Kirchspiel“ Oberpleis gehörte. Die Landschöffen von Blankenberg sollten diesen Streit klären und beilegen: „*Die Landschöffen von Blankenberg begehen mit den Aeltesten der Gegend in einem Streite der Abtei Heisterbach mit Friedrich von Dadenberg den Hinsberger Wald im Kirchspiel Oberpleis und stellen dessen Grenzen fest.*“
(Schmitz – Urkundenbuch der Abtei Heisterbach Urkunde 525)
Bei der Begehung sollten die Grenzen des Waldes, unter anderem durch ein „Verhör“ der Nachbarn des Waldstückes, ermittelt werden. Die Nachbarn gaben Auskunft, wem nach ihrer Erinnerung bestimmte Grundstücke gehörten. Einer dieser Nachbarn war Kristgin van Yspach. Er war also Zeuge in einem Rechtsstreit, in dem eine Partei die sicherlich nicht unbedeutende Abtei Heisterbach war. Man kann daher wohl davon ausgehen, dass der Ort, aus dem er kam, sicher noch älter als diese ersten urkundlichen Erwähnungen war. Kirstgin von Ispach, möglicherweise Vorfahr einiger Ureisbacher, hatte anscheinend einen guten Ruf, der ihn wiederholt in rechtlichen Angelegenheiten als Zeuge auftreten ließ.

Den Nach- oder Beinamen Ispich oder Eisbach findet man auch wieder in Urkunden aus dem Jahr 1582. In der Urkunde vom 14. Mai 1582 geht es abermals um den Tausch und den Kauf von Land. Auch der Ort selbst wird hier „Eisbach“ genannt: „*… Der Probst hat dagegen erhalten eine Wiese bei Eispich gen. groeningswiese neben Johann und Wilhelm uff dem Frohnrath.*“
(Siegburger Urkunde Nr. 1095 und 1096, Urkundenbuch Abtei Siegburg, Band II)

Die nächsten ca. 150 Jahre verschwinden geschichtlich gesehen leider im Dunkeln. Was zum Beispiel im 30jährigen Krieg in Eisbach geschehen ist, lässt sich hier leider nicht an Urkunden oder Aufzeichnungen belegen.

Die Zeit bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts soll aber nicht ganz als historisch schwarzes Loch erscheinen. Daher möchte ich die Abstammung von zwei für Eisbach sehr wichtigen Menschen beschreiben. Die dazu nötigen Daten habe ich nochmals der Ahnenforschung von *Peter Weber* entnommen und komme noch einmal auf den Namen „Isbach“ zurück. Irgendwann zwischen 1741-1743, ge-






nau konnte ich das leider nicht herausfinden, starb in Eisbach Maria Katharina Reuter, die mit Michael Reuter verheiratet war. Sie hatten neun Kinder, von denen eines, genau wie die Mutter, Maria Katharina hieß. Soweit ist das noch nichts wirklich Spannendes. Interessant wird das erst, wenn man den Geburtsnamen von Frau Reuter sen. erfährt. Dieser lautete nämlich „Isbach".

Maria Katharina jun. wurde 1739 geboren und heiratete am 12. März 1764 in Oberpleis Franz Kirschbaum, der als Sohn des Pancratius Kirschbaum am 3. Mai 1735 in Quirrenbach geboren wurde. Der Name „Kirschbaum" könnte dem geneigten Leser vielleicht bekannt sein. Aus der Ehe von Maria Katharina und Franz Kirschbaum gingen acht Nachkommen hervor. Einer der Söhne war der am 17. Dezember 1773 in Eisbach geborene Conrad. Er heiratete am 4. Oktober 1803 in Oberpleis Anna Katharina Gast.

Ich weiß, es wird langsam verwirrend, aber wir sind gleich am Ziel. Conrad und Anna Katharina Kirschbaum hatten natürlich auch eine große Schar von Kindern, sieben an der Zahl. Eines von ihnen war der am 24. März 1811 in Eisbach geborene Peter, und der ist für Eisbach wirklich sehr wichtig. Peter Kirschbaum heiratete am 25. Oktober 1843 Anna Maria Gratzfeld. Diesem Ehepaar nämlich verdankt Eisbach seine Kapelle, die in den Jahren 1869 und 1870 gebaut wurde. Wie genau es dazu kam, wird in einem eigenen Kapitel ausführlich berichtet.

Nochmals zurück zu Conrad Kirschbaum. Neben Sohn Peter, dem Kapellenstifter, war auch dessen Schwester Margarete für die Eisbacher Geschichte wichtig. Sie wurde am 2. März 1816 in Eisbach geboren und heiratete am 24. Mai 1840 Christian Bochholz. Nein, kein Schreibfehler, aus Christian „Bochholz", geboren am 1. September 1812 in Kraheck bei Uckerath, wurde später Christian „Buchholz", vorne mit „u". Wenn Sie ein Buch über Eisbach lesen, haben Sie diesen Nachnamen sicher schon gehört oder gelesen. Christian und Margarete Buchholz waren fruchtbar und mehrten sich, wobei neun Kinder herauskamen. Bei der Vergabe von Vornamen war man in der Familie Buchholz leider wenig einfallsreich. Es wimmelt in den nächsten Generationen nur so von „Josefs" und „Petern" als Einzelvornamen oder in allen möglichen Kombinationen mit anderen, nicht „weniger seltenen" Vornamen.

Einer ihrer Söhne war ein Paradebeispiel der Vornamensvergabe. Peter Josef Buchholz wurde am 2. Mai 1845 in Eisbach geboren. Er heiratete am 15. Februar 1882 in Oberpleis Anna Christine Gratzfeld, eine Nichte des oben erwähnten Kapellen-Stifterpaares. Die beiden wollten Peter Josefs Eltern nicht nachstehen. Auch ihre Ehe war mit neun Kindern reich gesegnet. Kind Nummer fünf der beiden war, wie könnte er anders heißen, Sohn Josef. Er sei hier als Vater von Werner Buchholz erwähnt, ohne dessen Idee dieses Buch nicht geschrieben worden wäre.



Silberhochzeit von Peter Josef und Anna Christine Buchholz, geb. Gratzfeld, im Februar 1907 mit ihren Kindern (von links) Christian, Hans (vorne links), Katharina, Margareta, Peter, Helene, Josef, Christine und Agnes

Josefs Bruder Christian, Kind Nummer sechs und ausnahmsweise ohne Peter oder Josef im Vornamen, war mein Großvater, der bis zum Beginn der Recherche für dieses Buch das Ende meines Stammbaumes darstellte. Jetzt bin ich fünf Generationen weiter und habe zwei Dinge gelernt. Erstens hießen auch meine Vorfahren noch „Isbach“. Und zweitens können das wohl alle Nachkommen der „Ureinwohner“ von sich behaupten. Wenn man deren Stammbäume sieben Generationen zurückverfolgt, muss man feststellen, dass






alle irgendwie miteinander verwandt zu sein scheinen. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt.

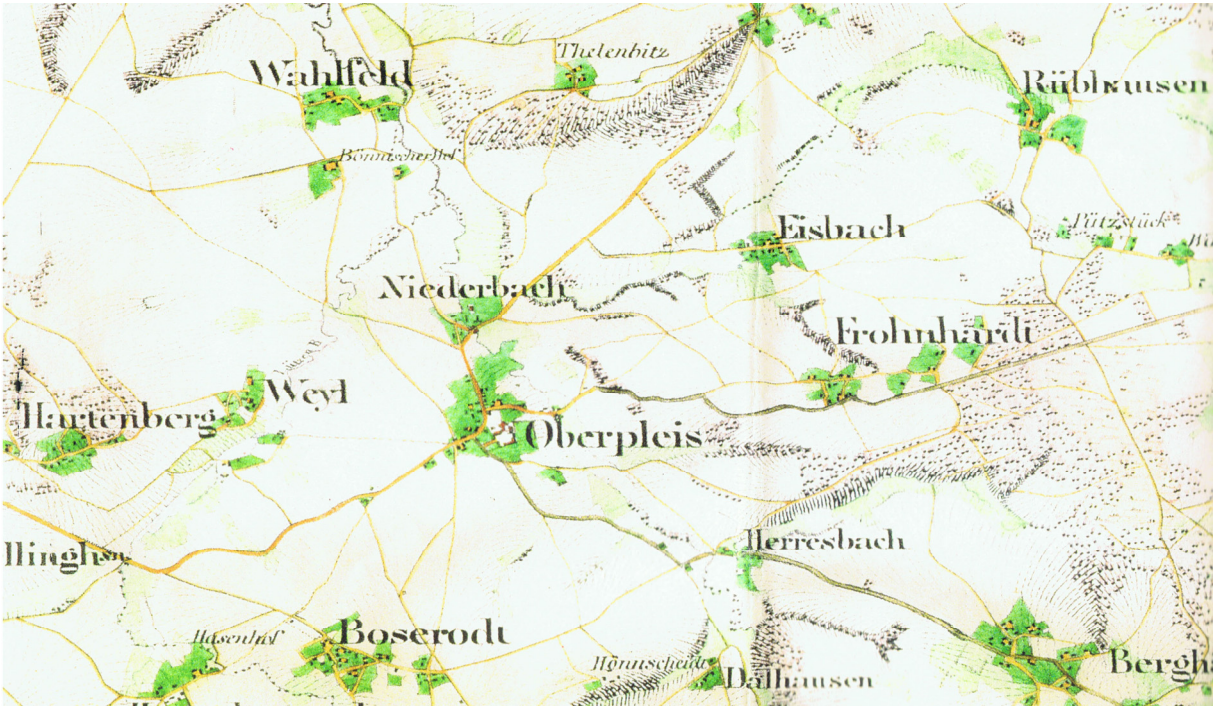
Zurück zum ganz sicher bekanntesten der Kinder von Peter Josef und Anna Christine Buchholz. Dies war unbestritten der am 31. Januar 1888 in Eisbach geborene Prälat Peter Buchholz. Über ihn, den Ehrenbürger der Stadt Königswinter, gibt es denn auch ein eigenes Kapitel in diesem Buch.

In diesem kleinen Stammbaum der Eisbacher Prominenz tauchen natürlich einige der wirklich alten Eisbacher Familiennamen auf. „Ureinwohner" waren neben den schon genannten Isbachs, Kirschbaums, Gratzfelds und Buchholzens auch Dahlhausens, Bennerscheids, Bellinghausens, Webers, Efferoths und Düppenbeckers. Leider sind fast alle dieser Alt-Eisbacher-Familiennamen vom Aussterben bedroht. Bis heute haben sich nur noch die Nachnamen Bennerscheid, Buchholz und Weber gehalten. Das heißt aber nicht, dass die alten Eisbacher Familien ausgestorben sind. Viele ihrer Nachkommen leben nach wie vor in Eisbach, durch Heirat aber mit anderen Nachnamen.

Anfang des 19. Jahrhunderts verließen einige Eisbacher ihre Heimat. Ziel war die „Neue Welt". Nachrichten über die Chancen und Möglichkeiten in den aufstrebenden Vereinigten Staaten von Amerika veranlasste eine ganze Reihe Eisbacher zur Auswanderung. Der Kontakt zu deren Nachkommen besteht bis heute, sodass die Geschichte der Auswanderer später in diesem Buch erzählt werden wird.

Noch etwas zur Größe von Eisbach im vorletzten Jahrhundert. Wie zu allen Zeiten wurden auch auf einer Karte des „Lieutenant u. Ingenieur" Rodowiecz die Namensgrößen der Orte von deren Größe bestimmt. In seiner Karte, die er im Jahr 1845 aufgenommen und gezeichnet hat, werden die Namen von Eisbach, Oberpleis und Rübhausen in der gleichen Größe geschrieben. Eisbach und Rübhausen zusammen hatten die gleiche Fläche wie Oberpleis und auch eine ähnlich große Zahl eingezeichneter Häuser. Zur Ehrenrettung von Oberpleis muss allerdings erwähnt werden, dass einige der heutigen Ortsteile noch nicht zu Oberpleis gezählt wurden: Niederbach, Herresbach, Boseroth, Hartenberg und „Weyl" (heute Weiler) wurden noch als eigenständige Orte eingezeichnet, da es zwischen den einzelnen Ortsteilen noch keine zusammenhängende Bebauung gab.

Die Häuser und Höfe in Eisbach lagen Mitte des 19. Jahrhunderts auf beiden Seiten der Dorfstraße. Laut einer Karte von 1826 erstreckte sich der Ort etwa vom heutigen Weg „Am Weiherchen", der auch damals schon so hieß, bis etwa zum heutigen Ackerweg. Der Weg aus Eisbach heraus in Richtung Osten wird in dieser Karte als „nach Rübhausen" beschrieben. Nach Südwesten ist in der Karte nicht etwa „nach Oberpleis", sondern „nach Wahlfeld" eingezeichnet.



„Aufgenommen und gezeichnet im Jahre 1845: Rodowiecz Lieutenant und Ingenieur“

Noch ein Datum ist auf jeden Fall erwähnenswert. Als eines der ersten kleinen Dörfer erhielt Eisbach 1897 eine eigene Wasserleitung. Dazu aber später mehr.

Nun aber genug der Stammbäume, Zahlen, Hochzeits- und Geburtsdaten. Mehrfach habe ich meine Chronologie schon mit dem Verweis auf eigene Kapitel unterbrochen. Mit dieser schönen Gewohnheit will ich auch bei der Erwähnung des letzten großen Ereignisses meines Berichtes nicht brechen.

Nachdem Eisbach über die Jahrhunderte gewachsen war und es mit der Kapelle einen geistlichen Mittelpunkt gab, brauchte die Bevölkerung natürlich auch noch einen Ort für Spaß, „Sport“ und Geselligkeit.
In Meyers „Orts- und Verkehrslexikon Band 2“ von 1913 wird Eisbach zwar als Ort aufgeführt, allerdings nur mit dem Hinweis, unter Oberpleis nachzuschlagen. Es ist dort aber zumindest die Entfernung zu Oberpleis mit einem Kilometer und die Zahl von 91 Einwohnern angegeben. Möglicherweise war die-





se Entfernung den Eisbachern zu weit geworden. Nein, sicherlich nicht, denn im Gegensatz zu heute ging man zu dieser Zeit natürlich solche Entfernung, ohne sich über den steilen Eisbacher Berg oder das schlechte Wetter auch nur einen Gedanken zu machen. Wahrscheinlicher war wohl eher der Wunsch nach einem eigenen Eisbacher Verein.

Daher wurde am 1. Januar 1909 der „Kegelklub Eisbach e. V." gegründet, der bis heute besteht. Einige Jahre später entstand dann auch eine wirkliche Besonderheit. Es wurde ein Gebäude ausschließlich für eine Kegelbahn gebaut.

Eine, wie sonst üblich, zugehörige Gastwirtschaft gab und gibt es bis heute nicht. Um die Bewirtung an den Kegelabenden muss sich daher in Eigenregie gekümmert werden. Dies mag auf den ersten Blick lästig sein. Auf den zweiten Blick spart dies aber bei den heutigen Preisen für ein Bier in der Wirtschaft sehr viel Geld. In Eisbach war der Groschen eben schon immer 11 Pfennige wert …

Christoph Pohl















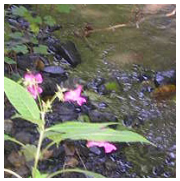








Der Eisbach, komplett zugefroren, macht seinem Namen alle Ehre (Winter 2009)

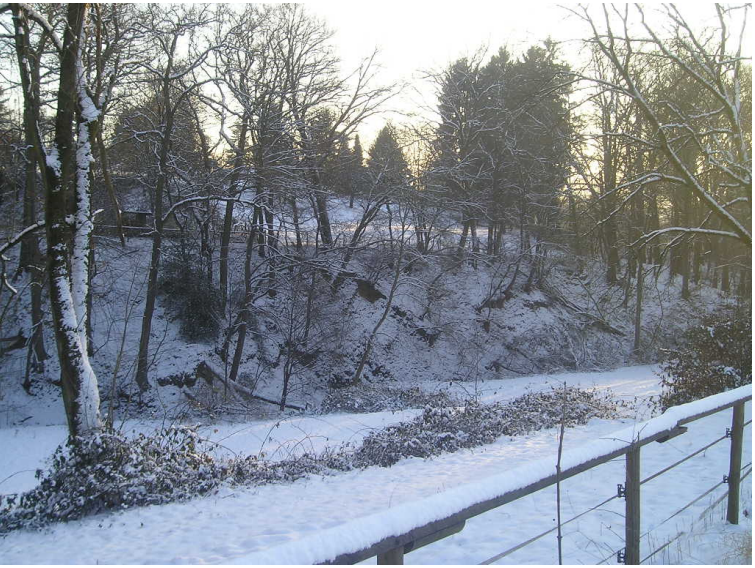


Der Eisbach

Wollen wir kurz beim Namen „Eisbach“ bleiben. Eigentlich ganz einfach, könnte man glauben: ein Bach, der kalt ist, im Winter noch kälter und vielleicht zufriert, daher Eis auf dem Bach – fertig ist der Name „Eisbach“, für den Bach und den Ort.

Bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts war diese Erklärung für den Bach und den Ort tatsächlich sehr verbreitet. Im „Katholischen Kirchenblatt“ vom 6. Januar 1929 wird der Verlauf des Eisbaches durch eine dicht bewaldete Schlucht beschrieben. Der dichte Wald lasse wenig Sonnenlicht durch, wodurch am Ende des Winters Eis und Schnee am Bachlauf nur sehr langsam und, im Vergleich zum Pleistal, viel später tauten. Im Volksmund wurden solche Stellen „winterhellig“ genannt. Das ist auch völlig richtig. Der Eisbach verläuft großenteils von Osten nach Westen. Sein Bett liegt oft am Fuß eines nach Süden steil aufragenden Hanges. Daher liegt der Bach im Winter auch bei höchstem Sonnenstand noch im Schatten. Die tief stehende Wintersonne kann Eis und Schnee nicht tauen.

Also schloss der Autor des Artikels daraus, dass die Menschen, die sich in der Nähe des Baches angesiedelt hatten, den Bach und danach auch den Ort „Eisbach“ nannten. Eigentlich eine sehr schöne und logische Geschichte für die Namensgebung, nur dass sie leider durch die moderne Sprachforschung nicht bestätigt wird.



„winterhellig“ – das Bachbett bleibt unter der tief stehenden Wintersonne lange im Schatten





Manchmal kann der Eisbach doch noch mit seinen „Wassermassen“ überraschen.

Oben: die überschwemmte Kreuzung der Umgehungsstraße im August 2004.

Links: nach 3 Wochen Dauer-Regen Anfang 2009.

Der schon anfangs erwähnte Kirstgin von Isbach kann uns hier weiterhelfen, da sein Namenszusatz, je nach Urkunde, eben nicht „Eisbach“, sondern „Isbach“, „Ispach“ oder „Ysbach“ war. Die zweite Silbe der Worte, also „Bach“ oder „Pach“ muss nicht weiter erklärt werden, da sie sich tatsächlich auf ein von uns heute ebenso genanntes Gewässer bezieht. Die erste Silbe hat aber nach heutigem Stand der Wissenschaft eine viel ältere Herkunft. Das keltische Wort “Ys“ bedeutet schnell oder reißend. Dass der heutige Eisbach vielleicht einmal ein reißender Fluss gewesen sein soll, merkt man ihm wirklich nicht mehr an. Er fließt doch eher sehr ruhig durch sein Bett. In manchen Sommern hat man sogar Angst, er könnte sein Fließen bis zum nächsten Gewitterregen ganz einstellen. Von Überschwemmungen des Eisbaches lässt sich selbst bei heftigem Regen nur selten berichten, zuletzt am 12. August 2004.

Die Ableitung des Namens aus dem Keltischen ist allerdings veraltet. Am wahrscheinlichsten ist heute die Herleitung vom indogermanischen Begriff „Es“ oder „Is“. Dieser Begriff bedeutet „fließendes Wasser“, was dem Charakter des Eisbaches auch viel eher entsprechen würde. Im heutigen Sprachgebrauch bezieht sich der indogermanische Begriff nur noch auf den festen Zustand von Wasser, also Eis.

Leider haben sich die Wissenschaftler, die das herausgefunden haben, in ihren Forschungen nicht auf den Eisbach bezogen.

Das zu behaupten, wäre wohl etwas anmaßend in Anbetracht der doch erheblich größeren Gewässer, die ihre Namen wohl auch von den alten Indogermanen bekommen haben. Zu nennen wären da die Ijssel in Holland (der Rheinländer tut sich manchmal mit dem korrekten Namen „Niederlande“ etwas schwer), die Isère in Frankreich und – wohl am bekanntesten – die Isar in Bayern.

Der Eisbach entspringt an der nordöstlichen Grenze des Stadtgebiets von Königswinter zu Hennef. Die Quelle liegt unterhalb einer kleinen Baumgruppe. Diese befindet sich auf Viehweiden zwischen den Königswinterer Ortsteilen Sand und Waschpohl sowie der Kreisstraße 36, der Stuxenberger Straße. Die Straße verbindet Sand mit dem Hennefer Ortsteil Kurscheidt. Geografisch ausgedrückt befindet sich die Quelle auf 50° 42’ 54“ nördlicher Breite und 7° 18’ 50“ östlicher Länge sowie einer Höhe von 231 Metern über dem Meeresspiegel (Google Earth und einer genauen topografischen Karte sei Dank).



Zwischen Feldrand und Zaun entspringt unter diesen Bäumen der Eisbach

Die Quelle des Eisbaches wurde und wird „Bälke-Pützje“ genannt. „Pützje“, also ein kleiner Pütz, sei dem Nicht-Rheinländer als eine kleine Wasserstelle wie z. B. ein Tümpelchen oder kleine Quelle übersetzt. Die o. g. Stuxenberger Straße hieß früher Siegburger Straße. Sie trug diesen Namen wohl seit der Blütezeit der Benediktiner Abtei auf dem Siegburger Michelsberg und führte als eine Hauptstraße von Siegburg Richtung Asbach. Nahe der Eisbachquelle gab es auf dieser Straße laut alten Erzählungen einen Schlagbaum, dessen Zweck leider nicht überliefert wurde. Möglicherweise gehörte er aber zu einer Maut- oder Zollstation auf dieser frühen Hauptstraße. Vom Hauptbestandteil dieses Schlagbaums, dem langen Balken, wurde das Wort „Bälke“ abgeleitet. Und schon ist der Ausdruck „Bälke-Pützje“ erklärt.






Auf seinen ersten ca. 650 Metern fließt der Eisbach entlang des Oberfeldes recht unscheinbar Richtung Nordwesten durch einen mehr oder weniger tiefen Graben. Gespeist wird der Bach durch das Wasser der zu ihm abfallenden Wiesen und Weiden. Von der Quelle und diesem ersten Teil des Bachlaufes hat man einen wunderschönen Blick in Richtung Hennef und die südwestlichen Ausläufer des Bergischen Landes. In einem allmählich tiefer werdenden und von dichtem Gebüsch bewachsenen Graben fließt der Bach nun weiter Richtung Westen durch die Flur Eichelsroth, bis er nach ca. 500 Metern Rübhausen erreicht. Und dort ist er plötzlich weg, der Eisbach, denn ab jetzt wird es unterirdisch. Der Bach verschwindet vor dem Hof von Heinz Wolter im Arnoldsgarten in einem Rohr. In diesem wird er um den Hof herum geleitet und kommt nach gut 100 Metern wieder ans Tageslicht. Von dort an fließt er ein Stück parallel zur Rübhausener Straße unterhalb einer Obstwiese. Er unterquert die Rübhausener Straße und hat nun schon reichlich Wasser gesammelt. Man kann deshalb ab hier nicht mehr von einem tiefen Graben, sondern von einem richtigen bewaldeten Bachbett sprechen, das das Wasser über Jahrhunderte ausgewaschen hat. Unterhalb des Kappelsgartens noch in Rübhausen „stürzt“ sich das Wasser in einem sehr schmalen und ca. 2,5 Meter tiefen Teil des Bachbettes sogar einen immerhin gut 1,5 Meter hohen „Wasserfall“ hinunter.
Der Bach fließt nun weiter Richtung Westen unterhalb der Hühwiese und der Eisbachwiese nördlich des Baches sowie des Steinfeldes südlich. Das Wasser der auf beiden Sei-





Die Eisbachwiesen im Winter …





... und im Frühling

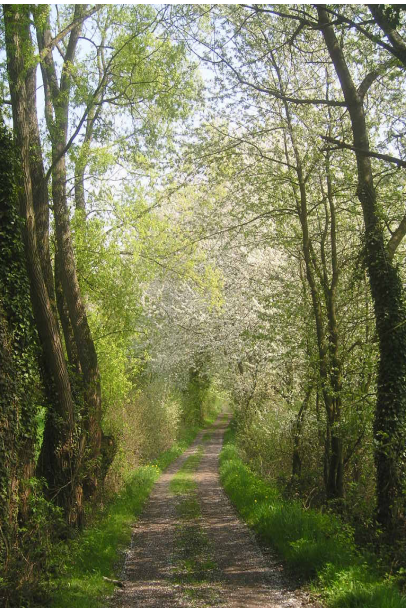
ten zu ihm abfallenden Wiesen sammelt sich in seinem Bett, wodurch er dem Vieh als natürliche Tränke dient.
Im Winter stellte er das sehr unsanfte und nasse Ende der Rodelbahnen auf diesen Wiesen dar. Wenn man mit seinem Schlitten den Eisbach erreichte, war man auf jeden Fall, weil pitschnass, am Ende des Rodelvergnügens angelangt. Außerdem war, wieder zu Hause angekommen, noch zu erklären, wie und wo man sich im Winter derart mit kaltem Wasser anlegen musste.
Der Verlauf des Eisbaches schwenkt jetzt nach Südwesten. Er erreicht eine „Brücke“, eigentlich nur ein großes Betonrohr, an der sich die Wege zwischen Eisbach, Rübhausen und Pleiserhohn treffen. Der Weg nach Rübhausen verläuft parallel zum Eisbach auf dessen südlicher Seite. Nach Pleiserhohn gelangt man über einen steilen Anstieg, der in Richtung Norden vom Bach wegführt. Am Ende des Anstieges angekommen, hat man einen herrlichen Blick über die Wiesen der Flur „Bruch“ mit ihren zwei einzelnen Eichen inmitten der Wiesen, über das Tal des Eisbaches und nach Oberpleis bis zum Ölberg.
Zwei weitere Wege führen oberhalb beider Ufer des Baches nach Eisbach. Auf der nördlichen Seite des Baches gelangt man auf einem der beiden Wege durch die Wiesen der Flur „Mattenhelden“ in den Ort. Der zweite Weg auf der südlichen Seite des Baches führt an einem wunderschönen, kleinen Buchenwald, dem „Spredchen“, vorbei und endet als „Ackerweg“ mitten in Eisbach. Der Eisbach ist also in Eisbach angekommen.















Frühling am Eisbach







Lüttscheid's Siefen, Hochbehälter und Spredchen

Zusätzliches Wasser kommt von Süden aus zwei tiefen Gräben oder Siefen, wie diese Gräben im Rheinland genannt werden. Eine wasserundurchlässige Tonschicht im Boden sorgt dafür, dass sich im „Lüttscheid´s Siefen" und im „Woller Siefen" das Wasser der Fluren „Lüttscheid" und „Ober der Mergelkaule" sammelt und durch kleine Täler zum Eisbach fließt. Der „Lüttscheid´s Siefen" sammelt genug Wasser, um damit auf seinem Weg ins Tal des Eisbaches noch kleine Fischteiche zu speisen. Die beiden Fluren liegen oberhalb des Ortes in Richtung Rübhausen. Ton und auch Quarzit wurden hier früher abgebaut. Der Name „Mergelkaule", vom dort gewonnenen Tonmergel, ist Zeugnis dafür. Auch die Quelle für die 1897 gebaute Eisbacher Wasserleitung lag in der heutigen Flur „Lüttscheid". Es wurde ein Hochbehälter gebaut, der aus dieser Quelle gefüllt und von dem aus das Wasser in die Leitung eingespeist wurde. Dieser Hochbehälter, oder zumindest dessen Reste, sind bis heute am Ortseingang von Eisbach erhalten, versteckt hinter wilden Kirschbäumen.
Jetzt aber wieder zurück zum Eisbach. Der Wald am Bachlauf ist jetzt viel dichter geworden. Jeweils ein Ufer des Baches liegt in seinem weiteren Verlauf an einem steilen, bewaldeten Abhang. Auf dem anderen Ufer fallen wiederum Weiden zu ihm ab. Der erste dieser steilen Hänge steigt nach Norden zu den Wie-

sen der Flur Bruch auf. Viele Fuchsbehausungen sind hier zu finden. Früher wurde – wohl hauptsächlich zur Bekämpfung der Tollwut –, versucht, die Füchse durch Ausräuchern oder Zuschütten ihrer Baue unschädlich zu machen oder zu vertreiben. Funktioniert hat dies allerdings nicht, die Füchse sind bis heute geblieben. Dieser Unfug hat zum Glück durch die erfolgreiche Bekämpfung der Tollwut mit sinnvolleren Mitteln ein Ende gefunden.

Der steile bewaldete Abhang wechselt auf die südliche Bachseite. In diesem Abhang findet man noch die Reste einer Höhle, in der die Eisbacher im Krieg Wertsachen versteckten.

Der Eisbach erreicht nun seine schönste Stelle. Das sah wohl auch Prälat Peter Buchholz so, denn er ließ unterhalb des heutigen Weges einen Fischteich anlegen, das „Weiherchen“. Das Wasser dieses Weihers kommt aus den Quellen des bewaldeten Teils der Flur „Mattenhelden“ und nicht aus dem Eisbach. Dieser fließt tiefer in seinem Tal unterhalb dieses Weihers entlang und nimmt dessen ablaufendes Wasser auf. Alte, große Buchen prägen den Wald auf beiden Bachseiten. Einen kleineren Tümpel, in dem sich das Quellwasser sammelte, gab es an dieser Stelle auch schon, bevor der Fischteich angelegt wurde. Daher findet man auch schon auf alten Karten den noch heute gültigen Wegenamen „Im Weiherchen“. Nicht nur der Fischteich wurde ausgehoben. Es wurde ein Weg zum Prälatenhaus angelegt und eine



Peter Buchholz mit Schwanenbesuch an seinem Weiherchen















Winterimpressionen oberhalb des Eisbachtals



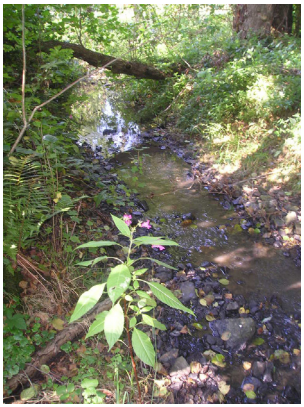
Holzbrücke über den Bach gebaut, die es heute aber nicht mehr gibt. So konnte der Prälat also auf einem „Privatweg“ durch eine Allee von Fichten, über einige Treppen durch den wunderschönen Buchenwald zu seinem Weiher gelangen.

Der Eisbach fließt weiter entlang der Wiesen und des Waldes der Flur „Reichenbruch“, unterhalb der dort befindlichen Obstplantage. Er trifft unterhalb der letzten Häuser des „alten Eisbach“ auf die Brücken der Eisbacher Straße und des Fasanenweges.
Der Bach bekommt noch einmal zusätzliches Wasser. Das Wasser einer Quelle bei Frohnhardt fließt durch den Pützsiefen zum Eisbach. Der Pützsiefen nimmt zusätzlich noch das Wasser der zum Teil sehr nassen Wiesen entlang seines Verlaufes auf. Der Bachlauf verläuft fast parallel zum Fasanenweg und den Häusern des „neuen Eisbach“, die so neu eigentlich gar nicht mehr sind. Ende der 1960er bis Anfang der 1970er wurden diese Häuser außerhalb des damaligen Ortsgebiets von Eisbach gebaut. Zwischen Bach und Weg liegen abermals Weiden. Auf der anderen Bachseite erhebt sich nach Süden wieder steil aufsteigender Wald. Am Ende dieses letzten steilen Abhangs wird der Wald wieder lichter und der Bachlauf wird nur noch von einem schmalen Streifen von Bäumen und dichtem Gebüsch gesäumt. Der Eisbach verlässt jetzt Eisbach.

An der Pleiserhohner Straße, der L 331, ist sein Bett begradigt worden. Parallel zu dieser

Straße fließt er unter der Oberpleiser Umgehungsstraße, der L 143, hindurch Richtung Südwesten nach Niederbach. Hier speiste er früher den Wassergraben und die Fischteiche der Burg Niederbach. Und hier mündet er nun bei 50° 42’ 47“ nördlicher Breite und 7° 16’ 39“ östlicher Länge auf einer Höhe von 120 Metern über dem Meeresspiegel in den Pleisbach. 111 Höhenmeter hat er auf seinem Weg (auch hier haben nochmals Google Earth







Der Eisbach mündet in den Pleisbach



Blick auf die Oberpleiser Kirche aus dem Eisbachtal

und die topografische Karte geholfen) hinter sich gebracht auf einer Strecke von ca. 3.700 Metern. Auf Karten ist zwar die Meereshöhe eingezeichnet, aber wie kommt man eigentlich an die Länge des Baches?

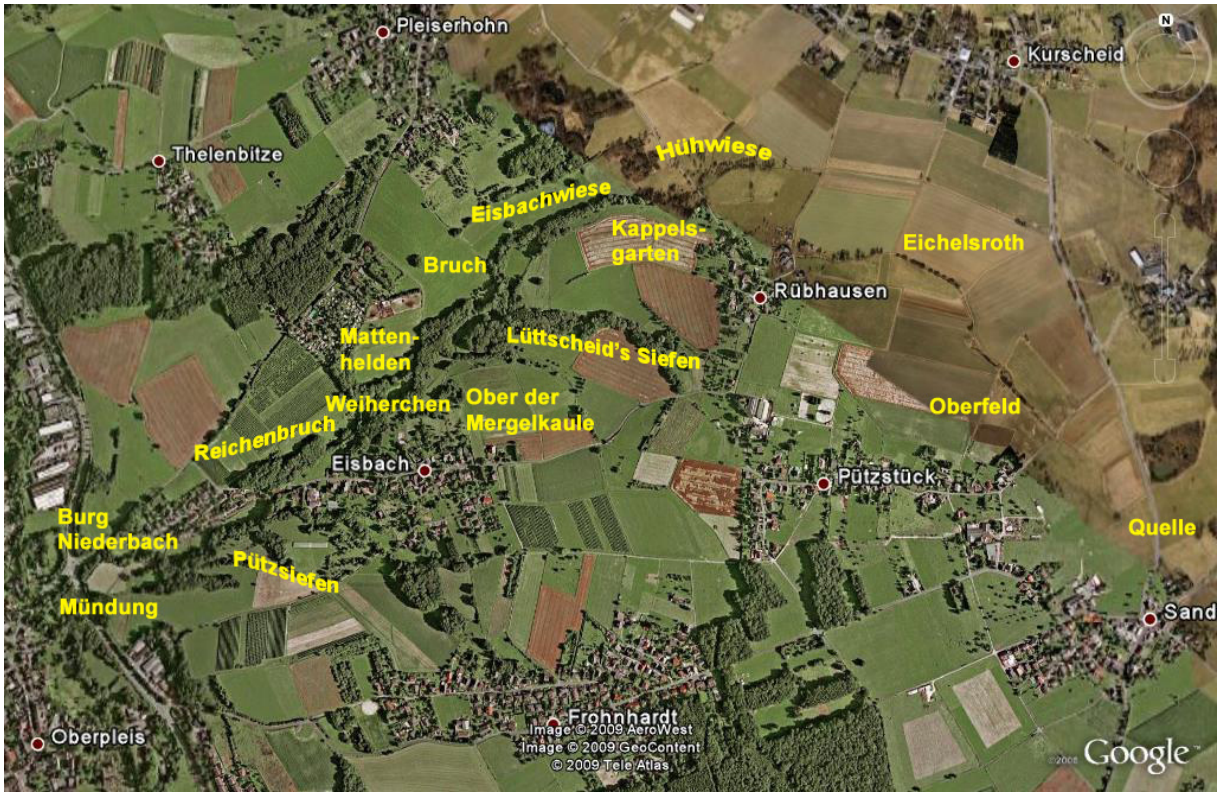
Eigentlich ist das ganz einfach: Man misst sie! Ich habe zwar die Länge des Baches zur Kontrolle über die heutigen Möglichkeiten des Internets bestimmt. Viel mehr Spaß hat es aber gemacht, etwas nachzuholen, was ich











in meiner Kindheit immer vor hatte zu tun, aber nie getan habe.

Wir, Mitautor Stephan Neudecker und ich, haben mit unserem Nachwuchs den Eisbach von seiner Mündung bis zu seiner Quelle durchwandert und ihn dabei vermessen – und das hat einen Riesenspaß gemacht, den Kindern und den Erwachsenen.
Das Ergebnis unserer laienhaften Vermessungsmethode kommt dem der Internet-Recherche sehr nahe, erhebt aber keinen Anspruch auf exakte Genauigkeit. Wichtiger als ein genauer Messwert, den wir anfangs angestrebt hatten, wurde im Laufe unserer Wanderung das Erlebnis eines wirklich wunderschönen Stücks Natur, das vor der eigenen Haustür liegt. Sicher ist die Wanderung *durch* den Eisbach als Spaziergang nicht unbedingt zu empfehlen, wohl aber eine Wanderung auf den Wegen entlang seines Verlaufes.

Christoph Pohl

Aufbruch in die „Neue Welt"

Auswanderungen aus Eisbach in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts



Peter Weber aus Pleiserhohn hat in den 1970er bis 1990er Jahren in einer einmaligen Fleißarbeit zusammengetragen, was er über die Auswanderer des neunzehnten Jahrhunderts aus Eisbach und den angrenzenden Dörfern in Erfahrung bringen konnte. Die Aufzeichnungen seiner bislang unveröffentlichten Dokumentation „*Damals*" liegen uns in Kopie vor. Aus ihrer Lektüre ergab sich die Idee für diesen Artikel.

Mit freundlicher Zustimmung seiner Witwe machen wir Teile dessen, was Peter Weber an Auswandererbriefen zusammengetragen, geordnet und mit eigenen Kommentaren versehen hat, in diesem Buch erstmals einem größeren Personenkreis zugänglich.
Um den Zugang zu diesem Kapitel der Eisbacher Dorfgeschichte zu erleichtern, nehmen wir Sie, liebe Leserin und lieber Leser, zunächst mit in einen (zugegebenermaßen fiktiven) Augenzeugenbericht des „Aufbruchgeschehens" in Eisbach im Jahre 1872. Und wir machen ein wenig jene zeitgeschichtlichen Hintergründe anschaulich, die damals einem Viertel der Dorfbewohner triftige Gründe lieferten, den Aufbruch in die „Neue Welt" zu wagen.
So eingestimmt dokumentieren wir dann im Anschluss an die Recherchen von Peter Weber „die Fakten" zu den Eisbacher Auswanderern, wie sie sich heute angesichts der historischen Quellenlage dokumentieren lassen. Wir wünschen der Leserin und dem Leser jene Neugier und Entdeckerfreude, die uns überkam, als wir Peter Webers Aufzeichnungen erstmals studieren durften.

1. Gründe und Hintergründe

Eisbach, 03. Mai 1872: Freitagmorgens in der Früh gegen 09:00 Uhr war das ganze Dorf zusammengelaufen. Auf dem Ackerweg (der damals noch oberhalb des jetzigen Hauses Eisbacher Straße 44 in Richtung Spredchen verlief) *vor dem baufälligen Hof stand das Pferdefuhrwerk. Heinrich Schächer lud die letzte Holzkiste auf den Wagen, bevor seine Frau Helene mit dem sechs Monate alten Baby zu den vier jüngeren Kindern auf die Ladefläche stieg. Die älteren vier Geschwister turnten noch um das Fuhrwerk herum, als der Vater dem ältesten Sohn, der ebenfalls Heinrich hieß, die Zügel des Gespanns in die Hand drückte. Der 14jährige ließ den Wagen an-*






fahren und unter lauten Abschiedsrufen und manchen Tränen zog das Gespann mit der elfköpfigen Familie Schächer die Eisbacher Straße nach Rübhausen hinauf. Ein letzter Blick auf die Rückseite des Siebengebirges, das in der Morgensonne glänzte … Weiter nach Hennef zur nächsten Bahnstation, von dort aus nach Köln und bis nach Antwerpen aufs Schiff in die neue Welt …



Der Buchholzhof um 1920
(heute Eisbacher Straße 43)

So oder ähnlich könnte es gewesen sein, als die Schächers im Frühjahr 1872 als erste Familie aus Eisbach nach Amerika auswanderten. Damals lebten im kinderreichen Eisbach gut 80 Menschen und man zählte 19 bewohnte Gebäude im Dorf (Stadtarchiv Königswinter, Akte Nr. 369). Auch wenn nicht alle Auswanderer wie die Schächers mit neun Kindern in die „Neue Welt“ aufbrachen, so dürften es nach heutigem Kenntnisstand wohl an die 20 Menschen gewesen sein, die dem Dorf den Rücken kehrten. Innerhalb einer Generation verließ etwa ein Viertel der Bevölkerung die angestammte Heimat.

Was bewog in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts Menschen wie Heinrich und Helene Schächer zu einem solchen Schritt? Was ließ sie ihr Hab und Gut gegen eine monatelange Reise mit zahlreichen Strapazen und ungewissem Ausgang eintauschen? Um dies zu verstehen, müssen wir uns die Verhältnisse vergegenwärtigen, unter denen die Landbevölkerung Mitte des neunzehnten Jahrhunderts im Rheinland lebte.

Im Zuge der Neuordnung nach dem Wiener Kongress war das Rheinland 1815 preußisch geworden. Die Bauern im preußischen Staat erhielten die persönliche Freiheit und waren damit von ihren grundherrlichen Lasten befreit. Ackerland wurde ihnen gegen moderate Ablösezahlungen als Eigentum überlassen.

Und obwohl die Fruchterträge erheblich gesteigert werden konnten, weil die bis dahin übliche Dreifelderwirtschaft (jährlicher Wechsel von Winter-, Sommerfrucht und Brache) unter Zuhilfenahme künstlicher Düngung aufgegeben wurde, lebte man auf den bäuerlichen Kleinst- und Zwergbetrieben im Siebengebirge am Rande des Existenzminimums von der Hand in den Mund. Denn wiederkehrende Missernten und Viehseuchen,

ein bis dahin nicht gekanntes Bevölkerungswachstum (die Bevölkerung verdreifachte sich nahezu innerhalb eines Jahrhunderts) und das Prinzip der Realteilung des Erbes ließen viele Kleinbauern der Schuldenlast nicht standhalten.

Viele Bauern suchten ihr Heil deshalb bei den so genannten „Wucherern“, die das Vieh im Stall und die Ähre auf dem Halm in Zahlung nahmen und zu enormen Zinsraten Geld für das Nötigste liehen. Kam jetzt erneut eine schlechte Ernte, fiel das Vieh einer Seuche zum Opfer, erkrankte, verunfallte oder verstarb der Bauer, so führte dies in nahezu allen Fällen zur Zwangsversteigerung des Hofes.

So wundert es nicht, dass die euphorischen Nachrichten von Freunden und Verwandten aus der „Neuen Welt“ in Eisbach große Hoffnungen weckten. Bevor sich die Schächers auf den Weg nach Amerika machten, waren bereits Familienangehörige aus Thelenbitze und Uthweiler ausgewandert und hatten in ihren Briefen die für hiesige Ohren kaum vorstellbaren Bedingungen eines Neuanfangs in der Fremde geschildert.

Der Kontrast zwischen den Wirklichkeiten der „Alten“ und den Möglichkeiten der „Neuen Welt“ wird anschaulich, vergegenwärtigt man sich die bescheidenen Ausmaße des Schächerhofes in Eisbach: Vor ihrer Ausreise nach Amerika bewirtschafteten Heinrich und Helene Schächer mit ihren Kindern etwa 500 m² Hoffläche, einen Gemüsegarten von gut 200 m², eine Obstbaumwiese von 150 m² und drei Morgen Ackerland (7.500 m²) – alles in



Villa Schmitz in Eagle Township (1920). Das Wohnhaus des Auswanderers Peter Josef Schmitz aus Eisbach. Fotograf unbekannt. Wir danken dem Virtuellen Heimatmuseum Oberpleis für die Abdruckerlaubnis.






allem gerade einmal ein knapper Hektar Land. Das reichte für zwei oder drei Kühe (die meist den Tag auf dem Feld arbeiten mussten und deshalb kaum genügend Milch für den täglichen Bedarf lieferten), ebenso viele Schweine und vielleicht ein Dutzend Hühner.

Wie muss es da in Eisbacher Ohren geklungen haben, als der inzwischen 23jährige Heinrich Schächer Jr. im Jahre 1880 (also acht Jahre nach der Auswanderung) seinem Vetter Peter in Eisbach von den neuen Besitzverhältnissen der Familie in Henry im Staate Illinois berichtet (nachfolgend zitiert nach Peter Weber): Die Schächers haben inzwischen 250 Acres Land gepachtet (= 62 Hektar), verfügen über 6 Pferde, 15 Stück Rindvieh, 27 Schweine und mehr als 300 Hühner.

Henry, Illinois, den 18. Nov. 1880

Lieber Vetter Peter,

schon ein paar Mal habe ich angefangen, an Dich zu schreiben, aber niemals konnte ich einen ordentlichen Brief zusammenbringen. Jetzt aber will ich mal sehen, ob ich das Briefeschreiben denn schon ganz verlernt habe. Es geht uns hier sehr gut und noch niemals haben wir uns wieder nach Deutschland zurück gewünscht. Nur wünschte ich, daß ein paar von Euch Eisbacher Jungens und besonders Du hier wärest. Wilhelm Bellinghausen ist am Donnerstag den 11. November (1880) glücklich hier angekommen. Meine erste Frage an ihn war, was die Eisbacher Jungens noch machen und ob Du Soldat wärest. Er sagte, Du wärest nicht sehr groß und wärest auch nicht Soldat, Du wärest aber gemustert. Er sagte, Du hättest auch große Lust nach Amerika zu kommen. Nun lieber Peter, gerade dazu raten will ich Dir nicht, aber noch viel weniger will ich Dir davon abraten. Ich will Dir schreiben wie es hier ist und dann kannst Du selbst urteilen, was am besten ist.

Daß wir hier nicht in einer Wildnis wohnen, wirst Du schon aus den Briefen ersehen, die Dir Dein Vetter Wilhelm schreiben wird. Wald findet man hier nur auf den Hügelketten, welche zu beiden Seiten längs des Illinois-Flusses von Norden nach Süden laufen und an den Ufern des Flusses und der Bäche. Die Hügelketten sind ungefähr 2 Meilen breit und das Tal ist 3 bis 4 Meilen breit. Das Land ist hier durch gerade Straßen welche von Osten nach Westen und von Norden nach Süden laufen, meistens in Quadratmeilen eingeteilt. Auf die Quadratmeile gehen 640 Acres und das Ganze ist eine Sektion.

Wir wohnen 11 Meilen südwestlich von Henry und 4 Meilen von Sparland entfernt auf dem Hochland der Prairie, welche hinter den Hügelketten anfängt. Der Boden ist schwarz und sehr fruchtbar. Es wird meistens Welchkorn hier gezogen, welches 40 bis 75 Büschel vom Acre gibt aber auch Weizen, Roggen und Hafer gedeiht sehr gut. Äpfel gibt es dieses Jahr in Hülle und Fülle.

Ich wohne als Knecht bei einem Deutschen, eineinhalb Meilen von Henry entfernt und bekomme für zehn Monate Arbeit im Jahr 170 Dollar. Der Lohn für einen Knecht schwankt zwischen 15 bis 18 Dollar im Monat und ein Dienstmädchen erhält 2 bis 3 Dollar pro Woche.

Ich werde im nächsten Jahr zu Hause bleiben, denn meine Eltern haben 250 Acres Land gepachtet, wozu wir 8 Pferde brauchen um es zu bearbeiten. Wir haben jetzt 6 Pferde, 15 Stück Rindvieh,

27 Schweine und über 300 Hühner. Schweine kosten viereinhalb Dollar pro 100 Pfund. Ein gutes Pferd kostet 75 bis 125 Dollar. Land kostet hier 40 bis 75 Dollar pro Acre. Wer hier fleißig und sparsam ist, der kann es weit bringen, denn die meisten reichen Leute hierherum waren zuerst arm. Zum Beispiel Conrad Schwarz hat noch vor 10 Jahren als Knecht gearbeitet und jetzt hat er 80 Acres Land für 6000 Dollar gekauft. Sein Bruder Joseph besitzt 2 große Häuser in Mendota, einer Stadt ungefähr 50 Meilen nördlich von hier, und ein großes Möbelwarengeschäft im Staate Texas. Es gehen zwar viele wieder nach Deutschland zurück und das sind solche, die hier keine Frau finden können, oder die keine Freunde oder keine Verwandten hier haben. Michael Pütz wäre gewiß hier geblieben, wenn er eine Frau hätte finden können. Vergnügen gibt es hier mehr als genug, denn ohne das Jagdvergnügen gibt es hier fast jede Woche ein paar Tänze auf dem Lande, ohne die vielen Bälle in der Stadt. Noch dieses Frühjahr hat ein Deutscher hier in Henry einen Saal gebaut, 40 mal 118 Fuß groß.

Henry liegt am Illinois-Fluß und zählt ungefähr 2500 Einwohner. Es hat eine schöne Brücke über den Fluß, hat ferner 3 große Fruchthäuser, 2 Mühlen, 2 Wagen- und Kutschen-Fabriken, ungefähr ein Dutzend Schmieden, 2 große Hotels, 6 Wirtschaften, 3 Apotheken, ein halbes Dutzend Doktoren und viele Eisen-, Möbel-, Tuch-, Schuh- und Spezereiwaren-Handlungen. Henry hat 2 katholische und 2 Sekten-Kirchen, 1 katholische Schule, welche unter der Leitung der Schwestern vom kostbaren Blute steht, eine Freischule und eine Hochschule. Sparland liegt sieben Meilen südwestlich von Henry und ist nur ein großes Dorf.

Lieber Peter! Wenn Du kommst, wirst Du jederzeit recht herzlich willkommen sein. Jetzt muß ich mein Schreiben schließen. Alles was ich geschrieben habe, ist die reine Wahrheit und nichts ist übertrieben. In der Hoffnung, daß Dich dieser Brief ebenso gesund antrifft, wie er mich verlässt, wünsche ich Dir ein glückliches neues Jahr, sowie auch allen Eisbachern und verbleibe

Dein Dich liebender Vetter
Heinrich Schächer

Schreibe recht bald. Sage dem Anton Bellinghausen, er soll mir eine gute Klarinette mitbringen, wenn er kommt.

Auch wenn Heinrich Schächer Jr. die Mühen und Widrigkeiten des Lebens in Amerika bei seinen Schilderungen nicht verschweigt, so scheint die Wirkung solcher Hoffnungsbilder angesichts der ärmlichen Lebensumstände auf der Rückseite des Siebengebirges immens gewesen zu sein.
Sie faszinierte freilich nicht nur Menschen in materieller Not. Auch in anderen Umständen der Bedrängnis bot sie, wie die Briefe von Auswanderern in die alte Heimat zeigen, eine neue Perspektive: So konnte der Bauer Wilhelm Bellinghausen aus Eisbach, der sich in die Magd Catharina Homscheid aus Wülscheid verliebt hatte, diese unstandesgemäße Beziehung ab 1880 in der neuen Welt unsanktioniert leben; Peter Bellinghausen (aus Thelenbitze) entging 1885/86 seiner Einberufung zum preußischen Militär durch eine abenteuerliche Flucht in einem Brotwagen über die französische Grenze bis zur Ausschiffung in Le Havre; eine ungewollte, nicht tolerierte Schwangerschaft in Eisbach konnte in der neuen Welt in einer unbeschwerten Familiengründung münden …






Mit Erlaubnis - Auswanderer mit behördlicher Genehmigung

In der Hauptzeit der Auswanderungsbewegung des 19. Jahrhunderts, den Jahren 1844-1889, verließen insgesamt 3.631 Menschen den Siegkreis mit hoheitlicher Erlaubnis *(Buchholz; Walterscheid)*. Der Siegkreis entsprach damals weitgehend dem rechtsrheinischen Teil des heutigen Rhein-Sieg-Kreises. Im Jahr 1843, zu Beginn dieser Auswanderungsperiode, lebten hier 74.918 Menschen *(Künster & Schneider)*. Die Einwohnerzahl stieg bis zum Jahr 1890 diskontinuierlich auf 91.590 an *(Künster & Schneider)*.

Insgesamt 284 mit behördlichem Konsens ausgereiste Personen entstammten dem Zuständigkeitsbereich der damaligen Bürgermeisterei Oberpleis *(Poppe)*. Oberpleis wies bei den Volkszählungen des 19. Jahrhunderts eine im Verlauf leicht rückläufige Bevölkerung von 3.822 im Jahr 1843, 3.723 im Jahr 1852 und 3.693 im Jahr 1885 auf. Erst zum Ende des Jahrhunderts wurde mit 3.763 Einwohnern im Jahre 1895 wieder ein Anstieg der Bevölkerung dokumentiert *(StatLA NRW 1964 & 1966)*.

Die tatsächliche Zahl der Auswanderer übersteigt die belegbaren Zahlen aus mehreren Gründen: Zum einen verließen zahlreiche Auswanderer ihre Heimat illegal. Mögliche Motive hierfür waren Flucht vor dem Wehrdienst, Schulden oder die Entziehung vor Strafverfolgung *(Buchholz)*. Zum anderen sind die verfügbaren Akten über die offiziell Ausgereisten sowohl zahlenmäßig (durch Verlust von Unterlagen durch Kriege etc.), als auch inhaltlich (durch z. T. unvollständige Erfassung von mitreisenden Familienangehörigen) lückenhaft.

Die Auswanderungen aus der Oberpleiser Gegend erfolgten in zwei großen „Wellen“ *(Poppe)*: Das Gros der Menschen, die in der Fremde einen Neubeginn wagten, ging in der Zeit von 1847 bis 1852, motiviert vornehmlich durch die wirtschaftliche Not in dieser Zeit, verusacht durch die Mißernten von 1845 und 1846. Interessanterweise ist aus dieser Phase kein ausgewanderter Eisbacher überliefert, was zu der Vermutung berechtigt, dass die Lebensumstände in Eisbach zu dieser Zeit noch relativ gut waren.

Die zweite „Hauptphase“ der Auswanderung aus Oberpleis fand in den Jahren von 1866 bis 1882 statt. Folgende 14 Eisbacher haben in dieser Zeit ihre Heimat „offiziell“, d. h. nach einem vom zuständigen Bürgermeisteramt Oberpleis bewilligten Auswanderungsgesuch, verlassen, um ihr Glück in Nordamerika zu versuchen.

<u>Mit Antragsdatum vom 23.02.1872:</u>

1. Schächer, Heinrich (*05.03.1827), Ackerer;
2. Ehefrau S., Helene, geborene Gast (*05.03.1833);

3. Kind S., Heinrich, 14 J. alt (*18.11.1857);
4. Kind S., Helene, 12 J. alt (*29.08.1859);
5. Kind S., Wilhelm, 12 J. alt (*29.08.1859);
6. Kind S., Peter Joseph, 10 J. alt (*04.07.1861);
7. Kind S., Anton, 8 J. alt (*02.08.1863);
8. Kind S., Anna Katharina 6 J. alt, (*01.06.1865);
9. Kind S., Christian, 4 J. alt (*26.07.1867);
10. Kind S., Johannes, 2 J. alt (*23.08.1869);
11. Kind S., Franz, 1/2 J. alt (*27.06.1871).

Aus den Recherchen von Peter Weber: „*Ziel der Familie Schächer war zunächst der Staat Illinois, wo man in der Gegend um den Ort Henry Land pachtete und bewirtschaftete. Bereits am 29.11.1872, fast auf den Tag 9 Monate nach Einreichen des Ausreiseantrags, kam in Henry ein weiterer Sohn mit Namen Theodor zur Welt, die Reise dürfte also zwischen März und Oktober stattgefunden haben. Von Heinrich S. jr. sind mehrere Briefe an Verwandte und Freunde in Eisbach erhalten. Die Familie Schächer blieb übrigens nicht lange in Illinois, sondern zog bereits 1885 weiter nach Nebraska und im Jahr 1902 nach Texas*“.

Mit Antragsdatum vom 09.09.1872:

12. Schächer, Christina, 37 J. alt (*13.06.1835).

Anmerkung der Autoren: Christina S. war die jüngste Schwester von Heinrich S. sen. und hat sich vermutlich der großen Familie ihres Bruders angeschlossen bzw. ist ihnen nachgereist.

Mit Antragsdatum vom 09.06.1882:

13. Bellinghausen, Anton, 36 J. alt (*01.09.1846)

Anmerkung bei Walterscheid: „*Er will zu seinen beiden Brüdern*“.

Recherchen von Peter Weber: „*A. B. blieb lebenslang ledig und lebte später bei der Familie seines Bruders Johann. Die Ausreise erfolgte vermutlich Ende Juli 1882, denn mit Datum vom 21.07.1882 ist ein Gedicht überliefert, welches Wilhelm Bennerscheid seinem Freund A. B. zum Abschied geschrieben hatte:*

‚Anton!
Aus Deiner deutschen Heimat wanderst Du nun fort,
nach Westen hin, über Ozean und Länder.
Teurer Vetter! Was Du mir hier warst, bleibe dort.
O Vater im Himmel, sende Deinen Segen,
Nimm ihn in Schutz auf allen seinen Wegen!’

Auch von A. B. sind Briefe überliefert (hier ein Brief ein Jahr nach seiner Auswanderung):

Henry im Illinois, den 07. April 1883

Lieber Peter!

Ich benutze das jetzige Regenwetter um Dir einige Zeilen zu schreiben. Ich denke, Du bist jetzt an der Reihe. Wir haben nun so denke ich, den grausigen Winter überstanden und hoffen aufs schöne Frühjahr. Auf den Ruf des Kuckucks braucht man hier nicht zu warten, denn er singt hier nicht. In der letzten Zeit hatten wir es hier am Tage schön und in der Nacht Frost. Aber jetzt haben wir Regen, doch es scheint hell und warm zu werden. Einige hier haben etwas gepflügt aber sonst ist noch nichts im Feld geschehen. Wenn es jetzt warm wird, dann fängt überall die Arbeit an. Ich habe gehört, daß






Ihr einen gelinden Winter dort hattet, dann seid Ihr jetzt wohl schon am Pflanzen, Pflügen und Sähen. Wenn wir aber auch hier etwas später pflanzen, so wächst es umso rascher, denn es wird hier wärmer und der Boden ist überall fett. Hier tut das Wasser viel Schaden. Das Land ist hier viel zu flach. Wenn es dann viel regnet, bleibt das Wasser in den Vertiefungen oft lange stehen. Das Welchkorn kann aber nur wenig Wasser vertragen. Daher kam es auch, daß man im vorigen Jahre so viele Stellen im Felde sah, wo nichts als mannhohes Unkraut war. Das ist für die Farmer ein großer Schaden, denn das ist die Hauptfrucht und auch die einträglichste.

Wenn Du hier wärest, brauchtest Du nicht (nur) mit einem Pferde zu fahren, denn das sieht man hier nicht, es sei denn ein kleines Luxuswägelchen. Karren hat man gar keine. Auch braucht man hier kein Futter für das Vieh zu holen. Die gehen das ganze Jahr auf die Weide, aber im Winter bekommen sie doch etwas Stroh und Korn, wenn das Feld voll Schnee liegt oder im Frühjahr, wenn es ausgefressen ist, denn wenn das Korn heraus ist, dann wird das Vieh heraus gelassen, die suchen das Beste heraus. Diese Gegend ist eigentlich zu kalt für Viehzucht. Der Winter ist zu lang. Es gibt hier Gegenden, die besser dazu geeignet sind, nämlich im Süden und Westen, wo beinahe im ganzen Winter das Gras wächst und wo das junge Vieh nicht so viel leidet wie hier. Jedes Land hat seine Besonderheiten.

Mein Bruder Johann, ist am Ostermontag mit Clemens abgereist zum Territorium des Staates Washington. Ich bin mitgefahren bis Peoria, wo sie um zwei Uhr abgefahren sind. Die Reise kostete bis Portland beinahe 65 Dollar. Die ganze Reise wird nicht weit von achtzig Dollar kosten. Die Fahrt geht per Bahn bis San Franzisko und von da zu Schiffe bis Portland. Am Abend des Ostertages waren wir alle bei Schächers und viele andere waren da. Da haben wir auch Ostereier zerschlagen in allen Farben, wie bei Euch üblich. Die Deutschen haben das Eierfärben auch hierhin gepflanzt. In Peoria waren sie in den Schaufenstern ausgestellt, wie in einer deutschen Stadt. Aber die Osterfeier in der Kirche ist schrecklich kalt. Wir fahren wie gewöhnlich ins Hochamt, mit deutscher Singmesse. Nach derselben war Segen mit dem hochwürdigen Gute. Hier ist nämlich keine Segensmesse. Ostermontag ist hier kein Feiertag, ebenso Pfingstmontag nicht und Fronleichnam und noch viele anderer Festtage nicht.

Ich habe jetzt meinem Bruder Johann seine Arbeit übernommen, nämlich Rohre legen im Felde an nassen Stellen. Die Arbeit ist nicht leicht, aber sehr rentabel. Ich könnte Arbeit haben mehr als genug, aber nicht so einträglich. Bei den Schächers werde ich den Anfang machen. Die Arbeit geht im Akkord.

Ehe ich aus der Heimat fortging, hörte man so viele, welche in diesem Frühjahr auswandern wollten. Ich habe seitdem nichts wieder gehört. Da war besonders der Johann Hombach und der Elch wollte auch kommen. Der wird sich wohl wieder einen anderen Meister gesucht haben. Ich möchte jedem raten, wer auswandern will ohne einen Haltepunkt zu haben, der muß schon etwas Selbständigkeit haben. Die Arbeit wird aber viel besser bezahlt wie bei Euch, denn welcher Knecht verdient wohl bei Euch 800 bis 900 Mark in zehn Monaten.

Was machen die Leute noch alle in Eurem Hause. Deine Schwester Katharina, ist sie noch gesund und die in Rott und die Jugend auf dem Dorfe? Was macht noch der Bernhard Efferoth und der Hilger und die Soldaten? Der Wilhelm Schächer hat die Adressen von diesen unserem Johann gege-

ben, sonst hätten wir ihnen einmal zusammen geschrieben. Ich höre so wenig Neuigkeiten aus der Heimat. Schreibe mir doch wenigstens das Wichtigste und besonders interessiert mich das Wetter. Ich kann Dir von hier nicht so viel schreiben, weil Du nicht so bekannt bist. Du weißt doch sicher, dass Helene Schächer geheiratet hat. Der Heinrich Schächer hat eine Tochter, die wohl 5 bis 6 Wochen alt ist. Sie lassen Dich und Euch alle grüßen, besonders der Wilhelm. Anton und Peter-Joseph sind in Peru. (Stadt in Illinois 10 Meilen nördlich von Henry, S. N.) *Grüße mir die genannten und ungenannten Leute auf dem Dorfe und daneben auch den Meister J. Röttgen und den Hermann und frage ihn, ob ihm die Reise leid wäre. Es gibt hier deutsche Meister genug in den Städten. Grüße nochmals Deine Brüder und schicke mir die Adresse von Johann Dahlhausen.*

Gruß von Freund und Vetter
Anton

Schicke auch das Lied: Flamme empor. Diese Strophen kämen vor: Heilige Glut - Finstere Nacht. Gruß an Ohm zu Niederbach.

Mit Antragsdatum vom 24.06.1882:

14. Esch, Wilhelm, 18 J. alt, (geb. in Wiederschall).

Ohne zu fragen - Illegale Auswanderer

Über die Auswanderung der ohne behördlichen Konsens ausgewanderten Eisbacher liegen uns keine offiziellen Quellen vor. Die nachfolgenden Ausführungen beruhen auf den Recherchen von Peter Weber und Willi Zerres, die Korrektheit der Personendaten konnte im Familienbuch Oberpleis verifiziert werden.

Ausreise ca. 1878:

15. Schmitz, Peter Josef, 15 J. alt (*16.03.1863 in Eisbach; letzter Wohnsitz Thelenbitze)

Recherchen von Willi Zerres: *„P .J. S. ... wurde am 16. März 1863 ... in Eisbach als Ältester von 5 Geschwistern geboren. Seine Mutter starb am 07.01.1869 wenige Tage nach der Geburt des 5. Kindes im Kindbett, das Neugeborene verstarb zwei Tage später. Am 22.01.1869 verstarb dann noch seine Schwester im Alter von zweieinhalb Jahren, sodass die Familie innerhalb von zwei Wochen drei Angehörige verlor. Sein Vater stand danach mit drei Kindern im Alter von 6, 4 und 2 Jahren alleine da. Die Familie in Eisbach löste sich auf, und die drei Kinder wurden auf Verwandte aufgeteilt und der Vater heiratete schon am 20.08.1869 wieder und verzog nach Küdinghoven.*

Diese Ereignisse haben wohl mit dazu beigetragen, daß P. J. S. schon im Jahre 1878 als Fünfzehnjähriger nach Amerika in den Bundesstaat Illinois – Ziel fast aller Oberpleiser Emigranten – auswanderte. Vermutlich hat er sich dabei Verwandten oder Bekannten angeschlossen, denn eine ihn betreffende behördliche Auswanderungserlaubnis findet sich nicht. Vielleicht hat er auch wie viele andere das Heimatland illegal verlassen.

In seiner neuen Heimat heiratete P. J. S. Helena, ein deutsches Mädchen (geb. am 18.05.1861). Sie bekamen 4 Kinder. Aus einer Volkszählungsurkunde geht hervor, dass die






Familie noch im Jahre 1900 in der Stadt Eagle Township im Land La Salle in Illinois lebte.“

Ausreise 1879 (Ankunft am 14.07.1879 bei Fam. Schächer in Illinois [nach PeterWeber]):

16. Bellinghausen, Johann, 31 J. alt (*02.03.1848).

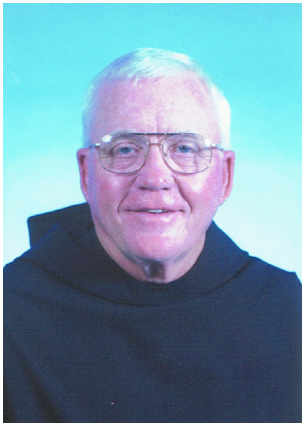
Recherchen von Peter Weber: „*J. B. heiratete am 10.11.1891 in Uniontown/Wa. eine Margarete Weber, geb. 23.01.1861 in Thelenbitze, als Tochter von Wilhelm W. und Catharina Buchholz. J. B. kannte seine Braut bereits aus Niederbach. Sie hatte dort als Magd auf dem Hof ihres Onkels Anton W. (verheiratet mit J. B.s Tante Anna Catharina, geb. Bellinghausen, einer Schwester seines Vaters) gearbeitet. Anton W. war übrigens auch Patenonkel seines Bruders Anton. Von J. B. wissen wir, daß er ebenfalls in Niederbach gearbeitet hat, vermutlich als Knecht auf demselben Hof. Margarethe B. verstarb im Wochenbett einen Tag nach der Geburt des ersten Sohnes William Henry am 23.01.1893. J. B heiratete später noch ein zweites Mal.*“

Ausreise Oktober 1880:

17. Bellinghausen, Wilhelm, 35 J. alt (*01.03.1845);
18. Ehefrau B., Catharina, geb. Homscheid, 18 J. alt (*10.01.1862 in Wülscheid).

Recherchen von Peter Weber: „*W. B. heiratete C. H. am 09.10.1880 in Oberpleis. Sie war am 28.04.1878 im Alter von 16 Jahren als Magd auf den Eisbacher Hof seiner verwitweten Mutter Maria Catharina B. (geb. Gratzfeld) gekommen, deren Gatte Heinrich B., W.s Vater, war bereits 1873 verstorben. Die Mutter von W. B. verschied am 03.08.1880. Nur 2 Monate später, am 09.10.1880, wurde geheiratet. Unmittelbar nach der Hochzeit muß das Paar dann die Reise nach Amerika angetreten haben, denn aus einem erhaltenen Brief des Heinrich Schächer jr. vom 18.11.1880 an seinen Cousin Peter Bellinghausen in Eisbach wissen wir, daß die beiden bereits am St. Martinstag 1880 in Henry/Ill. angekommen sind. Das erste Kind, Tochter Lena, kam übrigens im Februar 1881 zur Welt.*“

Elf weitere Kinder (drei verstarben im ersten Lebensjahr) sollten aus der Ehe von Wilhelm und Catharina Bellinghausen folgen. Das letzte Kind war Hubert Bellinghausen, dessen Sohn David (Geburtsname Gerald) Bellinghausen heute Prior der Benediktinerabtei Subiaco im Bundesstaat Arkansas ist.



Prior
David Bellinghausen, OSB

Father David Bellinghausen, OSB, schrieb uns über die Auswanderung seiner Großeltern väterlicherseits und den Fortgang der Auswanderergeschichte:
„*Im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts wurden in Zeitungen viele ermutigende Artikel über gute Arbeits- und Lebensmöglichkeiten in den Vereinigten Staaten von Amerika für fleißige Einwanderer veröffentlicht. Berichte von deutschen Kolonien, manchmal in ländlichen Gebieten, erzählten von großartigen Aussichten für Heimstättensiedler oder für den Kauf von fruchtbarem Ackerland.*

Die meisten dieser ländlichen Ansiedlungen hatten deutschsprachige Lehrer und Geistliche für die Schulen und Kirchen der Siedler. Dies gab den Neuankömmlingen ein gewisses Zugehörigkeitsgefühl und ermöglichte sozusagen eine Fortführung des Lebens, an das man in Deutschland gewöhnt war.

Es war einfach, viele Bauern für diese deutschen Ansiedlungen zu gewinnen, denn es stand viel offenes Land zur Verfügung, das gepachtet oder gekauft und in ertragreiches Farm- oder Ranchland verwandelt werden konnte. Für viele junge deutsche Männer – ob ledig oder verheiratet – war der Lockruf eines besseren Lebens hier in den Staaten sehr verführerisch. Hinzu kam bei den meisten Einwanderern aus Deutschland eine gute Portion Wanderlust und Fernweh.

Wilhelm, Anton und Johann, die drei Söhne von Heinrich Bellinghausen (Oberpleis 1798-1873), interessierten sich ernsthaft für das Auswandern in die Vereinigten Staaten. Die drei Söhne stammten aus der im Jahr 1844 geschlossenen zweiten Ehe von Heinrich mit Maria Katharina Gratzfeld: Wilhelm, geboren 1845; Anton, geboren 1846, und Johann, geboren 1848.
Nachdem ihr Vater 1873 starb, dachten die Brüder ernsthaft über die Emigration in die Staaten nach. Johann, der jüngste Sohn, kam 1878 als erster nach Amerika und ließ sich in Uniontown, Washington nieder.

Erst nach dem Tod seiner Mutter im Jahr 1880 entschied sich Wilhelm fortzugehen. Einen Monat nachdem seine Mutter starb, heiratete Wilhelm Catharina Homscheid aus Wülscheid, und einen Tag nach der Hochzeit verließ das Paar Oberpleis, um in die Vereinigten Staaten nach Illinois zu kommen.

Die Reise des jungvermählten Paares nach Le Havre, Frankreich, dann die Überfahrt über den Atlantik nach New York und die Zugfahrt bis nach Henry in Illinois, dauerte einen ganzen Monat. In Henry, Illinois, wurden Wilhelm und Catharina von der Schächer Familie – einer Familie aus Eisbach, die auch in die Vereinigten Staaten emigriert war – herzlich empfangen.
Anton, der nie heiratete, blieb in Deutschland, um etwas vom dem Grundbesitz in Eisbach zu verkaufen, bis er dann schließlich 1882 auch nach Amerika kam.

Musik spielte für die deutschen Familien eine große Rolle. Im letzten Brief – kurz vor dessen Reise über den Ozean im Jahr 1882 – schrieb Wilhelm an Anton, er solle doch ‚eine gute Klarinette’ mitbringen.

Die drei Bellinghausen-Brüder planten ohne Zweifel schon seit längerem in die USA auszuwandern. Der jüngste Sohn Johann ging zuerst, und es scheint, als hätte William bis zum Tod seiner Mutter gewartet, bevor er daran dachte, Deutschland zu verlassen. Die Tatsache, dass seine Freundin früh schwanger wurde, machte ihre Pläne zudem sicherlich komplizierter. William war ein besonnener Mann, und er wartete mit der Heirat und der Auswanderung nach Amerika bis nach dem Tod seiner Mutter.

Seine Heirat war sehr glücklich und er überschüttete seine Frau mit Kleidern und Zuwendung. Im Gegensatz zu anderen deutschen






Bauersfrauen musste sie sich nie viel mit Gartenarbeit und den Tieren beschäftigen, denn es gab im Haus immer viel Hilfe und Unterstützung, sodass sie Zeit hatte, sich um andere Menschen in Not zu kümmern.

Anton, der Zweitälteste der drei Brüder – der nach dem Auswandern des jungen Paares noch einige Zeit in Deutschland blieb – teilte schließlich in der neuen Heimat das Zuhause mit Wilhelm und seiner Frau. Er kümmerte sich um die Gartenarbeit und die Obstbäume und half der Familie in vielerlei Hinsicht. Trotz des großen Altersunterschiedes hatte das Paar eine von Liebe und Zuneigung geprägte Beziehung und ein glückliches Zuhause.

Henry, Illinois, war eine deutsche Ansiedlung in der Nähe von Peoria, die sich entlang dem Fluss Illinois erstreckte und die sehr fruchtbares Ackerland hatte. Damals wurde das dortige Ackerland auf 70,00 $ pro Acre (4.046,85 m²) geschätzt, während der Grund und Boden in anderen Gebieten des Landes für 20,00 $ pro Acre verkauft wurde. William pachtete hier eine Farm, und das Paar blieb für fünf Jahre in Illinois.

1885 entschieden sich Wilhelm und Catharina (in Amerika heißen sie nunmehr William und Katherine)*, der Schächer-Familie zu einer neuen deutschen Ansiedlung in St. Bernard, Nebraska, zu folgen, eine Siedlung die 300 Meilen weiter westlich von Henry lag. William pachtete dort eine Farm mit 160 Acre Land, da ein Kauf immer noch zu kostspielig war. Während die ersten vier Kinder der Familie – Lena, John, Anton und Katherine – in Illinois geboren wurden, kam der Rest der Kinder in Nebraska zur Welt. Diese Kinder waren Henry, William, Viktoria, Joseph und mein Vater, Hubert.*

Im Jahr 2005, während eines Besuchs bei deutschen Mönchen in Nebraska, fand ich die Taufaufzeichnungen meines Vaters und die Farm in St. Bernard, wo mein Vater geboren wurde. Keines der ursprünglichen Gebäude hatte überdauert, aber ich fand die genaue Stelle, wo das ehemalige Haus stand und in dem die Familie lebte.

Im Jahr 1902 siedelten wir wieder um. Am 30. Dezember 1902, als mein Vater 18 Monate alt war, verkaufte die Familie William Bellinghausen Pferde, weiteren Viehbestand und landwirtschaftliche Maschinen. Zum Verkauf gehörten 8 Pferde, 26 Rinder und 40 Mastschweine. Viele andere Haushaltssachen wurden zum Verkauf angeboten, wie zum Beispiel Milchzisternen und Heizöfen.
Die Familie reiste danach mit dem Zug nach Seymour, Texas, dann mit Pferd und Wagen 25 Meilen weiter nach Westen zu ihrem Bestimmungsort mit dem Namen Rhineland, Texas, eine 1895 gegründete deutschsprachige Ansiedlung. Es war eine Reise von 600 Meilen und führte zu diesem fruchtbaren Prärieгebiet, das etwa 200 Meilen nordwestlich von Dallas, Texas, lag.

Hier auf dem neuen Ranchland gründete ein deutscher Priester, Vater Reisdorff, eine deutschsprachige katholische Ansiedlung mitten in der offenen Prärie. Die neuen Siedler pflügten das Land und pflanzten Getreide und Baumwolle, was sich als Haupteinnahmequelle für die Bauern erweisen sollte.

Deutsche Siedler strömten in die neue Kolonie und es wurden eine Gemeindeschule sowie eine Kirche aus Holz gebaut. Dann wurde ein deutschsprachiger Benediktinerpriester von der Subiaco Abtei angeworben, der sich den geistlichen Bedürfnissen der Leute widmete. Bald danach wurden Benediktinerschwestern aus Arkansas angestellt, welche die Gemeindeschule führten.
Die Kirche und die Schule waren der Mittelpunkt des deutsch-amerikanischen Dorfes. Auch sehnten sich die Einwohner nach Musik, und so wurde ein Gemeindechor – der bei religiösen Festlichkeiten auftrat – und eine Blaskapelle ins Leben gerufen. Mein Großonkel Anton (geb. 1846), der mit meinen Großeltern Bellinghausen lebte, widmete sich ganz besonders dem Kirchenchor. Mein Vater Hubert, das jüngste Mitglied seiner Familie, lernte die Grundlagen der Musik vom Pastor, Father John Nigg, und spielte verschiedene Instrumente in der Blaskapelle.

Zu dieser Zeit war die Familie von William und Katherine Bellinghausen glücklich, arbeitete fleißig und die große Farm ermöglichte ein gutes Leben. Aber dann schlug das Schicksal zu als die Mutter, Katherine, plötzlich starb. Williams Eintrag in einem Notizbuch, welches sich noch in meinem Besitz befindet, lautet: „Gestorben am 17. Dezember 1907.“ Die Todesursache war unbekannt. Katherine war eine energische und kraftvolle Frau, bekannt für ihre große Hilfsbereitschaft und Wohltätigkeit, wo auch immer es Krankheit, Tod oder Geburt gab. Sie hatte ihr eigenes Pferd und einen Buggy und man sah sie überall in der Gemeinde, immer bereit, notleidenden Familien zu helfen.

Nur vier Jahre später starb William (am 19.6.1911). Er hinterließ seine kleinen Kinder, um die sich nun sein unverheirateter Bruder Anton kümmerte. Diese Lösung hatte bis 1916 Bestand. Zu diesem Zeitpunkt traf die Familie die Entscheidung sich zu trennen und ihre jeweils eigenen Lebenswege zu gehen. Mit 15 Jahren musste mein Vater Hubert die High School (weiterführende Schule im Sekundarbereich) verlassen, obwohl er ein guter Schüler war. Er ging zur Familie seines Bruders John, wo er einige Zeit lebte und arbeitete. Danach arbeitete er auf Farmen in Nazareth, Texas, wo sein Bruder Anton lebte. Schließlich kehrte er nach Rhineland zur Farm seines Bruders Joseph zurück und betrieb mit ihm den Hof.

Am 16. Januar 1924 heirateten meine Eltern, Hubert Bellinghausen und Rosina Duesterhaus, in ihrer Heimatgemeinde St. Josephs in Rhineland, Texas. Die Duesterhaus-Familie kam 1886 von Paderborn nach Texas, ließ sich zunächst nahe Austin, Texas, nieder und zog im Jahre 1900 dann nach Rhineland. Wie die meisten Mitglieder der Gemeinde, war mein Vater ein erfolgreicher Bauer, der schließlich mehrere hundert Acre Land bewirtschaftete.

Zehn Kinder, sieben Söhne und drei Töchter, wurden in dieser Familie geboren. Ich bin der siebente Sohn und das neunte Kind. Alle Kinder gingen in die Gemeindeschule und später dann in die öffentliche High School im Ort. Das Haus meiner Eltern Hubert und Rosina war ein glückliches Haus, bekannt für seine Gastfreundschaft, denn ob Onkel oder Tante, Vetter oder Nachbar, alle kamen häufig zu





Besuch, manchmal auch täglich. Der Mittelpunkt des religiösen Lebens der Familie war die katholische Gemeinde und die Schule. Jeden Morgen, bevor die Schule begann, nahmen die Kinder an der Messe teil. Auch soziale Begegnungen fanden im Rahmen der örtlichen katholischen Kirchengemeinde statt. Im Jahr 1957 verließ ich mit 18 Jahren mein Zuhause und diese idyllische Umgebung, um an der University of North Texas, in der Nähe von Dallas, Texas, zu studieren und meine Ausbildung weiterzuführen. Ich hatte für meine Studien ein Stipendium für diese Universität erhalten. Das Studium an der Universität öffnete mir eine ganz neue Welt des Lernens; jedoch entschied ich mich nach zwei Jahren und nach einiger Überlegung dafür, dem Kloster Subiaco, Arkansas, mehr als 450 Meilen weg von Zuhause beizutreten, um eine Ausbildung zum Priester zu beginnen.

Nach den Ausbildungsjahren im Kloster leistete ich meine ersten Ordensgelübde im Jahr 1961 und meine Heiligen Gelübde im Jahr 1967. Zwischen 1964-1980 war die Herausgebertätigkeit bei der Klosterzeitung der Hauptbestandteil meiner Arbeit. Daneben leitete ich die Exerzitien (Einkehrtage) im Exerzitienzentrum unseres Klosters. 1981 begann ich ein Philosophiestudium am St. Joseph Seminary College, St. Benedict, Louisiana. Nach zwei Studienjahren in Louisiana, ging ich nach Rom, Italien, um ein Theologiestudium am Bischöflichen Kollegium St. Beda zu beginnen. Ich blieb drei Jahre in diesem Priesterseminar und absolvierte den vierjährigen Studiengang in nur drei Jahren.

Im Sommer 1985 kehrte ich nach Hause nach Subiaco zurück, wo ich zum Diakon geweiht wurde. Den Sommer verbrachte ich als Diakon in einer unserer Gemeinden und reiste dann für mein letztes Studienjahr nach Rom. Ein Höhepunkt meines letzten Studienjahres kam im Frühling 1986, als ich als einer von zwei Diakonen ausgewählt wurde, um die Messe am Aschermittwoch mit Papst Johannes Paul II. in der Kirche von Santa Sabina



David Bellinghausen (links) zu Besuch in Eisbach 1984:
Hier mit Ruth und Claire Badeberg (rechts)
sowie deren Eltern.

zu feiern. Nach dem Ende meiner Studien im Juni 1986, kehrte ich nach Hause zum Kloster Subiaco zurück und erhielt am 1. November 1986 die Priesterweihe. Meine ganze Familie war anwesend, nur meine Eltern waren außer Stande, die große Entfernung für die Feierlichkeiten zurückzulegen. Meine erste Messe feierten wir in meiner Heimatgemeinde St.

Joseph, Rhineland am 8. November 1986, und an dieser Messe konnten auch meine Eltern teilnehmen.

Nach der Priesterweihe unterrichtete ich Religion an unserer High School, der Subiaco Academie, und leitete die Wochenendexerzitien in unserem Exerzitienhaus.
Im Jahr 1989 wurde ich dann Pastor der „Heiligen Erlöser Kirche“, Clarksville, Arkansas, und blieb dort fünf Jahre. Von 1994-1997 war ich Pastor der „Heiligen Herz Kirche“, Muenster, Texas. Die acht Jahre in der Gemeindearbeit gehören für mich zu den produktivsten und glücklichsten meines Lebens.

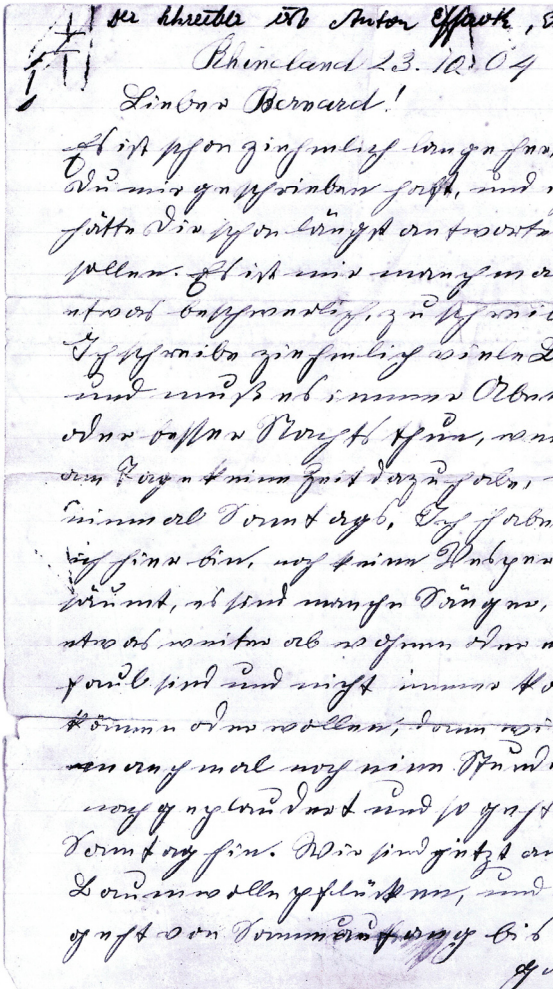
Im Juli 1997, nach drei Jahren als Pastor der großen Kirchengemeinde von Muenster, Texas, entschied das Kloster Subiaco, Mönche aus dem Gemeindedienst zurückzuziehen, und ich kehrte nach Hause zurück, um dem Kloster als Prior zu dienen. Diese Position habe ich noch immer inne. Zusätzlich zu meiner Arbeit als Prior des Subiaco Klosters, beschäftige ich mich mit geistlichen Studien und gebe geleitete Exerzitien für interessierte Leute in unserem Exerzitienhaus.“

Fahren wir nach dieser „Auswandergeschichte“ von David Bellinghausen fort mit unserer chronologischen Auflistung der Eisbacher Auswanderer.

<u>Ausreise ca. 1885/86:</u>

19. Bellinghausen, Peter, 57 oder 58 J. alt (*30.06.1828 in Eisbach, letzter Wohnsitz in Thelenbitze).

Recherchen von Peter Weber: „*P. B. war der Halbbruder von Wilhelm, Anton und Johann B., ihr gemeinsamer Vater Heinrich B. hatte nach dem Tod von P. B.s Mutter wieder geheiratet. P. B. verließ den Hof und Geburtsort seiner Kinder in Thelenbitze als Witwer ge-*



Letzter Brief des unverheirateten Anton Bellinghausen an Bernhard Efferoth in Eisbach vom 23.10.1904






meinsam mit seiner 48 Jahre alten Schwägerin und fünf Söhnen im Alter zwischen 3 und 23 Jahren; seine Frau Anna Catharina Sassenberg war am 30.12.1884 verstorben. Zwei erwachsene Söhne waren bereits zuvor nach Amerika ausgewandert.“

Dr. Stephan Neudecker
und Burkard Severin

Quellen:

Buchholz, J: Auswanderer aus dem Siegkreis von 1844-1857 (Veröffentlichung des Geschichts- und Altertumsvereins für Siegburg und den Rhein-Sieg-Kreis e.V., Heft 17). F. Schmitt Verlag, Siegburg 1989.

Gast, B. & Brenner, G. H.: Familienbuch Oberpleis (1727-1875). Westdeutsche Gesellschaft für Familienkunde e.V. Köln, Bezirksgruppe Bonn, Bonn 2006.

Künster, K. & Schneider, S.: Der Siegkreis, Regierungsbezirk Köln. (Die Landkreise in Nordrhein-Westfalen, Reihe A: Nordrhein, Band 4). Wilhelm Stollfuss Verlag, Bonn 1959.

Poppe, S: Oberpleiser Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1850-1945. In: Hillen, C. (Hrsg): Oberpleiser Wirtschaftsleben (Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum des Werbekreises Oberpleis). Uelpenich Verlag, Königswinter 2002, S. 52-57.

Statistisches Landesamt Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Beiträge zur Statistik des Landes NRW, Sonderreihe Volkszählung 1961, Heft 3c (Bevölkerungsentwicklung 1816-1871), Düsseldorf 1966.

Statistisches Landesamt Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Beiträge zur Statistik des Landes NRW, Sonderreihe Volkszählung 1961, Heft 3d (Bevölkerungsentwicklung 1871-1961), Düsseldorf 1964.

Walterscheid, J.: Auswanderer aus dem Siegkreis. (Forschungen zur rheinischen Auswanderung, Heft 2). Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn 1939.

Weber, P.: „Damals“. Unveröffentlichte Dokumentation zu den Auswanderern aus Eisbach, Pleiserhohn und Thelenbitze. (Mit freundlicher Genehmigung der Familie).

Zerres, W.: Virtuelles Museum Oberpleis; Rubrik: Auswanderer: http://www.oberpleis.com/historie/data_akt.php?auswahl=2145&suche=&reihe=-942-1250-2145.

Schwere Zeiten

Ein Interview mit Jupp Buchholz über Eisbach während des Zweiten Weltkriegs



Als Geschichtsinteressierter war es mir sehr wichtig zu erfahren, wie die Eisbacher den Zweiten Weltkrieg in ihrem Dorf erlebt haben. Man kann sicherlich sehr viel über diese Zeit recherchieren und Dokumente ausfindig machen. Doch die Erinnerungen der Personen, die den Krieg auch in Eisbach erlebt haben, sind nur begrenzt zu erfahren, da die Kriegsereignisse bereits mehr als 60 Jahre zurückliegen.
Daher freue ich mich, dass sich Herr Jupp Buchholz bereit erklärt hat, mir von den Geschehnissen und Erlebnissen während dieser Zeit zu erzählen, die er als Kind erlebt hat.
Herr Buchholz, zunächst möchte ich mich bei Ihnen ganz herzlich dafür bedanken, dass Sie sich die Zeit dafür nehmen, mir Fragen zu dieser sehr prägenden Zeit zu beantworten. Man kann sich ja gar kein genaues Bild von diesen Geschehnissen machen, wenn man diese Zeit nicht selbst erlebt hat. Daher interessiert es mich ganz besonders: Wann und vor allem wie wurden Sie bewusst das erste Mal mit dem zweiten Weltkrieg konfrontiert?

„Als der Krieg ausbrach, war ich gerade sechs Jahre alt. Deutschland ist im Krieg mit Polen! Was bedeutet das? Warum sagen die Erwachsenen, dass jetzt schlechte Zeiten kommen? Schlechte Zeiten, was ist das? Was meinen die Leute damit?

Das erste, was ich im Winter 1939/40 vom Krieg mitbekam, war Einquartierung in Eisbach: Einheiten der Wehrmacht, die in Polen gekämpft hatten. Das ganze Dorf voller Soldaten, für kleine Jungen unheimlich interessant. Alle Gästezimmer in unserem Haus, die ja im Winter leer standen, wurden mit ‚Landsern' – so nannte man die Soldaten – belegt, zwölf an der Zahl. Die hofften damals noch, dass der Krieg bald zu Ende sei und sie nach Hause zu ihren Familien zurückkehren dürften. Doch daraus wurde nichts, und soviel ich weiß, haben nur wenige von ihnen das Kriegsende erlebt.

Das waren also die ‚schlechten Zeiten': Rationierung der Lebensmittel durch Einführung der Lebensmittelkarten. Später gab es Kleidung, Schuhe und viele Dinge des täglichen Bedarfs nur noch auf Bezugsschein. Es gab so seltsame ‚Ersatz'-Waren; Kaffee-Ersatz statt Kaffee, Tonseife und Schwimmseife statt richtiger Seife.






Dann kam die Zeit des Bombenhagels auf Köln, Düsseldorf und Essen, also auf die Städte, aus denen unsere Sommergäste kamen, Stammgäste meist, Familien, die bei uns ihre Ferien verbrachten.
Ich habe durchaus mitbekommen, dass diese Leute in Angst gerieten, wenn Sirenengeheul ertönte und das widerliche Motorengeräusch feindlicher Bomberverbände die Luft vibrieren ließ. Ich selbst hatte da keine Angst; ich dachte immer, die bombardieren die Städte; gut, dass wir auf dem Land wohnen, da passiert uns nichts."

Aber es passierte dann doch einiges?

„Von Bombentreffern blieb Eisbach verschont. Aber ich erinnere mich, dass – ich glaube, es war in der Osternacht 1942 – der Bauernhof Schiefer in Auel von einer Bombe getroffen wurde und abbrannte. Bei Frohnhardt stürzte ein britischer Bomber ab, in Wahlfeld ein deutsches Jagdflugzeug. Immer war ich bei den Neugierigen, die unbedingt die Trümmer gesehen haben mussten.

Immer mehr Eisbacher Männer wurden zur Wehrmacht einberufen, so auch unsere nächsten Nachbarn: Heinrich Wirges und Christian Gratzfeld.
Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter kamen ins Dorf und sollten landwirtschaftliche Arbeiten verrichten, von denen sie meist keine Ahnung hatten.

In den letzten Kriegsjahren saß bei uns Andrej Klausin mit am Tisch. Ich vergesse nie, wie er sich bei uns eingeführt hat: ‚Ich nix Russ, ich Weißruß. Stalin nix gut, Hitler nix gut, alle in eine Sack, schlagen kaputt.'

Und immer wieder Bombenangriffe auf Köln, das Ruhrgebiet, Düsseldorf, Kassel. Familien, die dabei ihre Wohnung und ihr Hab und Gut verloren hatten, wurden aufs Land umgesiedelt. So kam z.B. die Familie Strothmann aus Essen nach Eisbach. Auch unser Haus füllte sich mit durch das Wohnungsamt eingewiesen ‚Fliegergeschädigten', zuletzt auch aus Bonn."

Auch Bonn wurde bombardiert?

„Daran erinnere ich mich genau. Das war 1943. Am helllichten Tag wurde Bonn von britischen Bomberverbänden angegriffen. Ich hütete unsere Kühe auf dem Reichenbruch. Da hatten wir eine Wiese neben der heutigen Obstplantage.
Die Sirenen heulten dreimal kurz: Akute Luftgefahr. Von da oben konnte ich die Rauchwolken sehen, die über Bonn aufstiegen. Der Wind trug verbrannte Papierfetzen bis zu mir hin.
Ich habe auch mitbekommen, dass deutsche Jagdflugzeuge die Bomber beschossen. Dann war plötzlich ein Rauschen und Flattern in der Luft. Ich bekam es mit der Angst zu tun, denn ich wusste: Hörst du ein Heulen, dann fällt die Bombe in einiger Entfernung, Rauschen aber bedeutet Lebensgefahr, die Bom-

be fällt in deiner Nähe. Ich nahm Deckung in einem Quarzitloch. Dann ein dumpfer Knall. Keine Bombe. Ich lebe noch!

Ich kroch aus dem Loch hervor und sah eine Rauchwolke aus den Wiesen aufsteigen, da wo heute der Fasanenweg ist.
Dann sah und hörte ich ein Motorrad kommen. Das war Willi Haacks. Er war in Uniform, wohl gerade auf Urlaub. Er hatte vermutlich nachschauen wollen, was da passiert ist. Er rief mir zu: ‚Da brennt nur ein Tank, den ein angeschossener Tommy abgeworfen hat. Du brauchst keine Angst zu haben.' Und ob ich Angst gehabt hatte, die Angst meines Lebens!"

Gab es noch mal eine gefährliche Situation die Sie erlebt haben?

„Ja, einmal bin ich beim Kühehüten beschossen worden – und zwar auf der Wiese, die ‚Im Juffersiefen' heißt. Die liegt an dem Weg ‚Im Weiherchen', wo heute ein Weiher ist. Damals war der Weiher noch nicht angelegt. Das war 1944. Zwei britische Lightnings flogen aus westlicher Richtung heran und schossen aus ihren Bord-MGs.
Ich verdrückte mich da im Wald und dachte: ‚Hoffentlich treffen sie die Tiere nicht!'

Übrigens war das kein Einzelfall. Auch bei der Feldarbeit, z. B. bei der Kartoffelernte, sind Leute beschossen worden. Im letzten Kriegsjahr funktionierte die deutsche Luftabwehr nicht mehr."

Und dann ging der Krieg in die letzte Phase. Wie erlebten Sie diese Zeit?

„Mit dem Winter 1944/45 kam der Krieg auch Eisbach immer näher. Von Januar 1945 an waren ständig wechselnde Einheiten der deutschen Wehrmacht im Dorf einquartiert. An einem Sonntagmorgen auf dem Weg zur Kirche sah ich zum ersten Mal über dem Hartenberg das Aufblitzen des Artilleriefeuers aus Richtung Eifel.

Das war wohl die Zeit der erbitterten und für beide Seiten verlustreichen Kämpfe im Hürtgenwald. Zu der Zeit kamen auch die Evakuierten aus dem Raum Düren, Langerwehe und Monschau nach Eisbach. Ich kann mich noch sehr gut an die Familien erinnern, die in der unmittelbaren Nachbarschaft untergebracht wurden: Familie Lenzen, die zu Hause eine Gärtnerei besaß, war bei Gratzfelds untergebracht. Herr Lenzen war gehbehindert und deshalb vom Wehrdienst freigestellt. Bei uns war eine Frau Malzbender mit Töchterchen Josi aus Langerwehe untergebracht, zusätzlich zu den vielen Ausgebombten, die ohnehin schon das Haus bevölkerten.

Die Malzbenders bekamen Besuch: Unteroffizier Malzbender hatte anlässlich der ‚Evakuierung' seiner Familie Sonderurlaub von seiner Einheit in Dänemark bekommen. Er brachte eine Kostbarkeit mit: Ein Fässchen Salzheringe! Die wurden redlich geteilt.

Um diese Zeit verbrachten alle Bewohner unseres Hauses – einschließlich der vom Woh-






nungsamt zugewiesenen Ausgebombten und Evakuierten sowie ein in der Nachbarschaft untergebrachtes älteres Ehepaar – die Nächte in unserem Luftschutzkeller. Der war – ich glaube 1941 oder 1942 – angelegt worden, weil meine Mutter ja einen ‚Beherbergungsbetrieb' führte.

Als Schutzraum genügte er den strengen Vorschriften, als Matratzenlager für so viele Menschen war er nicht gedacht. Mir war das so zuwider, dass ich mich mit meiner Decke hinaus schlich und im Vorratskeller auf den Kartoffeln geschlafen habe."

Soweit ich weiß, gab es in Eisbach auch einen Bunker. Wann wurde dieser errichtet und wurde dieser auch genutzt?

„Einige Zeit vor dem Beschuss durch die Artillerie begann man auch mit dem Bau eines Bunkers – genauer gesagt eines U-förmigen Stollens – in dem steil zum Eisbach abfallenden Wald, oberhalb des jetzigen Weihers. Obwohl der Stollen zwar nicht ganz fertig gestellt wurde, suchten ihn aber einige Dorfbewohner auf. Seine Schutzfunktion erscheint mir sehr fraglich, denn 1945/1946 ist der Stollen auch nach heftigen Regenfällen teilweise eingestürzt.

Aber wo sollten die Leute damals Schutz suchen? Es gab im Dorf nur zwei sichere Keller, die einen Artillerietreffer oder den Einsturz des Hauses ausgehalten hätten: Der Luftschutzkeller in unserem Haus, und der im Neubau von Gratzfelds schräg gegenüber."

Der Krieg kam also immer näher und somit wohl auch die Angst. Wie ging man mit dieser Angst um?

„Als die erste Granate oberhalb des Dorfes in der Nähe des Wasserbehälters einschlug, liefen die Leute, große und kleine, dorthin und standen um den Granattrichter herum, als sei das eine harmlose Sehenswürdigkeit. Aber als die Granaten ein paar Tage später mitten im Dorf einschlugen, bangten natürlich alle um ihr Leben."

Die Amerikaner kamen immer näher. Bezog die Deutsche Wehrmacht Stellung im Dorf?

„In der Zeit des Artilleriebeschusses, so ab Anfang März 1945, war das Dorf voller Soldaten. Man muss sich das einmal vorstellen: Die wurden in den Kampfeinsatz am Schellkopf im Siebengebirge geschickt, ausgerüstet mit je fünf Schuss Gewehrmunition pro Mann und je fünf Mann mit einer Panzerfaust.

Schwere Artillerie wurde in Höhe des Bittwegs aufgebaut, in der Nähe des Trafohäuschens. Die deutsche Wehrmacht war jedoch nicht mehr in der Lage, Munition dorthin zu transportieren.

Deshalb wollte man unser Ochsengespann (!) für den Munitionstransport beschlagnahmen. Ich sah schon unseren großen weißen Ochsen den Heldentod sterben. Aber zu dem Munitionstransport kam es nicht mehr, und die Front näherte sich schneller, die Artillerie

zog ab, wer weiß wohin.“

Es kam also nicht zu einem Gefecht oder einem Schusswechsel in Eisbach?

„Nein, ein Gefecht in und um Eisbach hat es wohl nicht gegeben. Geschossen hat nur die Artillerie der Amerikaner. Eine Granate schlug im Gehöft der Familie Bellinghausen (jetzt ‚Kurzer Weg 1’) ein, mehrere auf unserer Wiese unterhalb der Kegelbahn. Auch der Stall der Witwe Bennerscheid (et ‚Jöerten Lies’) wurde von einer Granate getroffen.

Nachdem die Wehrmacht den weithin sichtbaren Fahnenmast vor der Kegelbahn niedergelegt und eine riesige Tanne oberhalb des Anwesens von Johann Bennerscheid gefällt hatte, ließ der Artilleriebeschuss nach. Es war wohl so, dass die Amerikaner diese Punkte anvisiert hatten, denn die Einschläge lagen in deren nächster Nähe.

Bei Kämpfen außerhalb des Dorfes sind noch zwei deutsche Soldaten gefallen, die man zunächst bei der Kapelle begraben und wenig später auf dem Friedhof von Oberpleis beigesetzt hat.“













Inwiefern änderte sich die Lebensweise durch den Artilleriebeschuss?

„Trotz des Beschusses musste das Leben weitergehen. Man konnte ja nicht ständig im Keller hocken. Jeder musste zumindest sein Vieh versorgen und für Essen musste gesorgt werden. Die Gefahr war ständig präsent.

So saßen wir gerade beim Mittagessen, als in der Nähe eine Granate einschlug und das ganze Haus bebte. Andrej, unser Weißrusse, der am Fenster saß, rief: ‚Bei Lisa.' Tatsächlich hatte es den Stall der Witwe Bennerscheid getroffen, deren einzige Kuh war tot. Alles rannte da in den Keller, und, da es eine Weile ruhig blieb, kam man wieder hervor, beendete hastig das Mittagessen, verrichtete unaufschiebbare Arbeiten und sehnte ein baldiges Ende der Gefahr herbei."

Wie erlebten Sie dieses Ende, also die letzten Kriegstage?

„Die letzten Kriegstage, also bis zur bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht Anfang Mai 1945, spielen in meiner Erinnerung keine Rolle. Für mich war der Krieg zu Ende, als die Kampftruppen der Amerikaner nicht mehr ständig im Dorf präsent waren. Doch der Reihe nach:

In unserer Scheune hatte sich eine der letzten funktionierenden Einheiten der sich auflösenden Deutschen Wehrmacht mit einem Verpflegungslager niedergelassen. Bemerkenswert, was dort noch alles vorhanden war: Hier stand ein Fass mit Butter, es war Brot vorhanden, die Herren Offiziere tranken noch Wein, alle möglichen Lebensmittel lagerten noch da, und vor allem gab es die so genannte ‚Fliegerschokolade', kreisrunde Tafeln.

Da kam ich natürlich nicht dran. Und doch bekam ich eine solche Tafel am 19. März 1945 als Namenstagsgeschenk. Meine Schwester war von der Rückseite in die Scheune gelangt und hatte eine Tafel vom Stapel stibitzt. Das war auch die letzte Möglichkeit, denn am nächsten Morgen, also am 20. März 1945, war das Verpflegungslager verschwunden. Doch wir bekamen anderen Besuch:

Im Laufe des Tages fuhr so ein Wehrmachtslastkraftwagen, der vorne Räder und hinten wie eine Planierraupe Ketten hatte, in unseren Hof. Vier Soldaten, zwei in Flak- und zwei in Heeresuniform, stiegen ab und fragten nach, ob sie sich im Hof frisch machen könnten. Sie baten um frische Wäsche und Hemden. ‚Wir wissen nicht mehr, wo wir hingehören, unsere Einheit besteht nicht mehr,' sagte einer. ‚Wir sind schnell wieder weg, der Lkw soll kein Ziel abgeben.' Nachdem sie versorgt und mit Essbarem versehen waren, fuhren sie wieder los. ‚Wir setzen uns jetzt planmäßig vom Feind ab.' Der Lkw stand später ausgebrannt oberhalb vom Dorf im Straßengraben.

Übrigens hatten wir von diesem Tage an keinen Strom mehr, auch kein Telefon. Später

an diesem 20. März kam ein letztes Mal deutsches Militär in unseren Hof: die Feldgendarmerie. Drei Mann per Motorrad in schwarzen Krad-Ledermänteln, ‚die Kettenhunde', wie die Soldaten sie nannten. Ihr Wortführer schnauzte: ‚Was haben Sie hier noch zu suchen? Machen Sie, dass Sie verschwinden! 600 Meter von hier steht der Feind. Hier ist HKL (Hauptkampflinie). Aber Ihr wartet wohl auf den Ami, Ihr Verräter. Ihr gehört an die Wand gestellt' – unfreundliche Worte von den letzten Nazis!"

Der „Feind" stand also unmittelbar vor Eisbach. Wie haben Sie den „Einmarsch" der Amerikaner erlebt?

„Der 21. März, war ein schöner Frühjahrstag, klare Luft, kein Wölkchen am Himmel. Ich war früh draußen, ging auf unseren Garten zu und schaute in Richtung Frohnhardt. Dort, 600 Meter südlich, waren die ‚Amis', wie die extrem unfreundliche Feldgendarmerie am Tag zuvor gesagt hatte. Vor Frohnhardt lag Nebel, der da nicht hingehörte, und das wohlbekannte Knirschen und Klappern von Kettenfahrzeugen war zu hören. ‚Das sind die Amerikaner,' dachte ich, ‚sie kommen mit Panzern.' Ich verdrückte mich ins Haus. Mit fünf Panzern kamen die Amerikaner und eroberten das Dorf Eisbach, in dem sich aber kein deutscher Soldat mehr befand. Mit den Maschinenpistolen im Anschlag kamen die ersten Amerikaner in unser Haus. Meine Tante Stinchen, im ganzen Dorf nur ‚de Tant' genannt, kam gerade aus der Küche und tat einen Schreckensschrei, als sie im Hausflur fast mit dem Bewaffneten zusammenstieß. Der spähte in die Küche, zeigte auf das Kruzifix an der Wand und sagte: ‚Keine Angst haben, ich auch Christ!' Welch ein Unterschied zum Verhalten der deutschen Feldgendarmerie."

Wie reagierten die Dorfbewohner auf den Einzug der Amerikaner?

„Ich glaube, alle reagierten mit Hoffen und Abwarten. Hoffen, dass es nicht erneut zu Kämpfen komme. Abwarten, bis die Kampftruppen der Amerikaner der sich auflösenden Front folgen würden.

Am 21.März waren Andrej und Michka, der ukrainische Arbeiter bei Wilhelm Bellinghausen, noch da. Doch am 22.März waren die beiden spurlos verschwunden – wie alle diese Zwangsarbeiter. Niemand hat jemals wieder etwas von ihnen gehört. Wo sie abgeblieben sind ist ungewiss. Andrej hatte zuvor geäußert, dass er fürchte, von den Amerikanern an die Russen ausgeliefert zu werden, die ihn dann nach Sibirien als Zwangsarbeiter schicken würden, da er für den ‚Feind' gearbeitet hatte."

Wo ließen sich die die Amerikaner nieder?

„Niederlassen ist gut! Die waren überall. Panzer standen in den Höfen, Geschützbatte-



rien und Granatwerfer wurden aufgebaut, schwere, mit Artilleriegeschossen beladene Lastkraftwagen donnerten durchs Dorf und wühlten sich durch die Felder. Auf der Viehweide ‚Im Kernstück' hinter dem Anwesen von Johann Bennerscheid stand schwere Artillerie, die von Zeit zu Zeit in Richtung Norden feuerte.

In der Nacht zum 22. März kamen die Amerikaner in unseren Luftschutzkeller, holten sämtliche Bewohner aus dem Schlaf und befahlen das Haus zu verlassen, ohne irgendetwas mitzunehmen. Entlang der Eisbacher Straße standen zig Lastkraftwagen der Amerikaner und zunächst dachten wir, dass man uns damit irgendwohin abtransportieren werde.
Stattdessen mussten alle in den Keller des ‚neuen' Hauses der Familie Gratzfeld (Eisbacher Straße 52). In unserem Luftschutzkeller richteten die Amerikaner nämlich eine Nachrichtenzentrale ein. Etwa 14 Tage lang durften wir nicht ins Haus, noch nicht einmal, um die notwendigsten Lebensmittel zu holen.

Im Hof der Familie Gratzfeld befand sich die Feldküche der Amerikaner. Die erschien mir – verglichen mit den ‚Gulaschkanonen' der Deutschen Wehrmacht – als ein technisches Wunderwerk. Außerdem roch es da gut und ich hatte Hunger. Ein dicker Ami-Soldat, offenbar ein Koch, fragte, ob ich Hunger habe. Der Koch öffnete eine Art Schubfach seines ‚Herdes', das halb mit so etwas wie Eierstich gefüllt war. ‚Hast du Schweine?', fragte er. ‚Ja', sagte ich. ‚Dann gib das Deinen Schweinen!', befahl er, ging mit mir und überzeugte sich davon, dass ich alles den Schweinen in den Trog warf und ja nichts selber verzehrte. Ein auf diesen Vorfall angesprochener Offizier entgegnete kurz und bündig. ‚Der Kamerad ist Jude'."

Wie lange waren die Amerikaner in Eisbach?

Die Kampftruppen sind so etwa 14 Tage geblieben, vielleicht auch etwas länger. Dann kamen andere Einheiten. Die stellten allerlei Schilder auf: ‚Attention Filled Crater', ‚Road an Shoulders Cleered 20 Feet', auch eine Art Wegweiser mit der Aufschrift ‚Jitterbug'. Wie lange die geblieben sind, weiß ich nicht mehr."

Haben die Amerikaner irgendetwas hinterlassen – Nahrung, Unordnung, Unrat?

„Viel Dreck im Haus und viel Durcheinander haben sie hinterlassen. Schließlich haben sie da mehrere Wochen lang gehaust. Bettlaken haben sie zum Reinigen von Waffen verwendet. Auf eingemachtes Obst waren sie offenbar versessen. Sämtliche Gläser waren leer oder einfach nicht mehr da. In unserem Haus haben sie keinen größeren Schaden angerichtet. Das war nicht überall so.
Ach ja, Nahrung haben sie auch hinterlassen: Breakfast- und Lunch-Pakete. Die gehörten zu ihrem Verpflegungsstandard und enthielten Nescafe, Dosenmilch, Corned Beef und

andere gute Sachen. Hinterlassen haben sie die nicht freiwillig. Ich habe gestohlen wie ein Rabe – ohne eine Spur von Unrechtsbewusstsein.“

Haben Ihre Eltern mit Ihnen über den Krieg gesprochen?

„Für meine Eltern war klar, dass das System der Nazis ein verbrecherisches System war. Das haben sie mir vermittelt. Ich erinnere mich an ein Wort meines Vaters: ‚Betet, dass uns und allen Menschen das Flüchtlingselend erspart bleibt. Das ist das Grausamste, das geschehen kann.’ Als dann später die Nachricht umging: ‚Sie haben den Cohns David abgeholt’, da wussten alle, dass den Juden noch weit Schlimmeres widerfahren ist.“

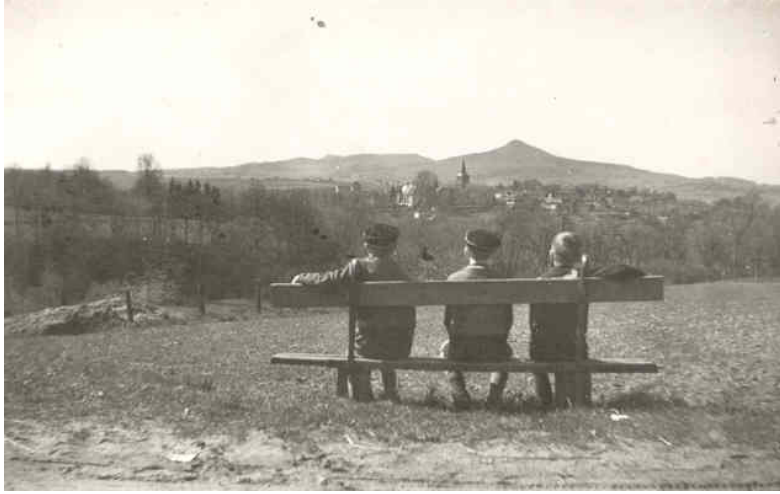
Nach dem Gespräch mit Jupp Buchholz habe ich eine Runde ums Dorf gedreht. Dabei hatte ich die Schilderungen vor Augen und ab und an lief mir ein kleiner Schauer den Rücken herunter. Das Leben mit der Angst und Ungewissheit wie es weitergeht muss erschreckend sein. Man kann nur hoffen und beten, dass so etwas nie wieder geschieht, weder in Eisbach noch anderswo ...

Thomas Fehlemann









Eisbacher Erinnerungen

Es gab eine Zeit, da ging man alle Tage zu Fuß von Eisbach nach Oberpleis, zur Schule, zur Kirche, zum Einkaufen, zum Bahnhöfchen. Hin und zurück, da war man eine gute Dreiviertelstunde unterwegs. Und sonntags machten die Schulkinder den Hin- und Rückweg zweimal: morgens zur Kindermesse, nachmittags zur Andacht. Ich kann nicht behaupten, dass ich diesen Weg immer gerne gegangen bin. Heute – als ehemaliger Eisbacher – mache ich mich noch einmal auf den Weg in das Eisbacher Dorf meiner Kindheits- und Jugendjahre und begegne dabei dem einen oder anderen Eisbacher aus dieser Zeit.



Da wo der Eisbacher Weg anfängt, war rechts und links Weideland; Obstplantagen gab es damals noch nicht. Eine Bank stand hier oben, etwa da, wo Eisbach heute – laut Ortsschild – anfängt. Neben der Bank ein rechtwinklig angelegter, halb eingefallener Graben, ein Überbleibsel aus dem letzten Kriegsjahr. Einen herrlichen Blick auf Oberpleis hatte man von hier, mit dem Siebengebirgspanorama dahinter. Auf der anderen Straßenseite war ein kleiner Teich, an dessen Rand Schilfkolben wuchsen, dahinter eine vom Quarzitabbau übrig gebliebene Bretterbude, der man tunlichst fernblieb, denn dar-











innen hatten Hornissen ihre Behausung.

Hinter der Kurve, rechts von der Straße ist ja ein ganz neuer Ortsteil entstanden, kein Dorf, eine Wohnsiedlung, das andere Eisbach, in dem ich mich nicht auskenne.
Wo diese neuen Häuser stehen, hatten wir früher Viehweiden, mit jeder Menge Obstbäumen darauf – und jeder Menge Quarzitlöcher mit den dazugehörigen Erdhaufen.

In den lehmigen Böden um Eisbach hatte man nämlich seit Anfang des 20. Jahrhunderts eifrig nach Quarzit gebuddelt, der so in ein bis zwei Metern Tiefe gefunden wurde. Verwendet wurden diese Steine von der Firma Friedrich Krupp in Essen, welche die Ausbeutungsrechte von den Grundstückseigentümern zu erwerben pflegte, sich aber nie zur Einebnung ausgebeuteter Flächen verpflichtete.

Auch mein Großvater, der Schreiner Peter Josef Buchholz, hatte laut notariellem Vertrag vom 6. Mai 1899 der Firma Krupp das Recht auf Ausbeutung der Quarzitvorkommen auf diesem Weideland, der Rombelsbitze, eingeräumt. Gegraben wurde hier noch in den Kriegs- und Nachkriegsjahren.





Am Straßenrand auf dieser durchlöcherten Wiese stand eine Reihe alter, knorriger Zwetschgenbäume, die gleichzeitig als Zaunpfähle dienten und deshalb leicht zu besteigen waren – ein Umstand, der dazu führte, dass wir nicht viel zu ernten brauchten. Von hier oben gesehen, versteckte sich Eisbach fast ganz unter dem Grün der vielen Obstbäume, oder – im Frühjahr – unter deren Blütenschnee.

An der Talseite führte ein schmaler Fußweg hier entlang, der kurz vor der Eisbachbrücke in die Straße einmündete. Begehbar war diese Abkürzung nur bei trockenem Wetter; dann konnte man durch das „Eechenböschelche“ gehen oder „durch de Wess“, wie man auch sagte. Jenseits der Eisbachbrücke rechts der Straße Wiesen und Weiden bis zum Haus Haacks, links die eingezäunte „Auels“ Viehweide, die bis zu der Linkskurve reichte, wo der Weg steiler wird und das Dorf anfängt.



Das Haus Nummer 1, mit einem großen Gemüsegarten und einem kleinen Vorgarten zur Straße hin, gehörte der Witwe Wilhelm Bennerscheid I, mit Vornamen Margarethe, genannt „et Auels Jriet“. Zur Talseite, also westlich, lagen die Stallgebäude, zur Straße hin das zweigeschossige gelb verputzte Wohnhaus. Scheune und Schuppen und ein hohes grün gestrichenes Tor begrenzten den rechteckigen, etwas düsteren Hof, in dem eine Schar Enten herumwatschelte. Das Wegkreuz auf der kleinen Wiese bei dem Weg „Im Weiherchen“ steht heute noch; es trägt die Jahreszahl 1904.



Meine Erinnerung an die Witwe Bennerscheid, eine knorrige und nicht besonders freundliche alte Frau, die in Grimms Märchen gepasst hätte, ist mit einem Ereignis aus meinen Kindertagen verbunden.

Ich hütete unsere Kühe auf einer Wiese im Juffersiefen. Die liegt an dem Weg „Im Weiherchen“, also nahe bei dem Anwesen der Witwe Bennerscheid. Dort die Kühe zu hüten war eine angenehme Arbeit, denn die Wiese ist fast vollständig vom Wald, dem Bach und






eingezäunten Viehweiden umschlossen. Die Kühe hatten also nur wenige Möglichkeiten auszubüxen. Also glaubte ich, Zeit für eine Nebenbeschäftigung zu haben.
Auf dem bewaldeten Hubbel links vom Weg und oberhalb der Wiese standen zwei hohe kerzengerade Buchen dicht nebeneinander, aus einer gemeinsamen Wurzel gewachsen. Die eine hatte zum Klettern einladende Äste, deren unterster für mich vom Boden aus erreichbar war. Erst in etwa fünf Meter Höhe begannen die Äste der anderen Buche. Da müsste man rüberklettern können. Getraut hatte ich mich bisher noch nicht. Heute musste es sein. Die Kühe waren mit Fressen beschäftigt. Ich streckte mich nach dem unteren Ast und hangelte mich hoch. Weiter hoch ging es leicht, ich machte das ja nicht zum ersten Mal. Jetzt rüberklettern! Von dem Ast aus, auf dem ich stand, konnte ich den untersten Ast des anderen Baumes so gerade erreichen. Jetzt an dem anderen Ast festhalten, mit dem Fuß Halt finden und rüber. Ich hatte es geschafft. Die Kühe hatte ich ganz vergessen.

Da rief jemand: „Buchholz“, und noch mal, deutlich verärgert: „Buchholz“. Die Stimme kannte ich: Et Auels Jriet. Sie stand da mitten auf der Wiese, breitbeinig, auf einen dicken Stecken gestützt. Von meinen Kühen war nichts zu sehen. Die waren auf Auels Jriets Wiese. Ich muss runter! Schnell! Aber das ging nicht! Es war auf einmal so verdammt hoch. Wie bin ich überhaupt hier hin gekommen? Scheiße, mir zittern auf einmal die Knie. Und die Alte brüllt schon wieder „Buchholz“. Es bleibt mir nur eins: Ich muss hier runter rutschen. Irgendwie schaffte ich es, den Stamm mit Armen und Beinen zu umklammern. Herrgott, ist das tief. Ich rutschte. Mit aufgeschürften Armen und Beinen kam ich unten an und hetzte hinter den Kühen her, die sich inzwischen auf der nahen Wiese der Witwe Bennerscheid satt gefressen hatten. Et Auels Jriet versäumte nicht, diesen Vorfall im Dorf zu verbreiten. Wie daraufhin zu Hause mit mir verfahren wurde, ist meiner Erinnerung entfallen.

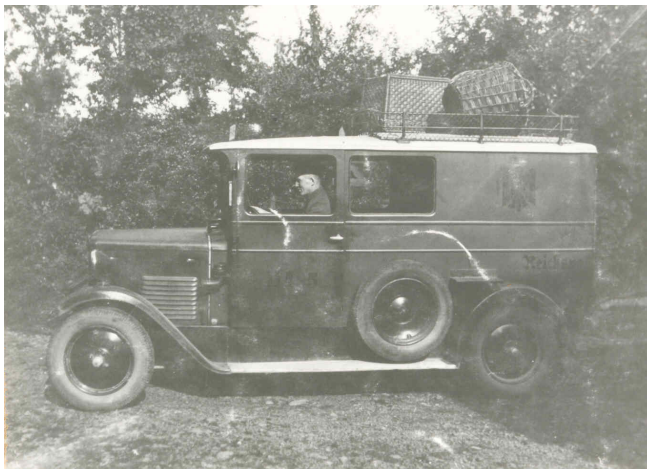


Der oberhalb des Wegkreuzes beginnende Weg „Im Weiherchen“ hatte damals einen anderen Verlauf: Er blieb in dem landschaftlich reizvollen Eisbachtal, überquerte den Bach mehrmals und wendete sich hinter dem Wald „Im Spredchen“ östlich nach Rübhausen.



Zu dem Haus Haacks, dem ersten auf der rechten Straßenseite, gehörte damals noch ein Stall für Kuh und Ziege und die dicht an der Straße gelegene Scheune, an deren Außenwand das Ortsschild angenagelt war. Der Hausherr Wilhelm Haacks war Postbeamter und fuhr das Postauto mit der Aufschrift „Reichspost“, das im Oberpleiser Virtuellen Museum zu sehen ist.

Der älteste Sohn Willi spielte ausgezeichnet Akkordeon und ein ganz besonderes Instrument: die „Singende Säge“. Auch 10-Pfennig-



Münzen hat Willi Haacks hergestellt, die allerdings nur auf der Eisbacher Kegelbahn als Zahlungsmittel akzeptiert wurden. Vor der Währungsreform von 1948 waren Kleingeldmünzen knapp; sie wurden gehortet. Also fertigte Willi Haacks Münzen aus Kunststoff. Das erste Plastikgeld kam also aus Eisbach.

Der Weg „Im Weiherchen“ setzte sich übrigens auf der rechten Straßenseite fort. Er führte durch den Hof von Haacks’ auf den Bittweg.
Zwischen dem Haus Haacks und dem heutigen Hasenweg gab es keine Bebauung. Die Straße zum und im Dorf war durch Seitengräben eingeengt, die Abwässer und Regenwasser in den Eisbach transportierten. Basaltblaue Stolpersteine ragten überall aus der kiesig-lehmigen Oberfläche.

Da das Gelände hier noch steiler ansteigt als die ohnehin sehr steile Straße, war hier eine hohe Böschung, die in manchen Frühjahren etwas nachrutschte. Aber die Straßengräben mussten ohnehin einmal im Jahr neu ausgehoben werden. Dazu gab es den Hand- und Spanndienst, eine Kommunalabgabe besonderer Art: Jeder Grundeigentümer musste eine Arbeitskraft zur Verfügung stellen, die Landwirte ein Fuhrwerk. Wer das nicht tat, musste zahlen.

Links der Straße eine schöne große Obstwiese mit herrlichen Apfelbäumen, Bochholz Bongert oder Junen Bongert genannt. Beide Bezeichnungen sind richtig, denn die Wiese





gehörte meinem Onkel Peter, dem Prälaten Buchholz, der sie von Anton Jonen erworben hatte.





An den Junen Tünn, diesen seltsamen Alten, erinnere ich mich kaum, wohl aber an das windschiefe Fachwerkhäuschen über der hohen Betonmauer mit dem abblätternden Putz. Hier, in dem Haus Nr. 3, hat der Junen Tünn gewohnt, dem man gern aus dem Wege ging. Das Haus ist in den Nachkriegsjahren abgerissen worden. Der ehemalige Stall wurde zum Wohnhaus umgebaut.

Ein Haus weiter, bei Bennerscheids, war immer etwas los. Zu meiner Schuljungenzeit war der Hof von Bennerscheids der Spielplatz im Dorf. Nachlaufen, Verstecken, Standtipp mit oder ohne Erlösen, König wie viel Schritte schenkst du mir, Völkerball. Kennen die Kinder des Nintendo-Zeitalters solche Spiele überhaupt noch? Aber das war ja nicht alles. Heinrich und Karl Bennerscheid hatten einen Kinoapparat, ein handkurbelbetriebenes Schmal- und Stummfilmkino. „Priembacke weiß sich zu helfen“ wurde zigmal heruntergekurbelt. Da die Vorführungen in der Küche stattfanden, unterlag die Zuschauerzahl gewissen Beschränkungen.



Außerdem hatte Heinrich Bennerscheid eine mit Esbit beheizbare Dampfmaschine,

die einen aus Märklin-Bauteilen errichteten Kran antreiben konnte. Dabei durften Paul Bellinghausen, Hans-Egon Hoitz und ich nur andächtig zuschauen. Vergleichbares gab es nicht im Dorf.

Dem Hausherrn Johann Bennerscheid oblag die Verwaltung der Gräflich von Spee'schen Ländereien, die – abgesehen von dem Anbau von Korbweiden in der Burgwiese zwischen der Burg Niederbach und Wahlfeld – an Landwirte verpachtet waren. Zur Erledigung der Verwaltungskorrespondenz, und – wie wir inzwischen wissen – als Heimatschriftsteller, bediente sich Herr Bennerscheid einer Remington-Schreibmaschine, die schon damals, so glaube ich, museumsreif war. Die Tastatur



hatte keine Ziffernreihe. Jeder Typenhebel gab nicht nur einen Groß- und einen Kleinbuchstaben wieder, sondern auch eine Zahl, ein Satzzeichen oder die Pünktchen für die Umlaute. Deshalb hatte die Maschine zwei Umschalttasten, die mit „G" bezeichnete für Großbuchstaben, die mit „Z" für Ziffern und Zeichen. Zum Schnellschreiben war die Remington nicht geeignet. Niemand weiß, wo dieses gute Stück verblieben ist, schade.

Zur Familie Bennerscheid gehörte die „Tant Len". In meiner Erinnerung sehe ich sie, runzlig, altersgebeugt, wie sie auf ihren Stock gestützt auf dem gepflasterten Streifen vor dem Haus auf und ab geht. Tant Len ist allen modernen Dingen abhold und tut das auch kund. „Es dat Deuvelsdöngen at wedder am jorren!", schimpft sie vor sich hin. Mit dem „Teufelsding" meint sie das Radio. Und als sie dann sieht, dass Karl Bennerscheid, Paul Bellinghausen und ich im Gartenhäuschen über dem Hof Skat spielen: „Senn die Motzköpp us dem Overdörp at wedde am tuppen! Se sollten sech bedden un sänen un de Föngeren von dem Deuvelszeuch lossen!". Die Übersetzung ins Hochdeutsche müsste etwa so lauten: „Sind die Struwwelköpfe aus dem Oberdorf schon wieder am mogeln! Sie sollten beten und sich bekreuzigen und die Finger von dem Teufelszeug lassen".

Beim Skatspielen pflegte Karl eine kultivierte Form der Kritik: Wenn Paul ein Nullspiel nur deshalb gewann, weil ich die genau falsche Farbe angespielt hatte, pflegte Karl das etwa wie folgt zu kommentieren: „Es ist dem Menschen erlaubt, so dumm daherzuspielen, als er denn ist".

Gegenüber von Bennerscheids, bei Webers, hat sich in all den Jahren baulich kaum etwas verändert. Hier war Pfarrer Franz Weber zu Hause. Ich erinnere mich noch an des-












sen Vater, einen freundlichen alten Herrn, der von seinen erwachsenen Kindern stets respektvoll mit „Ihr“ angeredet wurde.

Hinter Webers Scheune, der „Rostinger Schüer“, stand direkt am Hasenweg ein Kirschbaum, Maikirschen, nicht im Mai schon reif, aber früher als alle anderen Kirschen im Dorf, freilich schwer zu erreichen – der Baum war recht hoch. Da musste man schon mit Stöcken auf die unteren Äste werfen.

Oberhalb von Webers, in einem kleinen Fachwerkhaus, das längst nicht mehr steht, wohnten zwei ältere Damen,die eine links von der gemeinsamen Diele, die andere rechts. Die eine war die Frau Rahmanns, die andere die Rösgens Oma. In der grün gestrichenen Haustür befand sich der Drehknopf einer Klingel, damals die einzige Türklingel in Eisbach. Haustüren waren üblicherweise nicht verschlossen.





Gegenüber wohnte die Familie Hoitz, Wilhelm und Anna Hoitz mit Adoptivsohn Hans-Egon. Das Haus ist fast unverändert, nur die Fassadenfarbe, damals ein kräftiges Rot, ist heute dezenter. Einfahrt und Hofraum waren asphaltiert. So wurde kein Straßendreck ins Haus getragen, worauf Frau Hoitz großen Wert legte.

Herr Hoitz fuhr jeden Tag mit dem Fahrrad zu seiner Arbeitsstelle in Niederdollendorf oder Hangelar. Er erzählte gerne von seinen Erlebnissen im ersten Weltkrieg und ließ dabei mitunter seiner Phantasie freien Lauf. Als er auf feindliche Stellungen zielte, so erzählte er, habe ihm jemand auf die Schulter getippt und gesagt: „Hoitz, ühr mott jet no rächs halen!“ Das sei der Kronprinz gewesen. Dass Herr Hoitz den Kronprinzen Platt sprechen ließ, machte die Geschichte – übrigens nur eine von vielen – nicht glaubwürdiger.

Wilhelm Hoitz betätigte sich nebenberuflich als Hausschlachter. Da hatte er einiges zu tun; auch wer nur nebenher ein bisschen Landwirtschaft betrieb, hielt sich ein oder zwei Schweine.

Zwischen dem Haus Hoitz und der Kegelbahn war der Kegelbahns Bungert mit dem alten Grabstein vorn an der Straße und der dorfeigenen Kegelbahn. Auf der Wiese standen vor allem die Birnbäume, die „Öllechsberre“ und „Hohndeberre“ für das „echt Isbiche Kröckche“ lieferten. Wegen der günstigen Lage mitten im Dorf wurde die Wiese gerne

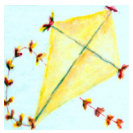


als weiterer Spielplatz genutzt. Der Grasbewuchs war hier ohnehin nicht üppig und außerdem mit wildem Lauch, dem „Hongsöllech“ durchsetzt. Wenn unsere Kühe hier sonntags geweidet hatten, schmeckte montags die Milch dezent nach Zwiebeln.

Gelegentlich fanden hier auf dem Kegelbahns Bungert auch Dorffeste statt. Ich erinnere mich an die Primiz von Franz Weber. Ganz Eisbach feierte am Nachmittag auf der Wiese an der Kegelbahn. Wilhelm Gratzfeld überreichte das Geschenk der Eisbacher, eine Standuhr. Dazu trug er das Lied „Ich trage, wo ich gehe stets eine Uhr bei mir“ vor.

Anfang der 1950er Jahre haben hier Eisbacher Neubürger ihr Haus gebaut: Karl und Emma Pohl. Dieses und das Haus der Familie Dix am Hasenweg waren die ersten Neubauten im Dorf nach der Währungsreform von 1948. Bei diesen Neubauten wurde Nach-







Nachbarschaftshilfe – in Eisbach selbstverständlich – groß geschrieben. Deshalb war auch das Richtfest ein Dorffest.

Die Kegelbahn selbst stand ursprünglich auf „fremdem“ Grund und Boden. Erst bei der Flurbereinigung 1957 wurde sie als eigenständiges Grundstück ausgewiesen.

Selbstverständlich war ich auch Mitglied des Kegelklubs. Hier habe ich sozusagen von der Pike auf, nämlich als Kegeljunge, gedient und durfte dafür ohne Einsatz mitkegeln.

Meistens wurde „Pöttchen“ gekegelt: Zehn Pfennig pro Spiel setzte man als Einsatz. Gekegelt wurden zwei Würfe, entweder ohne Vorderkante, oder diese musste stehen bleiben, was etwas schwieriger war. Dem Gewinner, der das meiste Holz getroffen hatte, gehörte der Einsatz.

Hatten in der ersten Runde mehrere Kegler die gleiche Anzahl Holz, dann kam neuer Einsatz hinzu. Mitunter wurde das Pöttchen Runde um Runde umfangreicher.

Ärgerlich war, wenn der Kegeljunge, der logischerweise als Letzter warf, ein Holz mehr erreichte, als bis dahin „hoch“ war, und das Pöttchen einstrich, in das er nicht eingezahlt hatte. Allzu oft kam das nicht vor, da der Kegeljunge leicht abzulenken war. Kegel aufstellen fürs Mitkegeln, so war das eben.





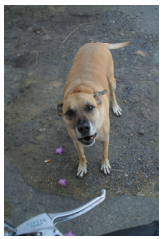


Der markanteste Hof im Dorf hat sich nicht allzu sehr verändert. Haus und Hof von Wilhelm Bellinghausen, genannt Michels Will: die Hofeinfahrt mit dem markanten Überdach, den hellen Ziegelmauern von Stall und Scheune. Ich sehe ihn noch an seinen Bienenstöcken hantieren, oder wie er bei einer Reparatur an der dorfeigenen Wasserleitung das Sagen hatte. Wenn da ein Maß nicht stimmte, musste es „en Kennes“, eine Kleinigkeit, nachgearbeitet werden. Mit „Jeff es pass!“ statt „Pass mal auf“ verschaffte er sich Gehör.



Durch diesen Hof gelangte man zu dem „Tringches Haus“ – so genannt nach der „Tant Tringche“, Katharina Bellinghausen. Hier wohnte auch die Familie Hoff. Deren Söhne, Rudi und Heinz-Josef, nannten wir „die Pilzjungen“, ihrer Frisur wegen und weil sie klein und stämmig waren.







Zum Tringches Haus gehörte ein „Krockes“, die Einrichtung zur Herstellung von Birnenmus, dem „Isbicher Kröckche“. Wesentliche Bestandteile dieser Anlage waren ein holzbefeuerter Ofen mit einem großen Kupferkessel und eine Kelter.



Unverändert ist auch die alte Efferoths Scheune. Darin befand sich die Dreschmaschine von Heinrich Wirges. Ein betagter Benzinmotor mit Verdampfungskühler diente als Antrieb. Irgendwann in früheren Zeiten hat vor dieser Scheune – im alten Efferoths Hof – ein Göpel gestanden, von dem verroste-









te Zahnräder und Antriebsstangen übrig geblieben waren. Was damit angetrieben wurde, weiß wohl niemand mehr.

Gegenüber stehen die aneinander gebauten Häuser mit den schmalen Vorgärten über der Ziegelmauer. Hinter dem Wohnhaus und dem Hof hatten sie jeweils einen Stall und eine Scheune. Hier hat die Familie Christian Bellinghausen gewohnt, der „Michels Chress“ und et „Döppenbeckers Drautche“ (Gertrud Bellinghausen, geb. Düppenbecker) mit Sohn Paul und Tochter Hanni. In dem Haus ging ich ein und aus. Paul und ich waren von Kind auf dicke Freunde, wir haben manchen Unsinn gemeinsam angestellt. Jahrelang gingen Paul und ich jeden Morgen gemeinsam zum Bahnhöfchen, oder besser gesagt, wir rannten. Re-













gelmäßig liefen wir dem anfahrenden Zug hinterher, aber das Trittbrett des letzten Wagens erreichten wir immer.
Christian Bellinghausen fuhr den „Kassentrecker“ der Spar- und Darlehnskasse e.G.m.u.H., der Raiffeisen-Genossenschaft. Dieser Traktor war nicht einfach in Gang zu setzen. Erst eine Glühpatrone, die wie eine glühende Zigarette aussah, in den Zylinderkopf einschrauben, dann den Motor per Handkurbel anwerfen, das war mühsam. Solange der Michels Chress Mittagspause hatte, stand deshalb der Traktor vor sich hin tuckernd im Hof.





Diesen Hof hatte die Familie Bellinghausen gemeinsam mit der Witwe Wilhelm Bennerscheid II, dem Jöerten Lies, die den anderen Teil dieses Doppelhauses bewohnte. Jöert bedeutet im hiesigen Dialekt Taufpatin. Niemand hat sich wohl je Gedanken darüber gemacht, wessen Taufpatin et Jöerten Lies gewesen sein mag, und warum der Jöerten Hein, ein älterer Junggeselle und Gründungsmitglied des Kegelklubs, ebenfalls so genannt wurde.

Hinter Stall und Scheune dieses Doppelhauses stand das unbewohnte und halb verfallene „aale Huus“, wohl das Elternhaus von Gertrud Bellinghausen. An der Haustür ein Emailleschild: Peter Düppenbecker.
Ein funktionstüchtiges Backhaus war noch vorhanden und ein östlich an das Haus angebauter Schuppen. Darin stand eine „Wannmöll“, eine Windfege, eine per Handkurbel betriebene Maschine, mit der man früher die Spreu vom Weizen trennte, als einfache Dreschmaschinen das noch nicht leisteten, oder gar mit dem Flegel gedroschen wurde.

Am Efferoths Haus, wo die Steigung der Dorfstraße flacher wird, war in den schneereichen Wintern, die es ja früher einmal gab, der Startplatz zum Rodeln. Daran beteiligte sich die ganze Dorfjugend, auch die reifere.

In einem Kriegswinter waren auch Natalia, die Polin, die bei Webers arbeitete, und der Ukrainer Mischka dabei. Der Eisbacher Berg war dann bald spiegelblank. Wo ein Schotterstein zum Vorschein kam, wurde „die Bahn geflickt“. Als Lenkhilfe beim Rodeln diente eine unter den Arm geklemmte Bohnenstange. Und wie kam man zu Fuß von einem Haus zum anderen? Es wurde Asche









gestreut, selbstverständlich nur am Straßenrand – Pfade aus gelbgrauer Brikettasche, die so wunderbar an den Schuhsohlen kleben blieb.

Das Efferoths Haus ist wohl das jüngste der Eisbacher Fachwerkhäuser. Die an den Verbindungsstellen der Fachwerkbalken herausstehenden eichenen Zapfen, die „Penn“, waren noch sehr stabil und eigneten sich hervorragend zum „Penn schuren“.

Böse Buben scheuern mit einem geeigneten Stück Blech, am besten mit einem alten Sensenblatt, kräftig an diesen Bolzen. Das gibt ein schauerliches Geräusch, das sich über die Fachwerkbalken in das ganze Haus überträgt und die alte Frau Efferoth nebst





Tochter Christinchen in helle Empörung versetzt. Die bösen Buben aber entschwinden in der Dunkelheit. Vielleicht versuchen sie ihren dummen Streich jetzt beim „Müllers Stin“.

Müllers Stin, Christine Rahmann geborene Müller, wohnt mit ihrem Mann Jan in dem alten Fachwerkhaus, das ehemals dem Konrad Kirschbaum, dem Erbauer der Eisbacher Kapelle gehört hat.

Stin hat kein einfaches Leben; ihr Mann ist Berginvalide und immer krank. Stin ist einäugig und trägt immer eine blaue Augenklappe. Aber sie ist ein Schlitzohr und weiß sich auf ihre Art gern einen kleinen Vorteil zu verschaffen. Ich erinnere mich an ein Ereignis aus meiner Schulzeit. Da habe nicht etwa ich ihr einen Streich gespielt, sondern sie mir. Auf dem Heimweg – in Niederbach – sehe ich Müllers Stin mit ihrer Einkaufstasche etwa 100 Meter vor mir. Sie dreht sich um, sieht mich, geht betont langsam weiter, erwartet wohl, dass ich sie einhole, woran ich aber nicht interessiert bin.

Also gehe ich noch langsamer als Stin und warte auf der Pleisbachbrücke, bis sie außer Sicht ist. Als ich schließlich meinen Weg fortsetze, steht Stin an der großen Tanne und ruft mir entgegen: „Johannes!“. Sie meint wohl den Johannes Haacks; aber mit dem kann sie mich kaum verwechseln, denn der ist älter und einen Kopf größer als ich. „Ich bin nicht der Johannes“, entgegne ich mürrisch. Darauf Stin: „Schade, dass du nicht der Johannes bist, den wollte ich nämlich bitten, mir meine Tasche zu tragen“. Die Falle schnappt zu; ich muss die Tasche tragen und, schlimmer noch, Stins Gequatsche den ganzen Heimweg lang ertragen.

Am Haacks Haus angekommen, sagt Stin hämisch: „Et es doch joot, dat du net de Johannes bess. Söns hätt ech doch die schwer Teisch de janze Berch eropp drare mösse“.

Ein schmales Gässchen, damals der Anfang eines Weges in das Eisbachtal, trennt das Haus der Witwe Wilhelm Bennerscheid II von dem der Familie Schmitz. Als Hannes und Mariechen Schmitz ihre Goldene Hochzeit feierten, war ich noch ein kleiner Junge. Nach dem Tode der beiden ist deren Sohn Heinrich, der „Schmitz Hein“, mit seiner Familie hier eingezogen, zurück in sein Elternhaus.

Der Schmitz Hein war ein Eisbacher Original. Schon als Schulbub muss er ein solches gewesen sein, denn man erzählte sich von ihm unter anderem folgende Geschichte:
Es war ein warmer Frühlingstag. Der Schmitz Hein war mit anderen Eisbacher Kindern auf dem Heimweg nach Schulschluss. Hein trug noch die winterliche Strickmütze mit der Wollquaste obendrauf, die „Flümötz“, andere Kinder trugen wohl schon den sommerlichen Strohhut. Hein schimpfte vor sich hin: „Kenen Trett jeloofe, klatschnaaß jeschsweeß! All hann se en Strühhoot aan. Ech alleen moss met de Flümötz loofe. Loss mech heem konn. Ech well och en Strühhoot hann!“ Das ist wörtlich überliefert, nicht aber, ob er seinen Strohhut auch bekommen hat.
Auch der erwachsene Schmitz Hein war für manche Anekdote gut. Hein, der bei der Rhein-Sieg-Kleinbahn beschäftigt war, stieg im Oberpleiser Bahnhöfchen als Erster in einen Wagen ein, der wohl gerade erst eingesetzt, vorher aber nicht gereinigt worden war: Eine Staubschicht lag auf den Holzbänken. Hein sieht das, nimmt seine Mütze und klopft damit den Staub von den Sitzen. „Es ist alles bestüppt“, entschuldigt er sich für seinen Arbeitgeber bei den hinter ihm einsteigenden Fahrgästen. Und er fügt hinzu: „Dessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe.“ Wackerer Schmitz Hein!

Zum Haus Schmitz gehörte die große, von einer Hecke umgebene Obstwiese. Das Haus gegenüber mit dem niedrigen Vorbau zur Straße hin gehörte der Familie Wirges: Hein-



rich Wirges und Elisabeth, geborene Efferoth, mit Tochter Helga – und nicht zuletzt, gehörte Lena Efferoth dazu.






Lena war hör- und sprachbehindert, lebensfroh und hatte einen ganz eigenen Humor. Dabei verrichtete sie jede auf dem Hof anfallende Arbeit.

Als nächstes kommt mein Elternhaus, ein geräumiges Fachwerkhaus mit einer offenen Veranda zur Straße hin. Geräumig musste es auch sein, denn es enthielt eine Reihe von Fremdenzimmern.





Meine Mutter beherbergte und verköstigte Sommergäste, meist Familien aus Köln, Düsseldorf und Essen, die hier „Urlaub auf dem Bauernhof“ machten – nur hieß das damals noch nicht so.

Für die Gäste war ein schöner Garten angelegt, mit Kieswegen, Steinstufen und Blumenrabatten, zur Straße hin mit Tannen abgegrenzt.

Gegenüber die beiden Häuser Gratzfeld, das alte Fachwerkhaus, in dem die Brüder Christian, Wilhelm und Bernhard Gratzfeld wohnten, und das neue, noch unverputzte Wohnhaus, das an die Familie Boquoi vermietet war. Die Brüder Gratzfeld führten einen Baumschulbetrieb, hatten aber auch Ackerland und hielten Vieh. In ihren Baumschulen zogen sie überwiegend Obstgehölze, solide kräftige Hochstämme der guten alten Sorten

für die damals üblichen Streuobstwiesen. Auch wunderschöne Rosen züchteten sie. Christian Gratzfeld, stellvertretend für seinen verheirateten Bruder Wilhelm zur





Wehrmacht einberufen, ist im Krieg gefallen, Bernhard ist früh verstorben. Wilhelm hat den Betrieb allein weitergeführt. Manche Lkw-Ladung Obstbäume konnte er an einen Großabnehmer im Sauerland verkaufen und es zu einigem Wohlstand bringen.
Bald konnte er den rotbunten Zugochsen abschaffen und einen Traktor anschaffen, der allerdings erst einmal in den Straßengraben fuhr, weil er das Kommando „hüh!“ nicht verstand.

Apropos Traktor! Auch Josef Hoff hat sich bald darauf einen solchen angeschafft. Der Traktor aber, Fabrikat Bautz, brach bei ganz normalem Arbeitseinsatz - bautz - in zwei Teile: Nomen est Omen!

Noch zwei Häuser, eines auf der rechten, das andere auf der linken Straßenseite, dann ist das Dorf zu Ende.
Das rechte, ein Fachwerkhaus mit einem zur Straße hin angebauten steinernen Backes, gehörte Anton und Johanna Bellinghausen. Das besondere daran: Der einzige Laden im Dorf!



Bei Johanna Bellinghausen konnte man zwar nicht alles, aber manches, kaufen: Honigbonbons aus den „Kamellengläsern“






auf dem Ladentisch, Zucker, Mehl, Salz, Schuhputzzeug und Persil.
Für Letzteres warb eine große Reklametafel an der Hauswand. Einmal in der Woche lieferte der Lastwagen der Firma „A. Himmelreich & Co.“ nach, was fehlte. Ich weiß nicht mehr, wie lange der Laden bestanden hat, nach 1948 jedenfalls nicht mehr.

Das letzte Haus links, es liegt ein ganzes Stück von dem Anwesen Gratzfeld entfernt, dazwischen liegen Äcker und ein Weg, gehört der Familie Ulb. Es ist leuchtend gelb verputzt, hat einen gepflegten Vorgarten und einen soliden hohen Zaun um Haus, Hof und Garten. Wütendes Gebell eines Schäferhundes meldet den Vorbeigehenden.



Ein paar Schritte weiter, gegenüber dem Wasserbehälter, geht der Weg zur Kapelle ab, ein ganz normaler Feldweg, der u-förmig um die Kapelle herumführt. Wenn mein Onkel, Prälat Peter Buchholz, hier die Messe gelesen hat, fungierte ich als Messdiener. Vorher musste ich im Dorf von Haus zu Haus gehen und ankündigen: „Morgen um 10 Uhr ist Messe in der Kapelle“.



Und an die Maiandachten erinnere ich mich. Ich musste vorbeten, den Rosenkranz und die Marien-Litanei, ein endlos langes Gebet zu Ehren der Gottesmutter, das ich von einem Blatt ablas, das Johann Bennerscheid auf seiner uralten Schreibmaschine abgetippt hatte.

Zwischendurch wurden Marienlieder gesungen, auf dem Harmonium begleitet von Karl Bennerscheid. Das Harmonium war übrigens ein kleines, transportables Instrument ohne Register, den Spieltisch konnte man ab-





schrauben. Irgendwann, ich weiß nicht warum, hat man das auch gemacht und das Instrument zu Bennerscheids transportiert. Und Karl Bennerscheid hat auf dem Instrument Schlager und Jazzmusik gespielt. „Deuvelszeuch“, würde die Tant Len gesagt haben.

Von der Kapelle aus mache ich mich auf den Rückweg. Vor dem Trafohäuschen teilt sich der Weg: Rechts vorbei geht es zurück ins Dorf, auf vielen verzweigten Fußpfaden zwischen den Gärten hindurch zu den einzelnen Häusern. Ich gehe links vorbei über den Hasenpütz, heute Bittweg genannt, nach Oberpleis. Diesen Weg bin ich immer besonders gern gegangen, an den Feldern und Baumschulen vorbei, die zu jeder Jahreszeit anders aussahen.

Jupp Buchholz























Eisbacher Berg

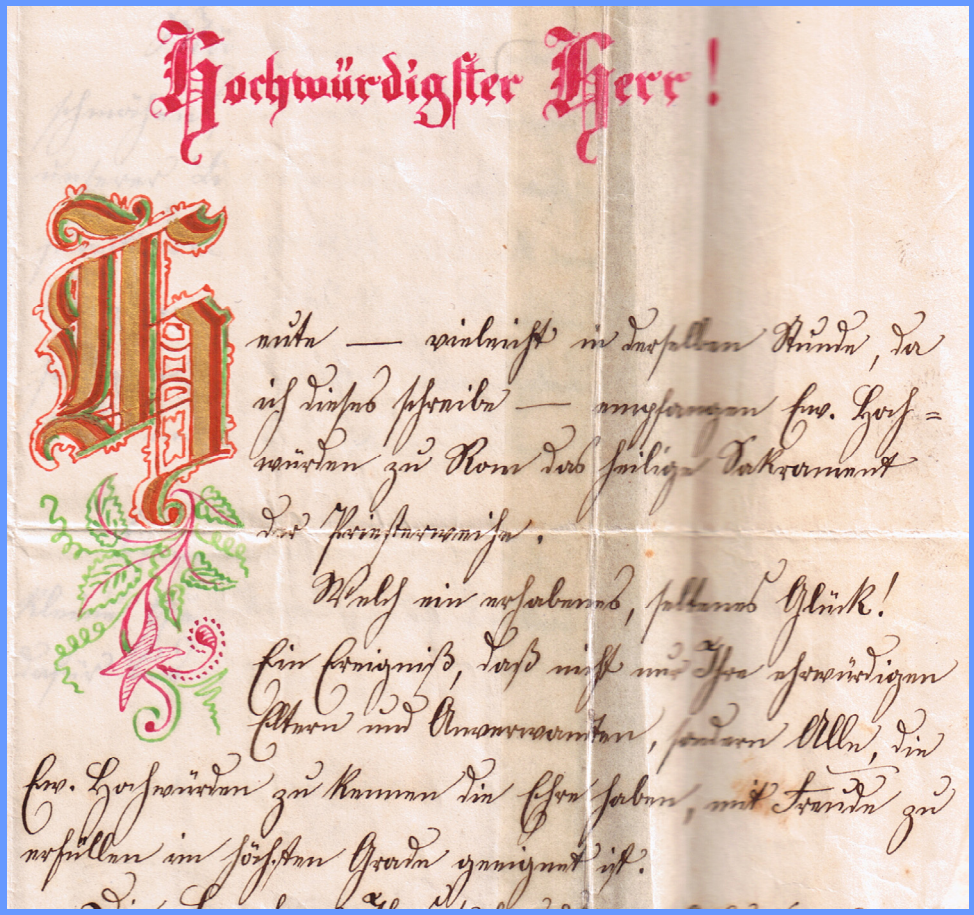
Der Eisbacher Berg vor Rad und Fahrer liegt,
voll Ehrfurcht der Blick nach oben geht,
in weiter Ferne noch das Ziel –
ist das Fahrrad stabil?
Die Hände fest am Lenker sind,
die Pedale noch ruhig – kein Rückenwind.
Mühsam ist´s, den Eisbachberg zu erklimmen,
steil wie ein Alpenpass,
oder liegt Eisbach gar
am Himalayar?
Die Muskeln gespannt, die Augen gebannt
geht´s los.
Stetig Höhenmeter gewinnen,
Häuser zu beiden Seiten verschwimmen,
werd' ich den Berg noch mal bezwingen,
beim Hochfahren singen?
Werden die Kräfte reichen,
halten die Speichen?
Da –
ein Lichtblick am Horizont,
das Haus von Pohls – zumindest die Front.
Hier wird´s flacher,
gleich ist es geschafft.
Wie lieb ich Dich – du Eisbachberg,
und schreib´s gleich hin,
wenn ich oben angekommen bin.

Franz Buhr



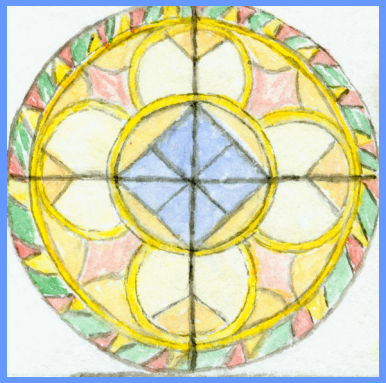
„Isbich un de leeve Jott"

– rund um die Kapelle


Hochwürdigster Herr!

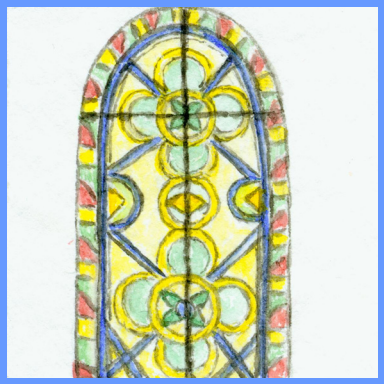
Aus einem Brief der „Jünglinge von Eisbach" an den Eisbacher Neupriester Johannes Kirschbaum in Rom 1869



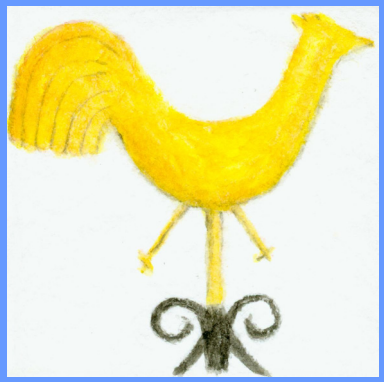














Der Bittweg und seine Kreuze



Die Kreuze entlang des Bittwegs

Das Kreuz erinnert an den Tod und die Auferstehung Jesu. Es ist das wichtigste christliche Symbol und das Erkennungszeichen für alle, die an Christus glauben. Kreuze wurden und werden als Zeichen der Ehrerbietung und zum Schutz um den Hals getragen, in den Wohnungen aufgehängt oder am Wegesrand aufgestellt. Besondere Aufmerksamkeit erfuhr die Kreuzverehrung in Zeiten von Hungersnöten und Kriegen sowie in Epochen sich verändernder Lebensumstände.

Auf besonders fruchtbaren Boden fiel die Kreuzverehrung seit dem Mittelalter im Rheinland *(Fischer)*. Wie in vielen Orten der Region stehen auch entlang des heute „Bittweg" genannten alten Feldweges von Oberpleis nach Eisbach mehrere Kreuze, welche die tiefe Verwurzelung unserer Vorfahren im christlichen Glauben bis heute dokumentieren.

1. Kreuz am Anfang des Bittwegs
(Ecke Uckerather Straße)

Das älteste Kreuz befindet sich unmittelbar an der Einmündung des Bittwegs in die alte Straße, die Oberpleis mit Frohnhardt verbindet, die heutige „Uckerather Straße". Es handelt sich um ein Votivkreuz mit Dreipassenden und aufgesetzten Passionsmalen, welches ursprünglich aus Trachyt gefertigt war. Zu einem nicht näher bekannten Zeitpunkt zwischen 1975 (jüngstes verfügbares Foto im alten Zustand bei Thiemann) und 1992 (ältestes Foto im neuen Zustand bei Schyma) wurde der Kreuzaufsatz aus Granit erneuert, die Passionsmale fehlen seither *(Schyma)*. In den rechteckigen Sockel ist folgende Inschrift eingelassen:

JOHAN ♦ DIETRICH
OTDO ♦ ANNA
CATHARINA ♦
WESCHBEL ♦ E
LEUT ♦ HABEN
DIS ♦ CREUTZ ♦ ZU
EHREN ♦ DER ♦ H ♦ 5
WUNDEN ♦ JESU
CHRIST ♦ AUFF
GERICHT

(Text nach heutigem Verständnis: *„Die Eheleute Johann Dietrich Otto und Anna Catharina Waschpohl haben dieses Kreuz zu Ehren der Heiligen Fünf Wunden Jesu Christi errichtet."*)






Über der abgeschlagenen Altarplatte ist eine Muschelnische eingelassen, darüber befinden sich die Jahreszahl 1736 und ein Haubenabschluss.

Die Inschrift wirft die Frage auf, wer die Kreuzstifter waren. Im Oberpleiser Familienbuch, welches die verfügbaren, aber leider unvollständigen Personendaten ab 1727 enthält, finden sich keine Angaben zu einem Johann Dietrich Otdo/Otto. Ein Eintrag verzeichnet für den 13.09.1728 die Hochzeit einer Catharina Weschpuhl mit einem Heinrich Hujoth (Hugo). Ob es sich bei der Catharina Weschpuhl von 1728 und der Kreuzstifterin von 1736 um ein und dieselbe Person handelte, muss mangels anderer Quellen offen bleiben.

Beim Namen Weschbel dürfte es sich um die Dialektform von Waschpohl handeln, etwaige Nachfahren mit Namen Weschbel oder Waschpohl sind in der Oberpleiser Region im Gegensatz zum bereits damals und auch heute noch mehrfach vorkommenden Familiennamen Otto nicht mehr nachweisbar.

In Unkenntnis genauerer Angaben zu den Stiftern bleiben Antworten auf die Fragen nach dem Grund für die Errichtung des Kreuzes und für das Stiftungsjahr 1736 spekulativ, die kunsthistorische Zuordnung als







Das älteste Bittwegkreuz
aus dem Jahr 1736,
links mit dem originalen
und rechts mit dem erneuerten Kreuzaufsatz.

Votivkreuz geht von der Einlösung eines Gelübdes („ex voto“) aus *(Schyma)*.

Warum dieses Kreuz an genau jener Stelle aufgestellt wurde und ob es dort möglicherweise ein hölzernes oder anderes Vorgängerkreuz gab, wird man wohl nicht mehr klären können. In der Nähe des Kreuzes befand sich früher eine Mühle am Pleisbach, vielleicht hat das Stifterpaar dort gelebt und gearbeitet.

Ein direkter Bezug der Familien Otdo/Otto bzw. Weschbel/Waschpohl zum Ort Eisbach läßt sich mit den vorliegenden Unterlagen nicht herstellen. Ob der aufgrund der heutigen Gegebenheiten anzunehmende Bezug des Kreuzes zum Bittweg im Sinne des Anfangs eines Prozessionswegs von Oberpleis nach Eisbach gelten kann, bleibt ebenfalls offen.

2. Kreuz an der heutigen Obstplantage

Die Eheleute Johann Dietrich Otto und Anna Catharina Waschpohl haben im Jahr 1747 am Feldweg zwischen Oberpleis und Eisbach ein weiteres Steinkreuz aufgestellt. Es ist ebenfalls aus Trachyt und besitzt wie das etwas ältere Kreuz einen rechteckigen Sockel mit Inschriftkartusche sowie eine halbrunde Altarplatte mit kleiner Muschelnische *(Schyma)*. Durch Kriegseinwirkungen erlitt das Kreuz schweren Schaden und büßte den ursprünglichen Aufsatz ein *(Weber)*, der vor einiger Zeit ergänzt werden konnte. Bilder des originalen Zustands vor der Beschädigung sind nicht mehr auffindbar.

Der Sockel weist folgende Inschrift auf:

1747
IOHAN
DIETRICH
OTTO ♦ANNA
CATHARINA
WESPPEL
DAS ♦ CREUTZ
ZU ♦ EHREN
GOTTES
AUF ♦ GERICHT

Interessant ist die vom ersten Kreuz von 1736 differierende Schreibweise des Familiennamens („Otdo“ vs. „Otto“) und vor allem des Mädchennamens der Frau, welcher hier „Wesppel“ statt „Weschbel“ geschrieben wurde. Dies lässt einerseits annehmen, dass das Stifterpaar – wie die große Mehrheit der damaligen Landbevölkerung – des Lesens und Schreibens unkundig war, und gibt andererseits Anlass zu der Vermutung, dass das jüngere Kreuz von einer anderen Person, vermutlich einem Steinmetz, gefertigt wurde und die Inschrift ohne schriftliche Vorlage „auf Zuruf“ eingemeißelt worden sein dürfte.

Eine umfangreiche Restaurierung des Kreuzes im Jahr 1994 wurde auf Initiative des aus








Das zweite Bittwegkreuz an der Obstplantage und dessen Renovierung 2005



Eisbach stammenden Priesters Franz Weber durch Spenden von zahlreichen Privatleuten, der Kirchengemeinde St. Pankratius Oberpleis und der Stadt Königswinter möglich *(Presseecho 1994)*.

Nachdem das Kreuz später erneut umgestoßen und beschädigt worden war, ist es der Initiative der Eisbacher Franz Buhr, Reiner Hermes und Bernd Weber zu verdanken, dass es seit dem Herbst 2008 wieder im alten Zustand am Wegesrand steht *(General-Anzeiger)*.

3. Kreuz nahe der Kreuzung des Bittweges mit dem Feldweg nach Frohnhardt

Unweit der Kreuzung des Bittweges mit dem alten Feldweg, der von Niederbach nach Frohnhardt führt, steht ein besonders schönes Kreuz aus Sandstein, welches wie die beiden deutlich älteren Trachytkreuze aus dem 18. Jahrhundert unter Denkmalschutz steht *(Schyma)*.

Auf dem Sockel findet sich folgende Inschrift:

Durch Dein Leben Deinen Tod
Hilf Jesus mir in aller Noth
Und laß Dein Blut und Deine Pein
Doch nicht an mir verloren sein.

Errichtet zu Ehren des bitteren Leidens u. Sterbens unsers Herrn Jesu Christi von den Eheleuten Joh. Weber und Maria Kath. geb. Kirschbaum zu Eisbach 1867

Dem Sockel liegt eine Altarplatte auf, darüber ist eine Muschelnische eingelassen. Auf einem geschweißten Haubenabschluss ruht ein Kreuz mit Dreipassenden und Passionsmalen *(Schyma)*, ähnlich dem ältesten Kreuz vom Anfang des Bittweges.

Im Gegensatz zum Stifterpaar der beiden ältesten Kreuze liegen uns zur Familie Weber/Kirschbaum einige Informationen vor *(Gast, B., Brenner GH)*; mehrere Nachfahren der Kreuzstifter leben immer noch bzw. wieder in Eisbach.

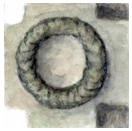
Johann Weber wurde am 30.10.1798 in













Eisbach geboren und verstarb ebenda am 04.01.1867. Seine Eltern waren Wilhelm Weber aus Hartenberg und Magdalene Winterscheid aus Frohnhardt.

Maria Catharina Kirschbaum kam am 10.04.1804 ebenfalls in Eisbach zur Welt, ihr Vater Conrad Kirschbaum stammte aus Eisbach, ihre Mutter Anna Katharina Gast wurde ebenfalls in Eisbach geboren, sie war zuvor bereits einmal verheiratet. Maria Catharina Weber, geb. Kirschbaum, verstarb am 28.10.1873 in Eisbach.

Bei dem Kreuz handelt es sich ebenfalls um ein Votivkreuz *(Schyma)*. Zwar sind keine schriftlichen Zeugnisse über den oder die Gründe für das Errichten des Kreuzes im Jahr 1867 überliefert, der Tod des Stifters Johann Weber zu Jahresbeginn 1867 lässt jedoch mehrere Interpretationen zu:

Vielleicht hat es sich um ein noch zu Lebzeiten von Johann Weber von beiden Eheleuten abgelegtes Gelübde gehandelt, für eine glückliche, mit neun Kindern (von denen immerhin sechs das Erwachsenenalter erreichten) gesegnete Ehe zu danken, möglicherweise bereits im Angesicht des Todes von Johann Weber aufgrund einer schweren Krankheit oder ähnlichem. Wiederum erscheint es denkbar, dass das Kreuz nach seinem Tod von der Witwe errichtet wurde, möglicherweise aus denselben Beweggründen.

Eine umfangreiche Restaurierung des Kreuzes zusammen mit dem Kreuz von 1747 konnte im Jahr 1994 auf Initiative des aus Eisbach stammenden Priesters Franz Weber durch Spenden von zahlreichen Privatleuten, der Kirchengemeinde St. Pankratius Oberpleis und der Stadt Königswinter erfolgen *(Presseecho)*.

4. Kreuz kurz vor der Einmündung des Hasenwegs

Nahe eines kleinen, in den Feldern zwischen



Das alte, vierte Bittwegkreuz am Pützsiefen vor der Einmündung des Hasenwegs …

Eisbach und Frohnhardt entspringenden und in den Eisbach abfließenden Rinnsals, des Pützsiefens, steht kurz vor der Einmündung des heutigen Hasenwegs in den Bittweg ein Holzkreuz. An dieser Stelle hat bereits seit mindestens 1860 ein hölzernes Kreuz gestanden *(Müller)*. Informationen insbesondere zu den Kreuzstiftern und ihren Motiven sind nicht verfügbar.



...und das 2005 neu errichtete Kreuz

Bis zum II. Weltkrieg war dem Kreuz ein Eisenkorpus aufgesetzt, der in der Nachkriegszeit abgesägt und gestohlen wurde *(Weber)*. Mit der Zeit zunehmend verwittert, wurde das Kreuz zuletzt 2005 durch die Eisbacher Bernd Weber und Reiner Hermes erneuert *(General-Anzeiger)*. Familie Johannes Haacks stiftete einen neuen Korpus.

5. Kreuz gegenüber der Ecke Bittweg/ Hasenweg

Gegenüber der Ecke Bittweg/Hasenweg steht ein altes Steinkreuz aus Sandstein, das um 1890 errichtet wurde *(Müller)*.



Möglicherweise stand an dieser Stelle bereits zuvor ein Holzkreuz, Unterlagen hierzu fehlen jedoch. Das Kreuz besteht aus einem Sockel mit Inschrift und einem einfachen Kreuzaufsatz. Nach dem Krieg in mehrere Teile zerfallen, ist es der Initiative des Eisbachers Rudi Nipken zu verdanken, dass es der Nachwelt erhalten blieb *(Weber)*.






Die Inschrift ist nicht in den Stein gemeißelt, sondern auf diesem aufgebracht und mittlerweile fast vollständig verwittert. Mit Hilfe von weißem Papier und vielen Bleistiftschraffuren gelang es den Eisbacher Kindern Anna-Maria und Daniel Neudecker, die Inschrift zu entziffern:

Gelobt sei
Jesus Christus
in Ewigkeit
Amen.

Die Identität der Kreuzstifter und ihre Motive für die Errichtung des Kreuzes sind ungeklärt.

6. Kreuz in Höhe des Grundstücks Bittweg Nr. 17



Ein weiteres einfaches Holzkreuz steht in Eisbach im zur Kapelle hin ansteigenden Teil des Weges in Höhe des Grundstücks Bittweg Nr. 17. Seit mindestens 1860 ist dieser Kreuzstandort verbürgt *(Müller)*.

Im Lauf der Zeit hat das Kreuz durch Verwitterung zunehmenden Schaden genommen und ist im Jahr 1991 durch den Eisbacher Gerhard Pohl erneuert worden *(Weber)*. Informationen zu den Kreuzstiftern und ihren Motiven sind nicht verfügbar.

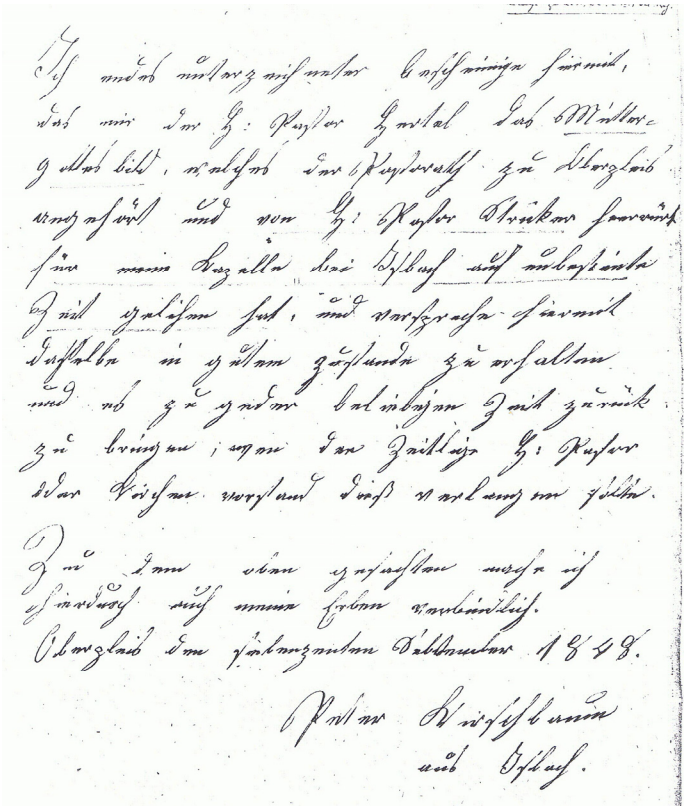


Gerhard Pohl und Rudi Hoff beim Aufstellen des neuen, sechsten Kreuzes des Bittwegs 1991

7. Kreuz = „Ispicher Heiligenhüsgen“ bzw. Eisbacher Marienkapelle

An der Stelle der heutigen Eisbacher Kapelle stand lange Zeit, eingerahmt von zwei großen

Kastanienbäumen, ein Heiligenhäuschen „... welches zur Verehrung der heiligen Geheimnisse des Rosenkranzes diente ...“ *(Hertel)*. Das winzige Häuschen hatte eine Grundfläche von etwa 1 m² und war ca. 2,50 m hoch *(Dahs)*. Im kleinen Innenraum befand sich seit mindestens Ende der 1840er Jahre ein Muttergottesbild, welches der damalige Besitzer, der spätere Kapellenstifter Peter Kirschbaum, als Dauerleihgabe von der Kirchgemeinde in Oberpleis erhalten hatte. Über die Erbauer des Heiligenhäuschens liegen keine Dokumente vor. Zwar wurde zum 50. Kapellenjubiläum im Jahr 1920 spekuliert, die Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts lebenden Eltern des Kapellenstifters, das Ehepaar Conrad Kirschbaum und Anna Catharina Gast, hätten dieses errichtet *(Dahs)*. Realistischer erscheint die Überlieferung, das Heiligenhäuschen habe bereits seit Jahrzehnten an dieser Stelle gestanden. Offenbar wurden diesem Ort lange Zeit lindernde bzw.



„Ich, Endes Unterzeichnender, bescheinige hiermit, daß mir der H. Pastor Hertel das Muttergottesbild, welches dem Pastorat zu Oberpleis angehört, und von H. Pastor Stricker ... für eine Kapelle bei Isbach auf unbestimmte Zeit geliehen hat und verspreche hiermit daßselbe in gutem Zustand zu erhalten und es zu jeder beliebigen Zeit zurück zu bringen wenn der ... H. Pastor oder Kirchenvorstand das verlangen sollte.

Zu dem oben Gesagten mache ich hierdurch auch meine Erben verbindlich.

Oberpleis den siebzehnten September 1848

Peter Kirschbaum
aus Isbach“






heilende Kräfte bei körperlichen Gebrechen zugeschrieben: „... Alte Leute berichten, dass neben dem Bilde (Mariens) Krücken hingen zur Erinnerung an Gottes und seiner heiligen Mutter Hilfe in mancher Not. ...“ *(Buchholz P)*.

Der Bittweg – ein alter Prozessionsweg (?!)

Seit dem 14. Jahrhundert entwickelten Franziskanermönche in Jerusalem die Tradition, einzelne Stationen des Leidensweges Jesu Christi von der Stätte seiner Verurteilung beim Hause des Pilatus bis zur Stätte seiner Grablegung im Heiligen Grab abzuschreiten. Wallfahrten nach Jerusalem waren zeitaufwändig, gefährlich und kostspielig, mithin bestenfalls Adel und Klerus, nicht jedoch dem einfachen Volk möglich.
Dieser Konflikt konnte durch die Schaffung von Kreuzwegen in der näheren Lebensumgebung aufgelöst werden, ein Prozess der im deutschen Sprachraum etwa im 15. Jahrhundert einsetzte und im Rheinland eine besondere Bedeutung gewann *(Zender)*.

Während der Jerusalemer Kreuzweg aus 14 Stationen bestand, wiesen die ersten deutschen Kreuzwege lediglich sieben Stationen, d. h. Kreuze, Bildstöcke oder Heiligenhäuschen, auf. Hintergrund der Zahl „7“ war die Annahme, Jesus sei auf seinem letzten Gang sieben Mal unter dem Kreuz gefallen.

Entlang des Verlaufes des Feldweges von Oberpleis nach Eisbach stehen einschließlich der Eisbacher Kapelle bzw. deren Vorgängerbaues, des Heiligenhäuschens, insgesamt sieben Kreuze, das jüngste seit mindestens 1890. Es ist kaum anzunehmen, dass sich diese Zahl rein zufällig ergeben hat.

Der Überlieferung nach gingen einst im Frühjahr Bittprozessionen von Oberpleis nach Eisbach. Deren Teilnehmer beteten für ein gutes Jahr, gedeihliches Wetter und um eine gute Ernte *(Müller)*.

Ob es sich beim heutigen Bittweg um einen Sieben-Stationen-Kreuzweg im engeren Sinne gehandelt hat, und ob dieser eine Bedeutung über die unmittelbare Umgebung Eisbachs hinaus hatte, ist angesichts der dürftigen Datenlage nicht beweisbar, erscheint jedoch möglich.

So hat es offenbar bereits Ende der 1860er Jahre Überlegungen zur Schaffung eines 14-Stationen-Kreuzwegs von Oberpleis nach Eisbach gegeben. Entsprechendes berichtete der Oberpleiser Pfarrer Hertel dem Kölner Erzbischof Kardinal Melchers im Zusammenhang mit dem geplanten Umbau des Heiligenhäuschens zur Kapelle *(Hertel)*:

„... Die Kapelle, eine halbe Stunde von hier, kann auch mit der Zeit sehr gut zum Schlusspunkt eines Kreuzweges dienen, der von der

Pfarrkirche aus mit den 14 Stationen dorthin angelegt würde ...“

Seit dem 17. Jahrhundert entwickelte sich im Rheinland an vielen Sieben-Stationen-Kreuzwegen der Brauch des so genannten Fußfallbetens für Sterbende oder Verstorbene des Ortes *(Zender)*. Dabei fielen die Bittgänger vor jedem Kreuz auf beide Knie und hielten kurz im Gebet inne. Das Fußfallbeten wurde vielerorts bis in das 20. Jahrhundert hinein gepflegt.

Zeitzeugen der Jahre zwischen den beiden Weltkriegen erinnern sich noch an Prozessionen zum Gedenken an soeben verstorbene Dorfbewohner, das sogenannte „Um-die-Kreuze-gehen“ *(Pohl, C.; Kurenbach, M.)*. Die Jungfrauen des Ortes sind dabei von der Kapelle aus entlang der am Ortsrand stehenden Kreuze des heutigen Bittwegs durch das Dorf bis zum Haus des dort aufgebahrten Verstorbenen gezogen. Am Totenlager wurde ein letztes Gebet gesprochen, anschließend wurden die Bittgängerinnen mit Kaffee und Kuchen bewirtet.

Das „Um-die-Kreuze-gehen“ wurde in Eisbach etwa bis zur Zeit des II. Weltkriegs gepflegt. Der Brauch weist einige Parallelen zum Fußfallbeten auf, obgleich in Eisbach weder sieben Stationen aufgesucht worden sind, noch das eigentliche Fußfallbeten praktiziert wurde.

Der aus Eisbach stammende Pastor Franz Weber, den Eisbachern als „Onkel Franz“ in Erinnerung geblieben, fasste alte Überlieferungen und heutige Deutungen zum Bittweg trefflich zusammen:

„*Sechs Kreuze haben dem Weg von Oberpleis zum Heiligenhäuschen der Sieben Schmerzen Mariens auf der Höhe von Eisbach das Geleit gegeben. ... An den sechs Kreuzen und am Heiligenhäuschen der Schmerzensmutter wurden vermutlich die sieben Kniefälle gebetet. Aufbruch dieses Betens wird sicher die altehrwürdige Pfarrkirche gewesen sein. Wie es vielerorts Brauch war, haben sich die Frauen des Ortes an den Kreuzen versammelt, um dort zu beten, wenn jemand gestorben war. ... Wenn auch kein Dokument darüber vorliegt, darf man annehmen, dass dieser Weg seit Jahrhunderten ein Prozessionsweg ist. ...*“

Die Stadt Königswinter schloss sich offenbar dieser Meinung an und verlieh dem davor „Kapellenweg“ geheißenen alten Feldweg von Oberpleis nach Eisbach im Rahmen der kommunalen Neuordnung im Jahr 1969 seinen heutigen Namen „Bittweg“.

Dr. Stephan Neudecker

Quellen:

Buchholz, P.: Pfarrbrief der kath. Kirchgemeinde St. Pankratius Oberpleis. 10/1957.






Dahs B.: Die Eisbacher Kapelle – 1870 bis 1920 (Festschrift zum 50. Kapellen- Jubiläum). Vgl. auch Kapitel 2.3: „Die Eisbacher Kapelle – 1870 bis 1920 (Festschrift zum 50. Kapellen Jubiläum)“.

Fischer, H.: Die Kreuzverehrung im Land an der Sieg. In: Heimatblätter des Rhein-Sieg-Kreises. Geschichts- und Altertumsverein für Siegburg und den Rhein-Sieg-Kreis (Hrsg.). 63. Jahrgang, Rheinlandia, Siegburg 1995, S. 149-163.

Gast, B., Brenner, G. H.: Familienbuch Oberpleis (1727-1875). Westdeutsche Gesellschaft für Familienkunde e.V. Köln, Bezirksgruppe Bonn, Bonn 2006.

General-Anzeiger Bonn (20./21.12.2008).

Hertel, J. (Pastor der Gemeinde St. Pankratius Oberpleis): Brief an den Kölner Kardinal Melchers (1869), vgl. auch Kapitel 2.2: „Baugeschichte der Kapelle“.

Kurenbach, M.: persönliche Mitteilung.

Lange, G., Mittler, .M: Hölzerne Wegekreuze im rechtsrheinischen Teil des Rhein-Sieg-Kreises. In: Jahrbuch des Rhein-Sieg-Kreises 1987. Rhein-Sieg-Kreis (Hrsg.), Rheinlandia 1986, S. 47-64.

Müller, W.: Kirche, Kapellen, Denkmale, Gedenksteine und Wegekreuze in der Pfarrgemeinde St. Pankratius Oberpleis, Stand 1988. Unveröffentlicht (Archiv der Gemeinde St. Pankratius Oberpleis). Oberpleis 1988.

Pohl, Christine: persönliche Mitteilung.

Presseecho 1994: Bonner-Rundschau (29.09. und 06.10.); General-Anzeiger Bonn (07.10.).

Schyma, A.: Stadt Königswinter. In: Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Denkmäler im Rheinland. Vol. 23.5. Rheinland-Verlag, Köln 1992.

Thiemann, E.: Kapellen und Wegekreuze in der Gemeinde St. Pankratius. Unveröffentlicht (Archiv der Gemeinde St. Pankratius Oberpleis). Oberpleis 1975.

Weber, F.: Kreuze am Wege – Über den Bittweg und die Eisbacher Kapelle.

Pfarrfamilie St. Pankratius Oberpleis. Nr. 2, April/Mai 1993.

Zender, M.: Spätmittelalterliche Frömmigkeit und Volksbrauch – Das Beten der sieben Fußfälle im Rheinland. In: Gestalt und Wandel - Aufsätze zur rheinisch-westfälischen Volkskunde und Kulturraumforschung. Röhrscheid, Bonn 1977.

Danksagung:

Frau *Edith Jarzombek*, Pfarrsekretärin der Pfarrgemeinde St. Pankratius Oberpleis, und Frau *Magdalene Bennerscheid* (Eisbach) gilt mein herzlichster Dank für großes Engagement und wertvolle Hilfe bei der Recherche nach und der Beschaffung von wertvollen Informationen.

Vom Gelübde zur Weihe.

Die Baugeschichte der Kapelle.

Im Oktober 1957 schrieb Prälat Peter Buchholz im Oberpleiser Pfarrbrief über die Entstehung der Kapelle:



„Die Geschichte der Eisbacher Kapelle ist ein ergreifender Beweis für die Macht des Gebetes und die nie versagende Hilfe der Gottesmutter. An der Stelle, wo sich oberhalb des Dorfes an einer Weggabelung jetzt die Kapelle erhebt, stand schon vor mehreren hundert Jahren zwischen zwei mächtigen Kastanienbäumen ein Heiligenhäuschen mit einem Bild der Gottesmutter. Alte Leute berichten, dass neben dem Bilde Krücken hingen zur Erinnerung an Gottes und seiner heiligen Mutter Hilfe in mancher Not.

So fand auch – es war im Jahre 1844 – Peter Kirschbaum aus Eisbach in einem schweren Anliegen den Weg hierhin zur Gottesmutter. Seine Frau Anna Maria, geborene Gratzfeld, erwartete das erste Kind, und es stand bedenklich um Mutter und Kind. Da gelobte er der Gottesmutter, wenn seine Frau ihre schwere Stunde gut überstehen würde, wolle er hier zum Dank eine Kapelle bauen. Und wenn Gott ihm einen Sohn schenke und er brav und fromm bliebe und Neigung zum geistlichen Stand zeige, dann solle ihm kein Opfer zu schwer sein, um ihm das Studium zu ermöglichen und ihn als Priester Gott und seiner heiligen Mutter zuzuführen.

Sein Beten wurde erhört. Seine Frau überstand wider Erwarten glücklich ihre schwere Stunde, und Gott schenkte ihm einen Sohn, der schon in frühen Kinderjahren durch seine Frömmigkeit alle erbaute und, wie in einer alten Familienchronik zu lesen ist, bereits als drei- bis vierjähriges Kind seine Großmutter zum Heiligenhäuschen begleitete und dort von ihr die Anleitung erhielt, den Rosenkranz zu beten. Als Zwölfjähriger gestand er den Eltern, dass er nichts sehnlicher wünsche, als Priester zu werden, um sein Leben Gott und seiner heiligen Mutter ganz zu weihen. Die Eltern waren über diesen Entschluss ihres einzigen Sohnes überglücklich und ermöglichten ihm den Besuch des Apostelgymnasiums in Köln, von wo er nach glänzend bestandenem Abschlussexamen zur Absolvierung seiner philosophischen und theologischen Studien nach Rom ging und dort im Jahre 1869 im Deutschen Kolleg die Priesterweihe empfing.“

Das ist bis dahin der Lebenslauf von Johannes Kirschbaum, ohne den die Kapelle nie






gebaut worden wäre. Ich vermute, dass der damalige Pfarrer von Oberpleis, Johannes Hertel, den Weg von Johannes Kirschbaum nicht nur geistlich, sondern auch finanziell begleitet hat. Denn die Eltern Kirschbaum waren kleine Bauern, damals Ackerer genannt, für die schon der Besuch des Gymnasiums in Köln und das Geld für Kost und Logis kaum aufzubringen waren. Und das Studium in Rom, zu dem Johannes Kirschbaum vom Erzbistum Köln ausgewählt worden war, war zwar ehrenvoll, aber wohl auch mit Kosten verbunden.

Prälat Buchholz schreibt dann in dem genannten Artikel weiter: *„Unterdessen entstand unter schwersten finanziellen Opfern des alten Vaters Kirschbaum mit Unterstützung von Nachbarn und Verwandten an Stelle des alten Heiligenhäuschens die Kapelle, die der Rosenkranzkönigin geweiht wurde."*

„Unterdessen" ist die Zeit von 1844 bis 1870. Es ist die Zeit der Vorbereitungen zum Bau der Kapelle und deren Verwirklichung. Darüber gibt es keine Unterlagen, weder Baupläne noch Baugenehmigung, trotz intensiver Nachforschungen in den Archiven der Stadt Königswinter und des Erzbistums Köln. Es gibt nur ein paar Briefe, die wegen des Baus der Kapelle geschrieben wurden, und einen zur Priesterweihe von Johannes Kirschbaum, die aber deswegen um so wertvoller und erhaltenswerter sind.

Der erste Brief ist der Antrag von Peter Kirschbaum an die Pfarrgemeinde Oberpleis, an Stelle des Heiligenhäuschens eine Kapelle errichten zu dürfen.

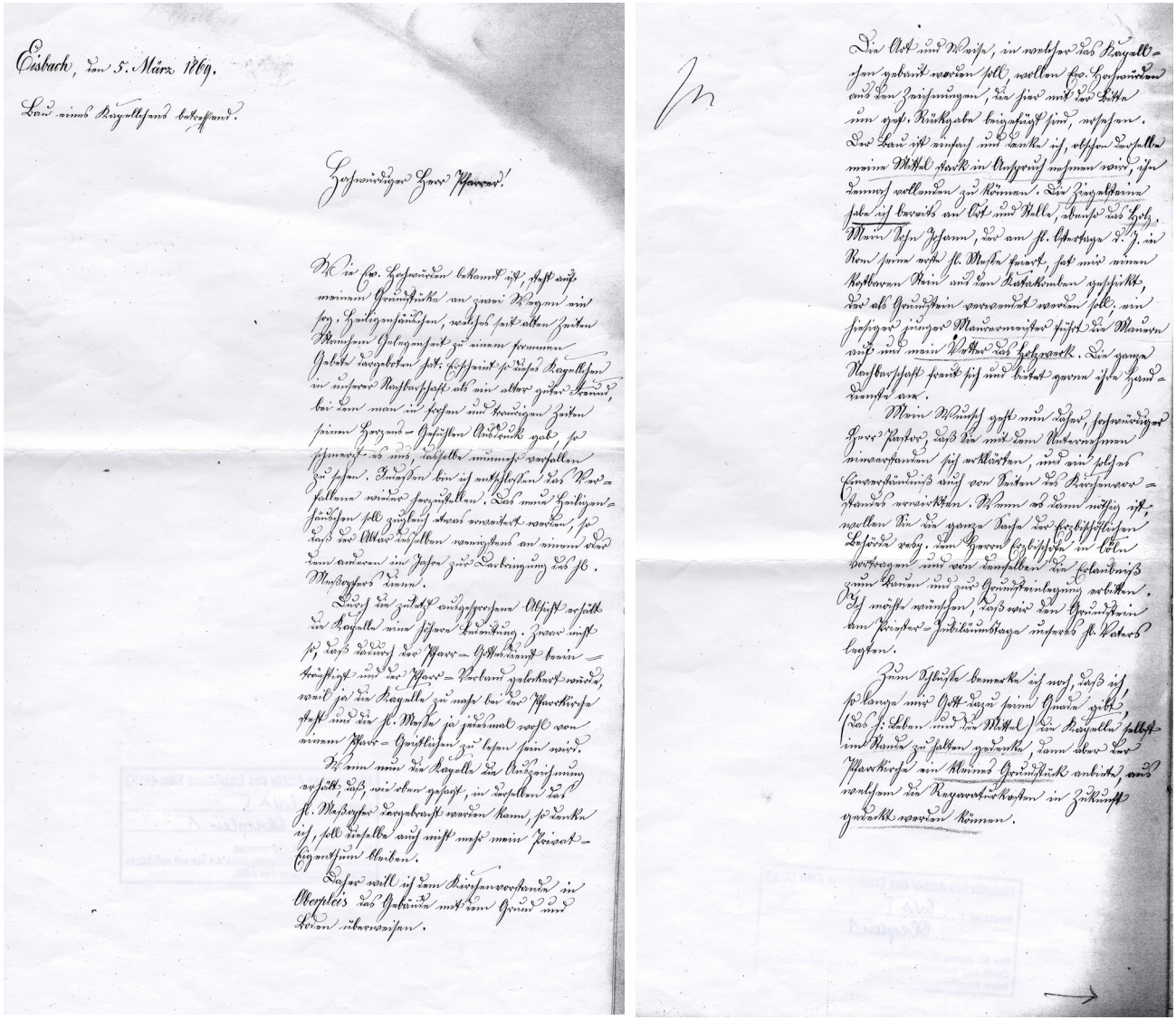
„Eisbach, den 5. März 1869
Bau eines Kapellchens betreffend

Hochwürdiger Herr Pfarrer!

Wie Euer Hochwürden bekannt ist, steht auf meinem Grundstück an zwei Wegen ein sogenanntes Heiligenhäuschen, welches seit alten Zeiten manchem Gelegenheit zu einem frommen Gebete dargeboten hat. Erscheint so dieses Kapellchen in unserer Nachbarschaft als ein alter guter Freund, bei dem man in frohen und traurigen Zeiten seinen Herzensgefühlen Ausdruck gab, so schmerzt es uns, dasselbe nunmehr verfallen zu sehen. Indessen bin ich entschlossen, das Verfallene wieder herzustellen. Das neue Heiligenhäuschen soll zugleich etwas erweitert werden, so dass der Altar desselben wenigstens an einem oder anderen Mal im Jahre zur Darbringung des heiligen Messopfers diene.

Durch die zuletzt ausgesprochene Absicht erhält die Kapelle eine höhere Bedeutung. Zwar nicht so, dass dadurch der Pfarrgottesdienst beeinträchtigt und der Pfarrverband gelockert würde, weil ja die Kapelle zu nahe bei der Pfarrkirche steht und die heilige Messe ja jedesmal wohl von einem Pfarrgeistlichen zu lesen sein wird.

Wenn nun die Kapelle die Auszeichnung erhält, dass, wie oben gesagt, in derselben das heilige Messopfer dargebracht werden kann,



Eisbach, den 5. März 1869.

Lieb wirdt Bezirksamt betreffend.

Hochwürdiger Herr Pfarrer!

Wie ihr. Hochwürden bekannt ist, hatte mein
minderjähriger Sohnstricker an zwei Wagen mit
Heu, Holzgespänen, welche fast allen Leuten
Montags Gelegenheit zu einem frommen
Gebete vorgeboten hat, Fuhrlohn zu meines Bezirksamt
in meiner Nachbarschaft als mir alter guter Freund,
bei dem man in jeden in traurigen Zeiten
seinen Herzens-Trösten Anblick hat so
schwach es mir, dasselbe mündig verfallen
zu sein. Inmaßen dir ist mitgetheilt das Vor-
fallens wurde zu erzählen. Das mir Heiligen-
häuschen soll zwischen abwesend worden, so
daß die Altar wieder selben vernichtet an mir und dem
dem anderen in Jahre zur Darbringung des H.
Messopfers kann.

Dies ist zuletzt ergebenen Absicht wieder
in Bezirksamt mir seiner Entleitung. Zwar mit
ist, daß darauf die Pfarr-Gottesdienst beim
Kirchlein mir die Pfarr-Vorkam gebraucht werden,
weil sie die Bezirksamt zu nahe bei die Pfarrkirche
steht mir der H. Messe ja jedesmal wegen von
einem Pfarr-Geistlichen zu lesen sein wird.

Wenn nun die Bezirksamt die Anzeigung
erhält, daß wie oben gesagt, in dasselben das
H. Messopfer dargebracht werden kann, so danke
ich, soll dasselbe auch nicht mehr mein Privat-
Eigenthum bleiben.

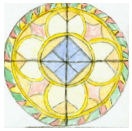
Dafür will ich dem Kirchenvorstand in
Oberpleis das Gebäude mit dem Grund und
Boden übergeben.

Die Art und Weise, in welcher das Bezirksamt
gebaut werden soll, wollen Ihr. Hochwürden
aus den Zeichnungen, die sie mit der Bitte
um gefl. Rückgabe beigefügt sind, ersehen.
Der Bau ist einfach und dauerhaft, obschon dasselbe
meine Mittel stark in Anspruch nehmen wird, so
dürfte wollen zu können. Die Zeichnungen
habe ich bereits an Art und Weise des Hrn.
Maurermeister Hesse, der am 31. Oktober d. J. in
Rom seine 25. Meister feiert, fast mit einem
Kostenaufwand von 10 Thalern bezahlt,
der als Grundstein verwendet werden soll, mir
fertigen hinter Maurermeister Hesse die Maurer
und mir Arbeit das Gebäude. Der ganze
Bauherrschaft stand sich mit bisher guten Hand-
werker an.

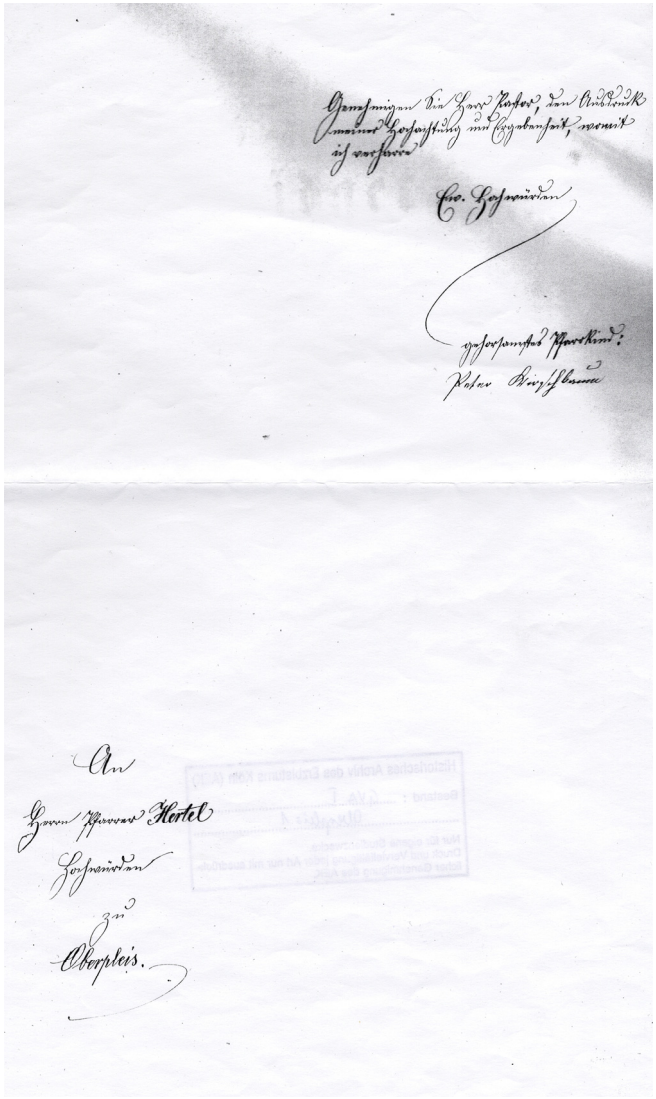
Mein Wunsch geht nun dahin, hochwürdiger
Herr Pfarrer, daß Sie mir dem Unternehmen
wohlwollend sich erklären, und wir selbst
Grundsteins auf den Tag des Bezirksamt
Namen vornehmen. Wenn es dann nöthig ist,
wollen Sie in ganz kurz die Festbesuchen
Lasten sagen, dem Herrn Bezirksamt in der
Versorgung mir den Dankbarkeit für Interesse
zum Bau, wie zur Grundsteinlegung erbitten.
Ich möchte wünschen, daß wir den Grundstein
am Priester-Jubiläumstage unserer H. Vaters
legten.

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß ich
Sorge mit Gott zu dem Grund gibt,
das H. Leben mir im Mittel sie Bezirksamt selbst
in Hände zu fallen gedenke, dann aber der
Pfarrkirche in Kleinen Grundstück erbitte, und
verlassen die Bezirksamtskosten in Zukunft
gestattet werden können.

„Bauantrag“ des Peter Kirschbaum an Pfarrer Hertel, Pfarrer von Oberpleis, datiert vom 5. März 1869





„Genehmigen Sie, Herr Pastor, den Ausdruck meiner Hochachtung und Ergebenheit, womit ich verharre als Euer Hochwürden gehorsamstes Pfarrkind: Peter Kirschbaum“

so denke ich, soll dieselbe auch nicht mehr mein Privateigentum bleiben. Daher will ich dem Kirchenvorstande in Oberpleis das Gebäude mit dem Grund und Boden überweisen.

Die Art und Weise, in welcher das Kapellchen gebaut werden soll, wollen Euer Hochwürden aus den Zeichnungen, die hier mit der Bitte um gefällige Rückgabe beigefügt sind, ersehen. Der Bau ist einfach, und ich denke, obschon derselbe meine Mittel stark in Anspruch nehmen wird, ihn dennoch vollenden zu können. Die Ziegelsteine habe ich bereits an Ort und Stelle, ebenso das Holz. Mein Sohn Johann, der am heiligen Ostertage dieses Jahres in Rom seine erste heilige Messe feiert, hat mir einen kostbaren Stein aus den Katakomben geschickt, der als Grundstein verwendet werden soll; ein hiesiger junger Maurermeister führt die Mauern auf und mein Vetter das Holzwerk. Die ganze Nachbarschaft freut sich und bietet gerne ihre Handdienste an.

Mein Wunsch geht nun dahin, hochwürdiger Herr Pastor, dass Sie mit dem Unternehmen einverstanden sich erklärten, und ein solches Einverständnis auch von Seiten des Kirchenvorstandes erwirkten. Wenn es dann nötig ist, wollen Sie die ganze Sache der erzbischöflichen Behörde, respektive dem Herrn Erzbischofe in Cöln vortragen und von demselben die Erlaubnis zum Bauen und zur Grundsteinlegung erbitten. Ich möchte wünschen, dass wir den Grundstein am Priesterjubiläumstage unseres Heiligen Vaters legten.

Zum Schlusse bemerke ich noch, dass ich, so-

lange mir Gott dazu seine Gnade gibt, das heißt Leben und Mittel, die Kapelle selbst imstande zu halten gedenke, dann aber der Pfarrkirche ein kleines Grundstück anbiete, aus welchem die Reparaturkosten in Zukunft gedeckt werden können.

Genehmigen Sie, Herr Pastor, den Ausdruck meiner Hochachtung und Ergebenheit, womit ich verharre als Euer Hochwürden gehorsamstes Pfarrkind:

Peter Kirschbaum"

Peter Kirschbaum hat eine sehr schöne und exakte Schreibschrift, und mir fällt auf, dass er sein Gelübde, eine Kapelle zu bauen, mit keinem Wort erwähnt. Der Brief ist zwar im Stil der damaligen Zeit geschrieben, aber im Übrigen sehr nüchtern und sachlich. Ich schließe daraus, dass Peter Kirschbaum ein frommer Mann war, dabei aber sehr bodenständig. Und er hatte eine unkomplizierte, enge Bindung an die Pfarrgemeinde, das Erzbistum und die Weltkirche.

Schon wenige Tage später bittet Pfarrer Johannes Hertel mit dem zustimmenden Beschluss des Kirchenvorstandes den Erzbischof von Köln um seine Zustimmung.

„Oberpleis, den 11. März 1869
Bau einer Kapelle betreffend 4 Anlagen

Hochwürdigster Herr Erzbischof,
gnädigster Herr!

Bei der heutigen Versammlung des Kirchenvorstandes legte der mitunterzeichnende Pfarrer ein Gesuch des Ackerers Peter Kirschbaum aus Eisbach vom 5. dieses Monats, betreffend den Bau einer Kapelle, uns vor. Nach Verlesung und Beratung darüber erklärte der Pfarrer, dass er mit dem Bau der Kapelle an Stelle des Heiligenhäuschens, welches zur Verehrung der heiligen Geheimnisse des Rosenkranzes diente, ganz einverstanden sei, indem Letzteres das Jahr hindurch und besonders in der Karwoche zur Förderung stiller und frommer Andacht diente. Die Kapelle, eine halbe Stunde von hier, kann auch mit der Zeit sehr gut zum Schlusspunkt eines Kreuzweges dienen, der von der Pfarrkirche aus mit den 14 Stationen dorthin angelegt würde, indem die Stelle sowohl, als der Weg dorthin von Häusern und gangbaren Wegen entfernt liege. Auch habe er an dem Bauplan, den er hier in drei Blättern beifüge, nichts auszusetzen.

Für den Fall, dass der Bau der Kapelle die hohe Genehmigung erhalte, muss er sich vorbehalten, dass, wenn ein fremder Geistlicher dort zu zelebrieren wünsche, derselbe zuvor um die erforderliche Erlaubnis dazu bei ihm nachsuche.

Der gesamte Kirchenvorstand erklärte, dass er die Erbauung einer Kapelle dort recht gerne sehe, aber weder für die Erbauung noch die Unterhaltung derselben irgendeine Verpflichtung übernehme. Der Erbauer habe sich verpflichtet, die Kapelle zeitlebens selber zu unterhalten, und nach seinem Tode würde unter den braven und frommen Bewohnern von






Eisbach, welches in der Nähe liegt, sich gewiss einer dazu gerne unterziehen, sofern der Erbauer zur Zeit etwas dafür überlasse. Wenn aber auch dies nicht der Fall ist, würde das Dorf dafür Sorge tragen.

Euer Erzbischöfliche Gnaden bitten wir dennoch gehorsamst, im Namen des Bittstellers, um die gnädige Verleihung der Genehmigung zu dem bezeichneten Bau, und der Pfarrer um die Erlaubnis, insbesondere den Grundstein dazu nach Vorschrift der Kirche an einem festlichen Tage benedizieren und legen zu dürfen.

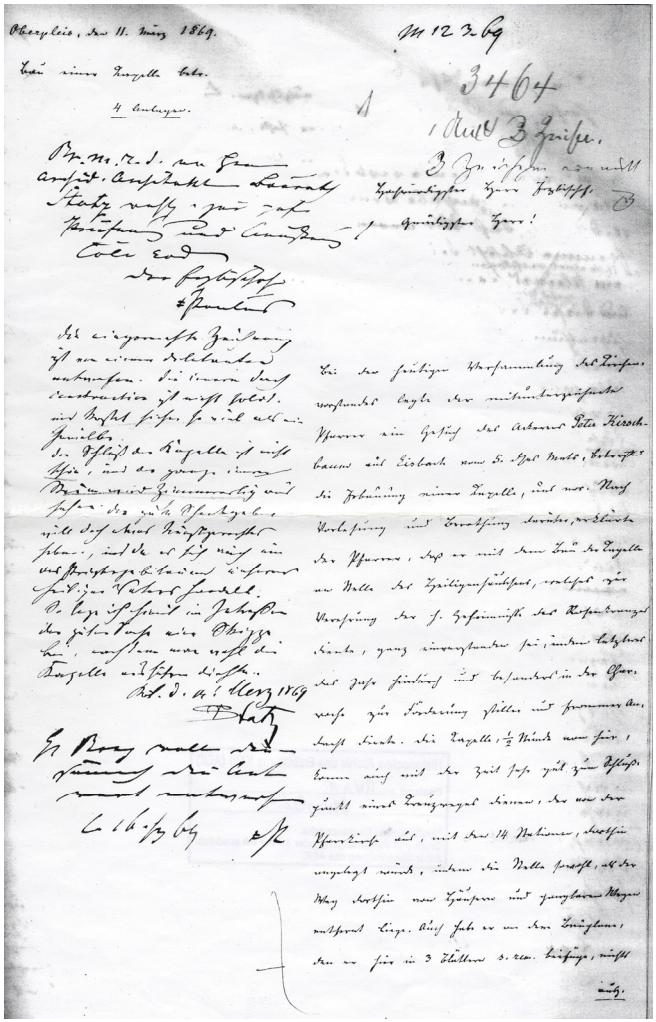
In tiefster Ehrfurcht zeichnet sich,

Euer Erzbischöfliche Gnaden gehorsamst und untertänigst der Vorstand der Kirche zu Oberpleis

Hertel, Pfarrer
Reuter Weiler Selbrot Weber
Adolf Bellinghausen

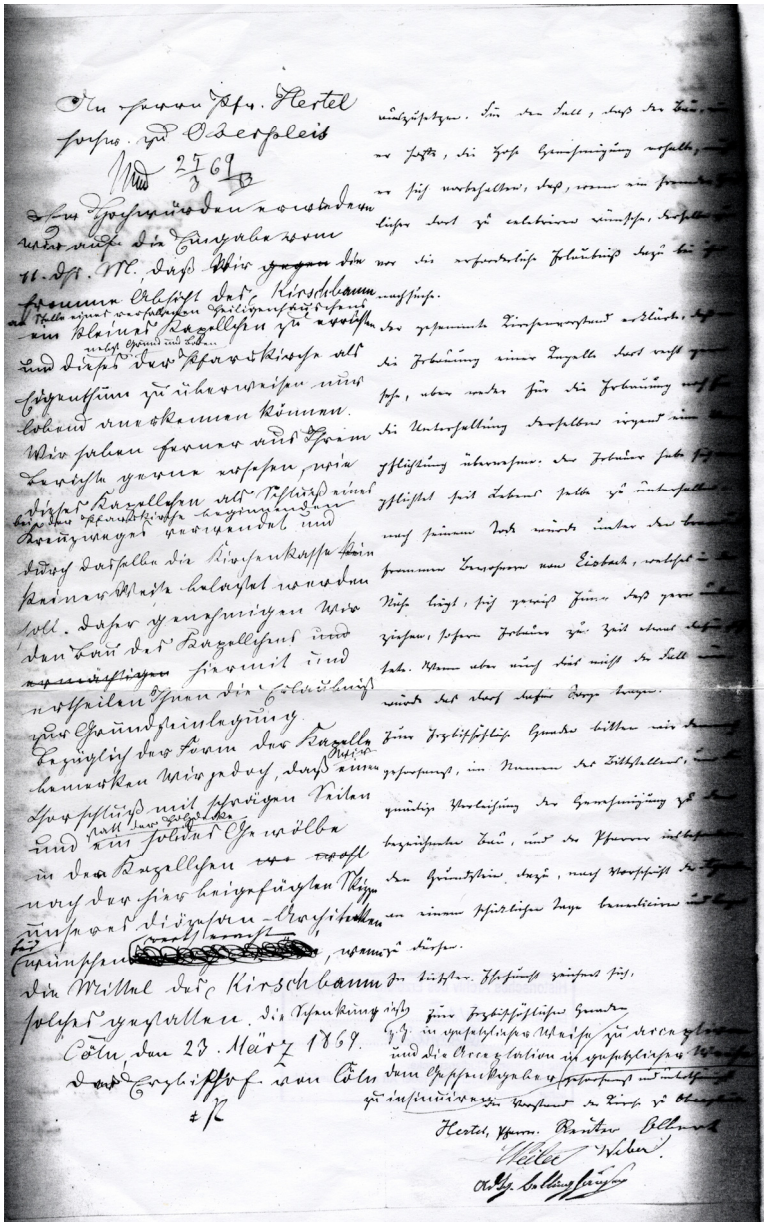
Die am Anfang des Briefes genannten Anlagen sind der Brief von Peter Kirschbaum und drei Bauzeichnungen. Der Erzbischof von Köln gibt den Brief mit Anlagen „*Herrn Architekt, Baurat Statz zur gefälligen Prüfung und Äußerung*", wie es in einer Notiz heißt. Die Antwort ist ernüchternd, aber durchaus wohlwollend:

„*Die eingereichte Zeichnung ist von einem Dilettanten entworfen. Die innere Dachkonstruktion ist nicht solide und kostet sicher soviel wie ein Gewölbe. Der Schluss der Kapelle ist nicht schön, und der ganze innere Raum*



Korrespondenz zwischen dem Oberpleiser Kirchenvorstand, Erzbischof Paul Melchers und dem Architekten Baurat Statz mit der Genehmigung des Kapellenbaus.

Papier war anscheinend teuer, da die jeweilige Antwort eines der Beteiligten auf das ursprüngliche Schreiben des Oberpleiser Kirchenvorstands geschrieben wurde. Der originale Brief an Erzbischof Melchers steht auf der linken Blatthälfte die Antworten rechts.



wird zimmerartig aussehen. Der Auftraggeber will doch etwas Kunstgerechtes haben, und da es sich auch um das Priesterjubiläum unseres Heiligen Vaters handelt. So lege ich hiermit im Interesse der guten Sache eine Skizze bei, nach der man wohl die Kapelle ausführen dürfte.

Cöln, den 21. März 1869

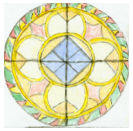
Statz“

Mit diesen vorgeschlagenen Änderungen gibt der Erzbischof seiner Verwaltung den Auftrag, sie möge gemäß „*dem Wunsch die Antwort entwerfen*". Das ist das Antwortschreiben:

„An Herrn Pfarrer Hertel
Hochwürden zu Oberpleis

Euer Hochwürden erwidern wir auf die Eingabe vom 11. dieses Monats, dass wir die fromme Absicht des Kirschbaum, an Stelle eines verfallenen Heiligenhäuschens ein kleines Kapellchen zu errichten und dieses nebst Grund und Boden der Pfarrkirche als Eigentum zu überweisen, nur lobend anerkennen können. Wir haben ferner aus Ihrem Bericht gerne ersehen, wie dieses Kapellchen als Schluss eines bei der Pfarrkirche beginnenden Kreuzweges verwendet und durch dasselbe die Kirchenkasse in keiner Weise belastet werden soll. Daher genehmigen wir den Bau des Kapellchens hiermit und erteilen Ihnen die Erlaubnis zur Grundsteinlegung. Bezüglich der Form der Kapelle bemerken wir jedoch, dass wir einen Chorabschluss mit schrägen Seiten



und statt einer Holzdecke ein solides Gewölbe in dem Kapellchen nach der hier beigefügten Skizze unseres Diözesanarchitekten für wünschenswert erachten, wenn die Mittel des Kirschbaum es gestatten.

Cöln, den 23. März 1869

Der Erzbischof von Cöln
‡P

Das ‡ P steht für die Unterschrift von Paulus Melchers, ‡ weist darauf hin, dass er Erzbischof ist. Melchers war ein erbitterter Gegner Bismarcks im Kulturkampf und kämpfte mutig für die Rechte der katholischen Kirche. Auf Bitten des Papstes Leo XIII. verzichtete er im Interesse des Friedens zwischen Staat und Kirche 1885 auf das Erzbistum und folgte dem Ruf des Papstes nach Rom. Dorthin begleitete ihn Peter Gratzfeld, geboren 1857 in Hartenberg, ein Vetter von Johannes Kirschbaum, als sein Geheimsekretär bis zu dessen Tod im Jahre 1895.

Auffallend ist, dass in weniger als drei Wochen die Genehmigung zum Bau der Kapelle vorliegt. Das dauert heute Monate. Erwähnenswert ist auch, dass der Brief eine Änderung des Bauplanes vorschlägt, dass dieser Vorschlag aber nicht die Bedingung für die Genehmigung ist. So etwas ist heute undenkbar.

Ein „*solides Gewölbe*" hat die Kapelle nicht erhalten, das hätten wohl doch die finanziellen Mittel von Peter Kirschbaum nicht zugelassen. Wohl aber ist der Vorschlag angenommen worden, dem „*zimmerartigen Raum*" einen „*Chorschluss mit schrägen Seiten*" vorzubauen, den jetzigen Altarraum.

Der erwähnte Kreuzweg ist leider nie gebaut worden, und die Eisbacher Kapelle ist erfreulicherweise bis heute Eigentum der Familie geblieben.


Hochwürdigster Herr!

Am Karsamstag 1869, dem 27. März, wird Johannes Kirschbaum in Rom zum Priester geweiht. Seine Eisbacher Freunde aus gemeinsamer Jugendzeit schicken ihm diesen Brief:

„Eisbach, am heiligen Karsamstage 1869

‚Fürchte den Herrn von deinem ganzen Herzen, und halte seine Priester in Ehren'. (Ecclesiasticus 7,31)

Hochwürdigster Herr!

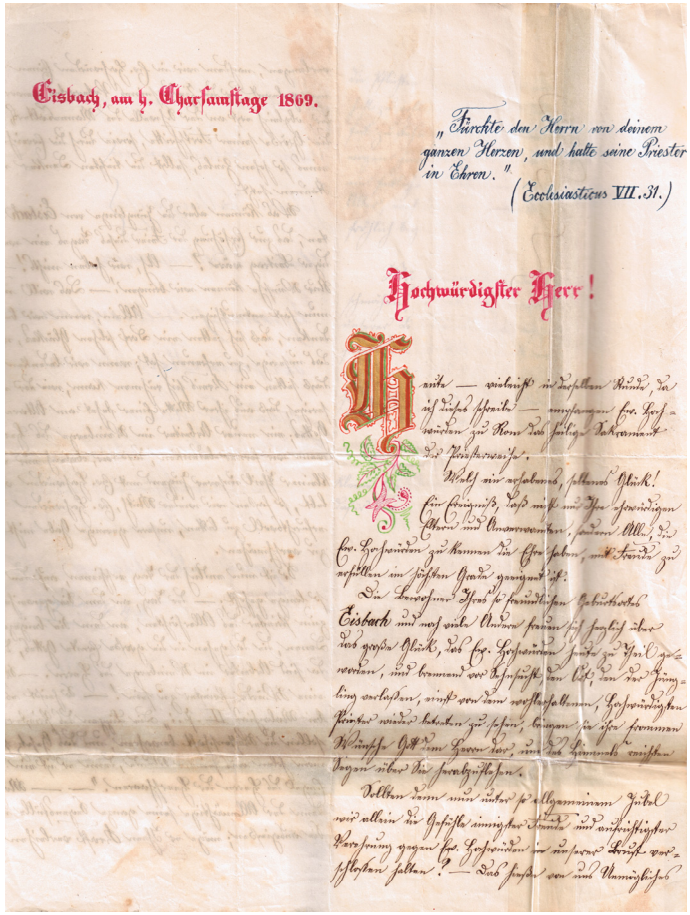
Heute – vielleicht in derselben Stunde, da ich

dieses schreibe – empfangen Euer Hochwürden zu Rom das heilige Sakrament der Priesterweihe. Welch ein erhabenes, seltenes Glück! Ein Ereignis, dass nicht nur Ihre ehrwürdigen Eltern und Anverwandten, sondern alle, die Euer Hochwürden zu kennen die Ehre haben, mit Freude zu erfüllen im höchsten Grade geeignet ist.

Die Bewohner Ihres so freundlichen Geburtsortes Eisbach, und noch viele andere freuen sich herzlich über das große Glück, das Euer Hochwürden heute zuteil geworden ist, und brennend vor Sehnsucht, den Ort, den der Jüngling verlassen, einst von dem wohlerhaltenen hochwürdigsten Herrn wieder betreten zu sehen, bringen sie ihre frommen Wünsche Gott dem Herrn dar, um des Himmels reichsten Segen über Sie herabzurufen.

Sollten denn nun unter so allgemeinem Jubel wir allein die Gefühle innigster Freude und aufrichtigster Verehrung gegen Euer Hochwürden in unserer Brust verschlossen halten? – Das hieße von uns Unmögliches verlangen, nachdem wir in Euer Hochwürden einen Menschen kennengelernt haben, der die Zierde seines Vaterortes geworden ist, der, obgleich erst an der Schwelle des Mannesalters, durch die Größe seiner Fortschritte sowie durch die Erreichung eines so hohen Zieles, selbst die tiefsten Denker in Staunen setzt.

Was können aber die Jünglinge von Eisbach tun, das zur Erhöhung der Feier dieses Tages ein würdiger Beitrag wäre? - Ach, wir haben nichts! – Nur Wünsche können wir bringen.


Eisbach, am 4. Charsamstage 1869.

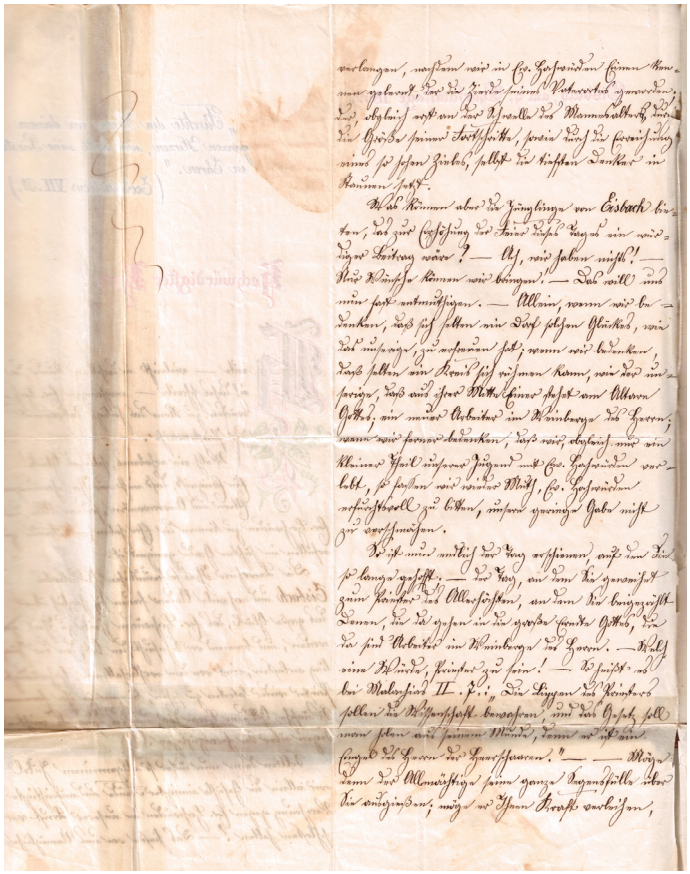
„Fürchte den Herrn von deinem ganzen Herzen, und halte seine Priester in Ehren." (Ecclesiasticus VII. 31.)

Hochwürdigster Herr!

Das will uns nun fast entmutigen. Allein, wenn wir bedenken, dass sich selten ein Dorf solchen Glückes, wie das unsrige, zu erfreuen hat; wenn wir bedenken, dass selten ein Kreis sich rühmen kann, wie der unsrige, dass aus ihrer Mitte einer steht am Altare Gottes, ein neuer Arbeiter im Weinberge des Herrn; wenn wir ferner bedenken, dass wir, obgleich wir





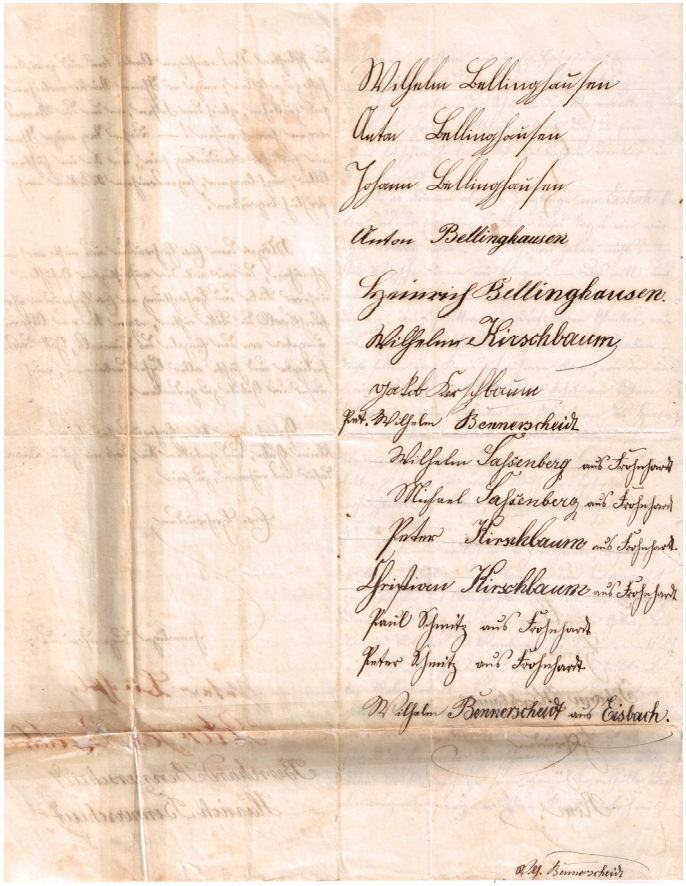





nur einen kleinen Teil unserer Jugend mit Euer Hochwürden verlebt haben, doch wieder Mut fassen, Euer Hochwürden ehrfurchtsvoll zu bitten, unsere geringe Gabe nicht zu verschmähen.

So ist nun endlich der Tag erschienen, auf den Sie so lange gehofft, der Tag, an dem Sie geweiht zum Priester des Allerhöchsten, an dem Sie beigezählt werden denen, die da gehen in die große Ernte Gottes, die da sind Arbeiter im Weinberge des Herrn. Welch eine Würde, Priester zu sein! So heißt es bei Malachias 2,7: ‚Die Lippen des Priesters sollen die Wissenschaft bewahren, und das Gesetz soll man hören aus seinem Munde, denn er ist ein Engel des Herrn der Heerscharen.'

– Möge dann der Allmächtige seine ganze Segensfülle über Sie ausgießen, möge er Ihnen



Kraft verleihen, die Pflichten Ihres wichtigen Amtes treu und gewissenhaft zu erfüllen; möge er Ihnen Stärke verleihen, fest zu stehen gleich dem Felsen, an den die Meereswogen heranbrausen!

Dieser Tag möge Ihnen ein festlicher Freudentag sein, den Sie im höchsten Alter nach langem, segensreichem Wirken noch fröhlich begrüßen!

Möge denn Euer Hochwürden uns nicht verschmähen, da wir mit den aufrichtigen Gefühlen unserer Liebe und Hochachtung an Euer Hochwürden ehrfurchtsvoll die Bitte richten, wenn Sie am Altare, umgeben von den Engeln des Himmels, Gott das heiligste und höchste aller Opfer darbringen, auch unser im Gebet zu gedenken.

Genehmigen Sie, hochwürdigster Herr, unsere kleine Gabe, und gestatten Sie, dass wir zum Dank dafür uns rühmen, zu sein

Euer Hochwürden

ehemalige Jugendfreunde

Peter Buchholz
Peter Josef Buchholz
Bernhard Bennerscheidt
Heinrich Bennerscheidt
Wilhelm Bellinghausen
Anton Bellinghausen
Johann Bellinghausen
Anton Bellinghausen
Heinrich Bellinghausen
Wilhelm Kirschbaum
Jakob Kirschbaum
Peter Wilhelm Bennerscheidt
Wilhelm Sassenberg aus Frohnhard
Michael Sassenberg aus Frohnhard
Peter Kirschbaum aus Frohnhard
Christian Kirschbaum aus Frohnhard
Paul Schmitz aus Frohnhard
Paul Schmitz aus Frohnhard
Wilhelm Bennerscheid aus Eisbach“






Wegen der Ähnlichkeit der Unterschriften kann es sein, dass nicht alle Jungendfreunde den Brief persönlich unterschrieben. Der Schreibstil ist sicherlich pathetisch, hochgestochen oder auch schwülstig. Es ist der gehobene normale Schreibstil der damaligen Zeit. Eines aber strahlt dieser Brief aus: Glück, Freude, Stolz, Bewunderung darüber, dass einer von ihnen Priester geworden ist.

Am 31. März 1869 schreibt Peter Kirschbaum an seinen Sohn Johannes nach Rom:
„Dann wollte ich Dir eben zu wissen tun, dass am heiligen Karsamstage der Bescheid in betreff des Kapellenhäuschens vom hochwürdigsten Herrn Erzbischof angekommen ist. Er hat unseren Wunsch löblich anerkannt und enthielt genau die Erlaubnis, und er fügt den Wunsch bei nebst einer Zeichnung vom Herrn Baumeister Statz, anstatt der Holzdecke ein solides Gewölbe, dann einen geschlossenen Chor mit Schrägen, jedoch wenn die Mittel des Kirschbaum es erlauben."
Dieses Schreiben des Erzbischofs kam am Karsamstag, dem 27. März 1869, dem Tag der Priesterweihe von Johannes Kirschbaum.

Am 10. April 1869, dem Tag des Goldenen Priesterjubiläums von Papst Pius IX., sollte der Grundstein der Kapelle gelegt werden, den Johannes Kirschbaum aus einer römischen Katakombe nach Eisbach geschickt hatte.
Dieser Termin konnte aber nicht eingehalten werden. Am 28. April 1869 schreibt Pastor Johannes Hertel nach Rom; er war offensichtlich lange Zeit krank gewesen.

„Lieber Johann!

Endlich, endlich komme ich dazu, Deinen mir so angenehmen Brief zur Beantwortung herauszunehmen, und da finde ich Schreiben vom 24. Juni vergangenen Jahres, vom 6. Januar, 8. Februar und 11., März, und denke nicht daran, dass ich aus Nachlässigkeit sie unbeantwortet ließ, nur der Drang der Geschäfte trägt die Schuld.

Mit Freude sah ich dem Passionssonntag entgegen, wo ich nach meinem Dafürhalten alles werde erledigt haben, was auch der Fall war, mir einige Ruhe vergönnen und die Freude haben kann, Dir zu schreiben, aber da brach an eben dem Morgen bei mir eine heftige Gesichtsrose aus, die mich ans Bett fesselte. Beim Weichen aus dem Gesicht begab sie sich in die Füße, wo sie mir furchtbare und lang dauernde Schmerzen verursacht, so dass ich erst am 10. diesen Monats, dem schönen Fest unseres Pius, eine stille Messe lesen konnte. Noch haben jene Schmerzen nicht ganz nachgelassen, das Stehen am Altar fällt mir noch schwer und ermüdet mich sehr, doch lassen sie mit jedem Tag etwas nach, aber das Versehen der Kranken bringe ich noch nicht fertig, dadurch gewinne ich nun die Zeit, meine Schreibschuld dir abzutragen.

Vor allem gebe ich Dir auch meine innige Freude zu erkennen, dass Du unter Gottes Beistand das hohe Ziel, das Du seit vielen Jahren mit allem Fleiß angestrebt, so glück-

lich nun in Rom erreicht hast. Gern hätte ich Dir an dem hohen Tag der Weihe meinen Glückwunsch dargebracht, gerne Dir das gemeldet, dass ich am Palmsonntag mit der ganzen versammelten Gemeinde zu dem Herrn flehen würde, dass er durch das heilige Sakrament die Fülle seiner Gnade und den reichlichsten Segen Dir mitteile, doch vermochte ich dies leider nicht, mein Vikar tat es in der Kirche und ich im Stillen auf dem Krankenlager. Ich habe das Vertrauen zu Gott, dass er das vielseitige heiße Flehen für Dich erhöre, und seine reichlichste Gnade Dich in Deinen Lebenstagen stets begleiten werde.

Für die Einsegnung des Grundsteins der neuen Kapelle habe ich auf meinen Antrag vom Herrn Erzbischof die Erlaubnis erhalten, habe aber bisher von deinem Vater noch nicht vernommen, wann er gelegt werden soll. Gut, wenn sich dies noch etwas verzögert, da ich jetzt wegen der Füße nicht wüsste dorthin zu kommen. Ist dieselbe erst fertiggestellt, so werde ich es mir angelegen sein lassen, von der Pfarrkirche aus einen Kreuzweg dorthin anzulegen.

Unter dem Schutze unseres lieben Pfarrpatrons, unserer gütigen lieben Mutter Maria und der heiligen Felizitas, welche in dieser Ordnung im Chor unserer Kirche nun in Glasgemälden zu sehen sind, lasst uns füreinander beten und besonders unserer im heiligen Opfer gedenken, damit Gott durch ihre Fürbitte auch ferner uns die nötigen Gnaden verleihe.

Dies wünscht Dein Dich liebender alter Pastor
Johannes Hertel“

Der Tag der Grundsteinlegung ist nicht bekannt, auch nicht die Stelle, wo sich der Grundstein befindet, wohl aber der Tag, an dem die Eisbacher Kapelle mit tatkräftiger Unterstützung Vieler aus Eisbach, aber auch aus den umliegenden Dörfern, vor allem aus Frohnhardt, vollendet worden war. Am 7. Oktober 1870, dem Rosenkranzfest, feierte Johannes Kirschbaum in der Eisbacher Kapelle seine Primiz, und die Kapelle wurde dadurch ihrem heiligen Dienst geweiht. Es war ein überaus großes Fest, nicht nur für Eisbach, sondern auch für die ganze Pfarrgemeinde Oberpleis.

Von da an wurde in jedem Jahr das Rosenkranzfest gefeiert. Es ist das Kirchweihfest und wird deshalb auch Kapellenkirmes genannt. Pfarrer Johannes Kirschbaum kam jedes Jahr zu diesem Fest, um in der Kapelle die heilige Messe zu feiern.

Ich bin sicher, dass seitdem auch die Prozession von Oberpleis über den Bittweg zur Kapelle kommt. Nach seinem Tod übernahm Prälat Peter Buchholz gerne diese Aufgabe. Denn er liebte die Kapelle aus ganzem Herzen und sorgte für sie.

Nachdem die Kapelle 80 Jahre in ihrem äußeren Erscheinungsbild nicht verändert worden war, vergrößerte Prälat Peter Buchholz die Kapelle. Zu seinem 40jährigen Priester-








Tuschezeichnung von A. Huppers 1922



Eisbacher Kapelle um 1930



Eisbacher Kapelle um 1940

jubiläum 1951 entstanden die Sakristei und die Orgelempore. Das Dach und der Dachreiter wurden von Grund auf erneuert.

Die letzte äußere Veränderung erhielt die Kapelle zu seinem Goldenen Priesterjubiläum 1961. Der Dachvorbau als Schutz gegen Regen wurde geschaffen und eine gemütliche Sitzecke. Sie lädt Wanderer und Spaziergänger ein, auszuruhen und



Eisbacher Kapelle um 1945 mit dem Ölberg im Hintergrund



Umbau 1951



Foto links:
Richtfest 1951, rechts unten Prälat Peter Buchholz, links oberhalb Karl und Gerhard Pohl, die maßgeblich den Umbau gestalteten.

Foto Mitte:
Prälat Peter Buchholz vor der eingerüsteten Kapelle.

Foto rechts:
„D'r Prälat" vor seiner Kapelle nach der Fertigstellung des Umbaus 1951.







1961 nach der Fertigstellung des Dachvorbaus anlässlich des Goldenen Priesterjubiläums von Peter Buchholz.

die Schönheit der Kapelle mit der sie umgebenden Landschaft zu genießen – heute und auch zukünftig.

Werner Buchholz

Die Eisbacher Kapelle 1870-1920

Festschrift zum 50. Kapellen-Jubiläum



Bernard Dahs, der „76jährige Berichterstatter" zur Fünfzigjahrfeier der Eisbacher Kapelle im Jahre 1920, war der Schwiegersohn des Stifterehepaares Peter Kirschbaum und Anna Maria Kirschbaum, geborene Gratzfeld. Anna Maria Kirschbaum war das zweite Kind des Stifterehepaares und die jüngere Schwester von Dr. Johannes Kirschbaum. Deshalb gehörte die Kapelle damals der Familie Dahs. Adolf Dahs, ein Sohn von Bernard Dahs, schenkte sie 1936 Prälat Peter Buchholz aus Anlass seines Silbernen Priesterjubiläums.

Die vielfältigen verwandtschaftlichen Beziehungen, die Bernard Dahs anhand von alten gerichtlichen und privaten Akten anführt, sind sehr verwirrend und tragen nicht zum Verständnis des Berichtes bei. Ich habe sie deshalb weggelassen. Einige Worte, die heute nicht mehr gebräuchlich sind, habe ich behutsam und nur zum besseren Verständnis geändert.
Die in dem Bericht erwähnten Briefe sind in das Kapitel "Vom Gelübde bis zur Weihe - Baugeschichte der Kapelle" aufgenommen.

Werner Buchholz

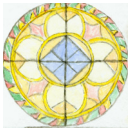
Zum 50sten Rosenkranzfeste in der Kapelle zu Eisbach treffen die Dorfbewohner bereits Vorbereitungen zur würdigen Jubelfeier.

1870 waren es die Eltern und Vorfahren, welche zur Fertigstellung und Einsegnung der Kapelle und zum feierlichen Empfange ihres ersten Neupriesters Johannes Kirschbaum Herz und Hand vereint in Tätigkeit setzten.

Seit Herbst 1863, wo der 19jährige Abiturient von der Familie, den Verwandten und Nachbarn Abschied nahm, um in Rom sich zum Priesterstande vorzubereiten, steigerte sich Jahr um Jahr aller Interesse für den mutigen, gottbegeisterten Studenten und nicht weniger für seine Eltern, welchen die siebenjährige Trennung von ihrem Sohne besonders schwer fiel.

Bald dem Ziel nah, brach nun der 1870er Krieg aus, mit seinen Ausläufern nach Italien respektive dem Kirchenstaate, wodurch den deutschen Priestern Aufenthalt und Heimreise gefährdet wurde.

Mit Gottes Hilfe und zu seiner Ehre konnte 1870 unter allgemeiner Dorf- und Pfarrbeteiligung im Oktober die Doppelfeier stattfinden, unter dem Schutze der Königin des heiligen Rosenkranzes.



Nach 50jähriger Drehung der Weltenuhr – nach der Himmelfahrt der meisten der damaligen Festteilnehmer – mit dem Nachwuchs der Dorf- und Pfarrkinder blicken heute 50 Jahre wohl alle fragend zurück über Ursprung und Werdegang der Rosenkranzkapelle.

Noch vor Jahresfrist weilte unter uns der eigentliche Kronzeuge all dieser Rätsel, die er bei der Oktoberfeier 1920 uns nicht vorenthalten hätte, wenn nicht Gottes Allweisheit es für gut befand, den Pfarrer von Büderich jählings zu sich zu rufen, wie aus dem beigehefteten Totenzettel zu ersehen ist.

Etwaige Urkunden sind nicht vorfindlich, nur ein beiliegender Brief vom seligen Herrn Pastor Hertel (welcher 1844 aus Dattenfeld nach Oberpleis kam) zeugt von dessen Bemühungen um das Zustandekommen des Kapellenbaus. Eine diesbezügliche kurze Mitteilung von Peter Kirschbaum an seinen Sohn Johann in Rom bringt weiteren Einblick, ist darum mit angeheftet.

Wie im Leben alles sein Für und Gegen findet, sehen wir hier aus einem beiliegenden Briefe, worin Johann Kirschbaum's erster Privatlehrer von 1856 – damaliger Vikar von Oberpleis – Gedanken nahelegt, statt dieses Kapellenbaus „ein Opfer zu bringen für eine Seelsorgerstelle in Eudenbach". Diesen gewiss auch guten Gegenvorschlag würde Herr Pfarrer Cremer wohl kaum gemacht haben, wenn er geahnt, dass der Entschluss dieses Baus



Das Stifterehepaar Kirschbaum

– in schwerer Stunde entstanden – wenn Gott Mutter und Kind erhalten und den Sohn des Priesterstandes würdigen würde! Hier liegt auch wohl der Schlüssel, dass von Johann's Schulbanknachbar vom 6ten bis 12ten Lebensjahr und im freundschaftlichen Verkehr während seiner späteren Gymnasiumsferien nur der spätere Geistliche erwartet wurde. Ulkbrüder der Elementarschule konnten es ab und zu nicht lassen, den munteren Johann als „Pastur" zu titulieren.

Vorläufer der Kapelle war das Jispiger Heiligenhüsgen (wie es der Volksmund nannte), was vor der jetzigen Kapelle zwischen zwei Kastanienbäumen stand, wohin der kleine 3-4jährige Johann schon seine Großmutter begleitete und von ihr Anleitung erhielt, den Ro-

senkranz erst mit- und später vorzubeten. Somit scheinen die Großeltern Conrad Kirschbaum und Anna Katharina Gast die Errichter des Heiligenhäuschens (etwa 1 qm Grundfläche und circa 2,50 m hoch) gewesen zu sein.

Verehrt wurde dort die schmerzhafte Mutter, in kleiner Figur in vergitterter Nische stehend und heute im Fuße eines Kreuzes eingefasst, auf dem Kapellenaltar. So haben nun schon 50 Jahre die Dorfbewohner Gelegenheit, von ermüdender Feldarbeit heimkehrend, im Ar-

Jesus! Maria! Joseph! Adelheidis!

„Wer den Herrn fürchtet, dem wird es wohl ergehen an seinem Ende. und er wird gesegnet sein am Tage seines Hinscheidens." Sirach 1, 13.

Zum frommen Andenken

an die

wohlachtbare Frau

Anna Maria Kirschbaum,

geb. **Gratzfeld,**

welche zu Pützchen am 25. Februar 1878, Morgens 9 Uhr, in Folge einer Lungenentzündung und rechtzeitig mit den hh. Sterbesakramenten versehen, unter dem Gebete ihrer Angehörigen, gottselig im Herrn entschlief.

Geboren den 15. April 1815, lebte sie seit dem 24. Okt. 1843 in überaus glücklicher Ehe mit **Peter Kirschbaum** und rechnete es sich zur größten Freude, ihren einzigen Sohn als Priester am Altare zu sehen und bei ihm die letzten Jahre ihres Lebens in stiller Zurückgezogenheit zu verbringen. Durchdrungen von den Gesinnungen aufrichtiger Frömmigkeit, war sie den Ihrigen eine zärtlichst besorgte Gattin und Mutter, gegen Nothleidende von Herzen theilnehmend, dabei sehr anspruchslos und, so lange es eben ihre Kräfte zuließen, unermüdlich thätig in den bescheidenen Beschäftigungen des Hauswesens. Ihre liebste Erholung war das Gebet und besonders fand man sie öfters beschäftigt mit dem Gebete um einen guten Tod. Hierzu mochten sie wohl veranlassen die wiederholten Krankheiten, womit Gott sie heimsuchte, und welche sie, wie auch die Leiden der letzten Krankheit und des außergewöhnlich langen Todeskampfes mit frommer Ergebung und Geduld ertrug.

Die tiefbetrübten Hinterbliebenen empfehlen die dahingeschiedene Seele dem Opfer der Priester und dem Gebete der Gläubigen, damit sie um so eher eingehe

zum ewigen Frieden.

Jesus! Maria! Joseph! Adelheidis!

„Wie es dem Herrn gefallen hat, also ist's geschehen; der Name des Herrn sei gebenedeit." Job 1, 21.

Zur frommen Erinnerung

an den

wohlachtbaren Herrn

Peter Kirschbaum,

Mitglied des St. Josephs-Vereines zu Pützchen,

welcher zu Pützchen am 13. Juni 1885, Vormittags halb 12 Uhr, nach wiederholtem Empfange der hh. Sterbesakramente, gottselig im Herrn entschlief.

Geboren zu Eisbach am 24. März 1811, lebte er ebendaselbst seit dem 25. October 1843 in glücklichster Ehe mit der bereits am 25. Februar 1878 verstorbenen **Anna Maria Gratzfeld** und verbrachte die letzten vierzehn Jahre seines Lebens bei seinem geistlichen Sohne zu Pützchen. Mit strenger Gewissenhaftigkeit hielt er für sich und seine Angehörigen auf Erfüllung der religiösen Pflichten und war dabei mit seltener Rastlosigkeit und Opferwilligkeit thätig für das Wohl der Seinigen, so lange es seine Kräfte gestatteten; Gutes zu fördern und Nothleidenden zu helfen, war seine Freude. Mit frommer Ergebung in Gottes h. Willen ertrug er die langwierigen und schmerzlichen Leiden der Krankheit, welche ihn seinem Ende entgegenführte, und mit seinen letzten Kräften wiederholte er noch die Worte: „Alles, wie Gott will!" Darum ist die zuversichtliche Hoffnung begründet, daß sein Hinscheiden ein glückliches gewesen sei; aber in dem Bewußtsein, daß die Gerichte Gottes unerforschlich sind, empfehlen die trauernden Hinterbliebenen die dahingeschiedene Seele dem h. Opfer der Priester und dem Gebete der Gläubigen, damit sie um so eher gelange **zum ewigen Frieden.**

Das Begräbniß wird am Dienstag den 16. Juni, Morgens 9 Uhr, vom Sterbehause aus stattfinden, und darauf in der Pfarrkirche zu Vilich das Traueramt gehalten werden.

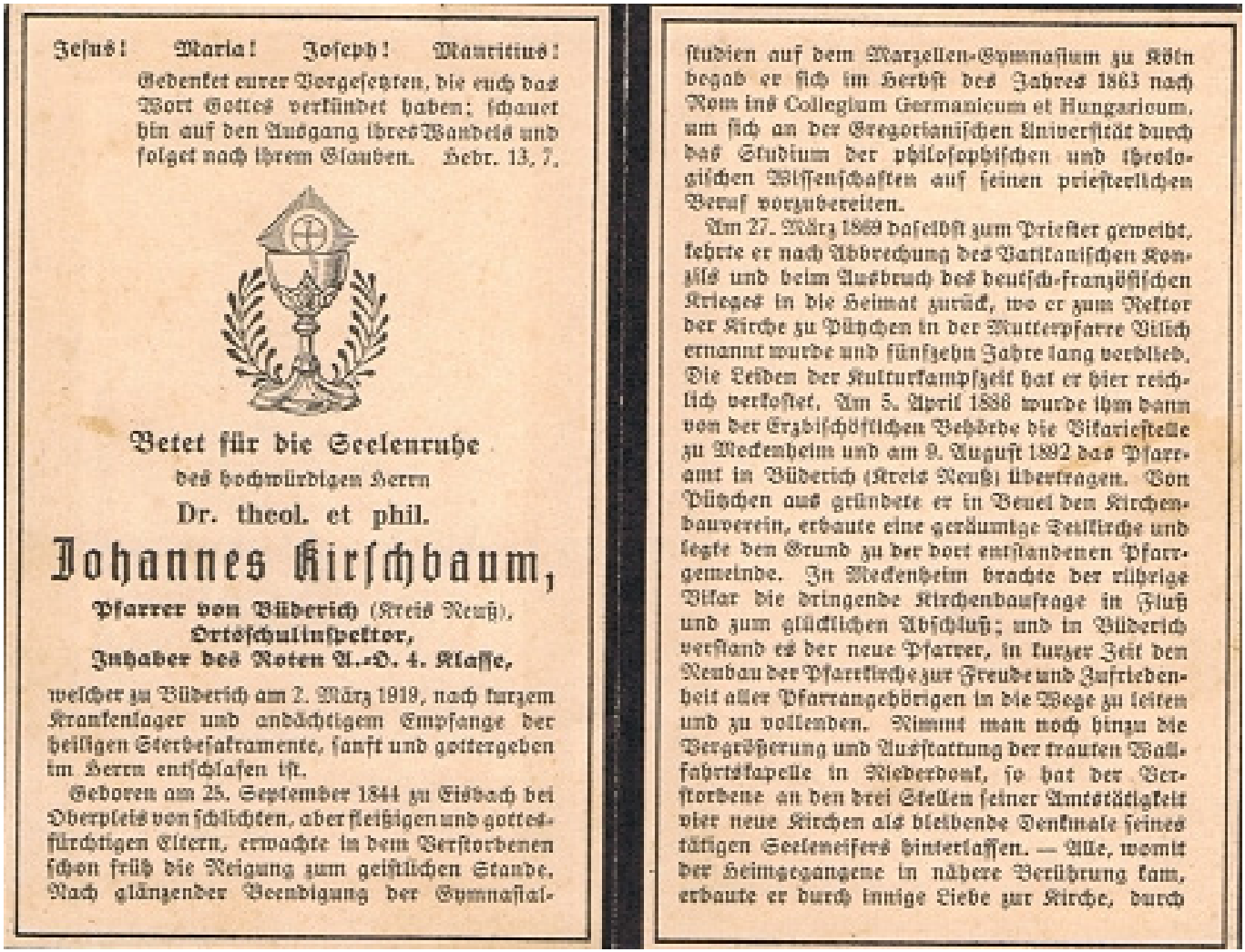
Die Totenzettel des Stifterehepaars Kirschbaum






beitsanzug ¼ Stündchen Gott und der Himmelskönigin zu widmen – unschätzbarer Ersatz für alle, denen Zeit und Kraft fehlt, zur Pfarrkirche zu gehen.

Interessanten Rückblick für die familiäre Anteilnahme der Eisbacher Jünglinge an dem Wohle ihres Jugendfreundes bietet deren Huldigungsbrief bei der Priesterweihe in



Jesus! Maria! Joseph! Mauritius!

Gedenket eurer Vorgesetzten, die euch das Wort Gottes verkündet haben; schauet hin auf den Ausgang ihres Wandels und folget nach ihrem Glauben. Hebr. 13, 7.

Betet für die Seelenruhe

des hochwürdigen Herrn

Dr. theol. et phil.

Johannes Kirschbaum,

Pfarrer von Büderich (Kreis Neuß),
Ortsschulinspektor,
Inhaber des Roten A.-O. 4. Klasse,

welcher zu Büderich am 2. März 1919, nach kurzem Krankenlager und andächtigem Empfange der heiligen Sterbesakramente, sanft und gottergeben im Herrn entschlafen ist.

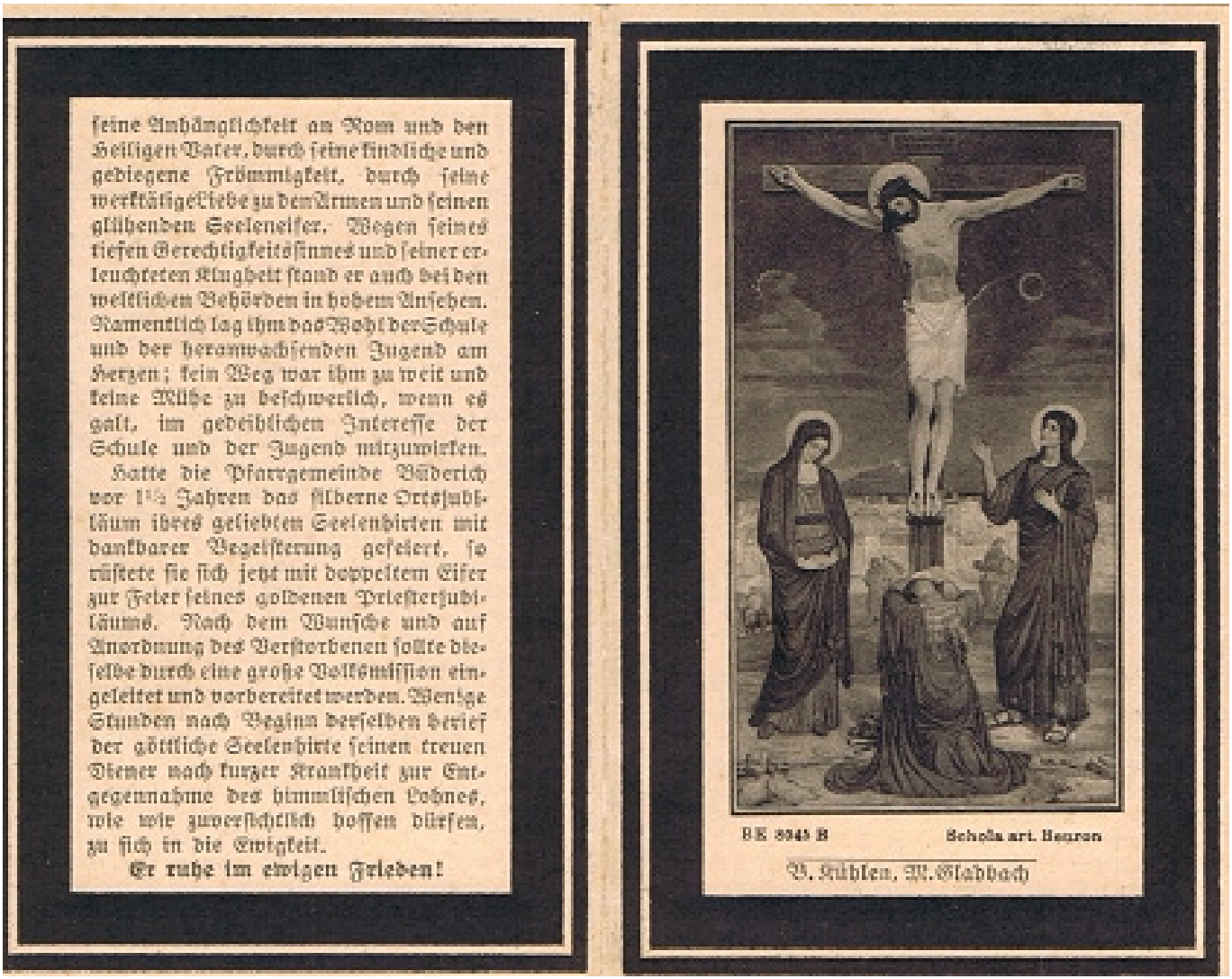
Geboren am 25. September 1844 zu Eisbach bei Oberpleis von schlichten, aber fleißigen und gottesfürchtigen Eltern, erwachte in dem Verstorbenen schon früh die Neigung zum geistlichen Stande. Nach glänzender Beendigung der Gymnasialstudien auf dem Marzellen-Gymnasium zu Köln begab er sich im Herbst des Jahres 1863 nach Rom ins Collegium Germanicum et Hungaricum, um sich an der Gregorianischen Universität durch das Studium der philosophischen und theologischen Wissenschaften auf seinen priesterlichen Beruf vorzubereiten.

Am 27. März 1869 daselbst zum Priester geweiht, kehrte er nach Abbrechung des Vatikanischen Konzils und beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges in die Heimat zurück, wo er zum Rektor der Kirche zu Pützchen in der Mutterpfarre Vilich ernannt wurde und fünfzehn Jahre lang verblieb. Die Leiden der Kulturkampfzeit hat er hier reichlich verkostet. Am 5. April 1886 wurde ihm dann von der Erzbischöflichen Behörde die Vikariestelle zu Meckenheim und am 9. August 1892 das Pfarramt in Büderich (Kreis Neuß) übertragen. Von Pützchen aus gründete er in Beuel den Kirchenbauverein, erbaute eine geräumige Teilkirche und legte den Grund zu der dort entstandenen Pfarrgemeinde. In Meckenheim brachte der rührige Vikar die dringende Kirchenbaufrage in Fluß und zum glücklichen Abschluß; und in Büderich verstand es der neue Pfarrer, in kurzer Zeit den Neubau der Pfarrkirche zur Freude und Zufriedenheit aller Pfarrangehörigen in die Wege zu leiten und zu vollenden. Nimmt man noch hinzu die Vergrößerung und Ausstattung der trauten Wallfahrtskapelle in Niederdonk, so hat der Verstorbene an den drei Stellen seiner Amtstätigkeit vier neue Kirchen als bleibende Denkmale seines tätigen Seeleneifers hinterlassen. — Alle, womit der Heimgegangene in nähere Berührung kam, erbaute er durch innige Liebe zur Kirche, durch

Der Totenzettel von Dr. Dr. Johannes Kirschbaum

Rom. Derselbe verdient anbei der Nachwelt aufbewahrt zu werden als Wahrzeichen, wie

eine Nachbarschaft „ein Herz und eine Seele" sein kann! Ja, als ein Herz und eine Seele



seine Anhänglichkeit an Rom und den Heiligen Vater, durch seine kindliche und gediegene Frömmigkeit, durch seine werktätige Liebe zu den Armen und seinen glühenden Seeleneifer. Wegen seines tiefen Gerechtigkeitssinnes und seiner erleuchteten Klugheit stand er auch bei den weltlichen Behörden in hohem Ansehen. Namentlich lag ihm das Wohl der Schule und der heranwachsenden Jugend am Herzen; kein Weg war ihm zu weit und keine Mühe zu beschwerlich, wenn es galt, im gedeihlichen Interesse der Schule und der Jugend mitzuwirken.

Hatte die Pfarrgemeinde Büderich vor 1½ Jahren das silberne Ortsjubiläum ihres geliebten Seelenhirten mit dankbarer Begeisterung gefeiert, so rüstete sie sich jetzt mit doppeltem Eifer zur Feier seines goldenen Priesterjubiläums. Nach dem Wunsche und auf Anordnung des Verstorbenen sollte dieselbe durch eine große Volksmission eingeleitet und vorbereitet werden. Wenige Stunden nach Beginn derselben berief der göttliche Seelenhirte seinen treuen Diener nach kurzer Krankheit zur Entgegennahme des himmlischen Lohnes, wie wir zuversichtlich hoffen dürfen, zu sich in die Ewigkeit.

Er ruhe im ewigen Frieden!

BE 8945 B Schola art. Heuren

V. Kühlen, M.-Gladbach

Der Totenzettel von Dr. Dr. Johannes Kirschbaum






zeigte sich auch die ganze Pfarre bei der Primizfeier des seit langen Jahren ersten Neupriesters Johann Kirschbaum.

So bot die Kapelleneinsegnung und das erste Rosenkranzfest einen erhebenden Verlauf und Abschluss. Statt Abschluss dürfte wohl auch Vorbild passen, denn wer hätte damals geahnt, dass 1883, 1904 und 1911, also noch dreimal in der Familie und Pfarre solche „Tage des Herrn" sich wiederholen dürften?!

Als Erster war es Peter Gratzfeld, welcher seine ersten Gymnasiumssemester bei seinem Vetter (Dr. Kirschbaum, Rektor in Pützchen) studierte und hierdurch, sowie seinen dauernden intimen Anschluss und Verkehr bis zu dessen Tode, gewiss manches miterfahren und -erlebt hat, was an Wichtigkeit vorstehende Rückblicke übertreffen oder ergänzen könnte.

Dann folgte 1904 Vetters Sohn Johann Weber und 1911 Peter Buchholz, dessen Eltern Vetter und Nichte von Johann Kirschbaum waren. Von dieser 1911er Primizfeier zeigt einliegende Photographie diese vier Priester nach ihrem Alter gut erkenntlich.
Da wäre nun im Anschluss an diese Verwandtschaft löblich zu erwähnen, dass die Familie Buchholz großmütig und uneigennützig 50 Jahre die Tempelwache, sowie die Küsterdienste der Kapelle übernommen hat, ohne jede klingende Entschädigung.

Als einzige Anerkennung blieb ihr von Peter Kirschbaum die unentgeltliche Nutzung der



Hintere Reihe:
Johann Weber und Peter Buchholz.

Vordere Reihe:
Dr. Dr. Johannes Kirschbaum und Msgr. Dr. Dr. Peter Gratzfeld.

Kapellenparzelle (8,79 ar groß). Selbstredend verzichten auch dessen Erben, die Kinder von Katharina Kirschbaum, dauernd auf diese Parzelle zu Gunsten der Kapellenunterhaltung. Dies bestätigen mit ihrer Unterschrift:

Witwe Peter Müller
Heinrich Dahs
Adolf Dahs

Schließlich liegt zum Wohle der Kapelle und der jährlichen Rosenkranzfeier von Herrn Kaplan – nunmehrigen Religionslehrer Buchholz – die tröstliche Zusicherung vor, des verstorbenen Pfarrer Dr. Kirschbaum's Stellvertretung zu übernehmen. Möge die Königin des heiligen Rosenkranzes seine Bemühungen segnen, zu seinem und der Kapellen Nachbarschaft Wohl bis zur glücklichen 100 Jahrfeier.

Haben wir im Vorstehenden von Vorbild gesprochen betreffend der geistlichen Herren, so hätten die Damen – welche heute sogar Ansprüche auf Reichstagssitze haben – auch ein Recht, ihres Anteils am Klosterstande zu gedenken; erst recht, da im vorstehenden Falle vier Herren neun Damen gegenüberstehen. In der Verwandtschaft sind es:
Helene Kirschbaum – Pleiserhohn, Franziska Gratzfeld – Hartenberg, Agnes Burgwinkel – Hartenberg, Elisabeth Quirrenbach – Rostingen, Margarete Schonauer – Wiese, zwei Töchter von Theo Gast – Westerhausen, Maria Dahs – Jüngsfeld, Agnes Buchholz – Eisbach. Zu Gunsten der Herren kommen noch: Ordenspriester Gast, in China gestorben, und Ordensbruder Gast, im Spital Oberpleis gestorben; ergibt also die Zahlen: 6 + 9.

Diese „Sammlung der Altertümer" aus dem vergangenen Jahrhundert dürfte der 76jährige Berichterstatter soweit erschöpft haben, dass die folgenden Blätter jüngeren Schreibern zur Verfügung bleiben.

Eine viel, respektive alles sagende Schlussnutzanwendung bieten zwei Totenzettel nebst einer Photographie des Stifterehepaares, die uns vorführen, was guter Wille, Gottvertrauen und Menschenfleiß zu erreichen vermögen.

1870 sahen die glücklichen Eltern ihre irdischen Wünsche in Erfüllung gehen und 1920 werden sie, mit ihren beiden Kindern Johannes Kirschbaum und Maria Katharina Dahs, geborene Kirschbaum, vom Himmel die Fürbitte der Königin des heiligen Rosenkranzes auf die Kapellenfeier und ihre Gönner und Teilnehmer erflehen.

Der Nachbarschaft Eisbach widmet in bisheriger alter Freundschaft vorstehendes Jubiläumsandenken

Bernard Dahs
im September 1920
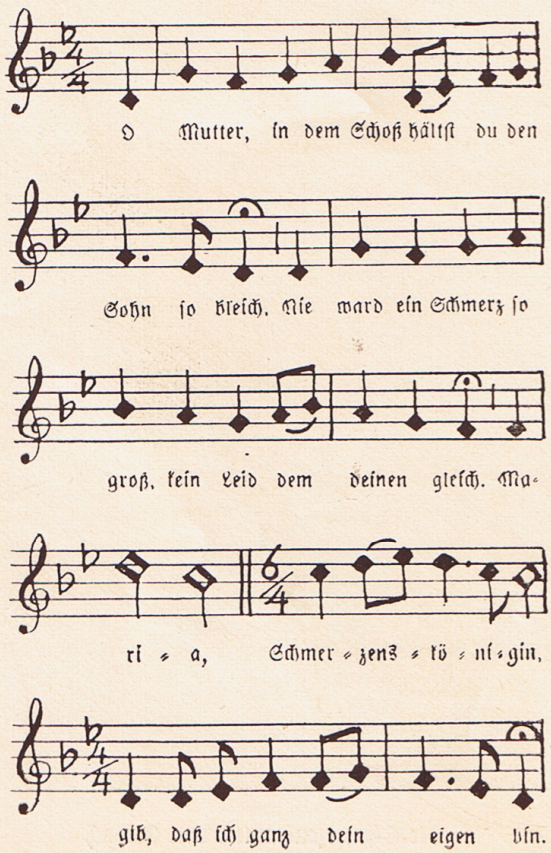







Eines der ältesten Bilder der Kapelle von 1920 anlässlich des 50jährigen Jubiläums



Ölbild um 1920

Eisbacher Marienlied



2. Wie dich kein Glanz verführt, so bliebst du unversehrt, und was dein Schmerz berührt, das siehst du schon verklärt. Maria, Glaubenskönigin, gib, daß ich ganz dein eigen bin.

3. Als du gebarst das Licht, umhüllte uns die Nacht. Du hast ans Leben nicht, hast nur an Gott gedacht. Maria, Hoffnungskönigin, gib, daß ich ganz dein eigen bin.

4. Du hast der Krippe Stroh zum Königsbett geweiht, du hast mit Liebe so uns von der Not befreit. Maria, Liebeskönigin, gib, daß ich ganz dein eigen bin.

5. Bald ist zu End dein Schmerz, dein Ostertag bricht an. Führ uns mit Haupt und Herz zum Frieden himmelan. Maria, Himmelskönigin, gib, daß ich ganz dein eigen bin.

6. Die sieben Hügel sind von deines Sohnes Glanz, von deiner Liebe Wind durchweht, vergoldet ganz. Maria, Heimatkönigin, gib, daß ich ganz dein eigen bin.

Das „Eisbacher Marienlied“, das von etwa 1936 bis nach dem Zweiten Weltkrieg regelmäßig in der Kapelle gesungen wurde. Dichter und Komponist sind nicht bekannt.

Hundertjahrfeier der Kapelle in Eisbach

In der Siebengebirgszeitung vom 3. Oktober 1970 wurde der nachfolgende Artikel von *Johann Bennerscheid* abgedruckt, den wir ungekürzt und mit den im Druck veröffentlichten Fotos wiedergeben.



Anfang Oktober dieses Jahres werden es hundert Jahre, daß die Muttergotteskapelle in Eisbach fertiggestellt und der Rosenkranzkönigin geweiht wurde. Dr. Johannes Kirschbaum, geborener Eisbacher und Sohn des Erbauers der Kapelle, am 27. März in Rom zum Priester geweiht, konnte dann am Rosenkranzfest im Oktober 1870 die erste hl. Messe in dieser Kapelle feiern.

Die Kapelle hat folgende Vorgeschichte: Gemäß der Überlieferung stand an der Stelle, wo jetzt die Kapelle steht, früher ein kleines Heiligenhäuschen. Es muß dies wohl ein kleiner Wallfahrtsort gewesen sein, denn die alten Leute erzählten, daß dort an den Wänden noch Krücken gehangen hätten, als Zeugen von Heilungen.

Das Grundstück mit dem kleinen Kapellchen gehörte den Eheleuten Peter Kirschbaum und Anna Maria geb. Gratzfeld aus Eisbach. Es waren fromme, einfache und kleine Bauersleute. Als die Mutter Kirsch-



baum merkte, daß sie ein Kind erwartete, äußerte der Arzt große Bedenken wegen Mutter und Kind. In ihrer Not haben dann die Eltern in dem Heiligenhäuschen viel gebetet und dort vor der Schmerzhaften Muttergottes gelobt, falls die Geburt gut verliefe und das Kind ein Knabe wäre, wollten sie diesen dem lieben Gott als Priester schenken.

Und dann war es wie ein Wunder: Trotz der Befürchtungen des Arztes verlief die Geburt normal und es war ein Bube, der Johannes getauft wurde. In Freude und Dankbarkeit nahmen die Eltern ihren Sohn schon im frühen Alter mit in die kleine Kapelle zum Gebete. Dieses Gebet wurde wirksam, denn in dem kleinen Jo-






hannes zeigte sich schon früh eine starke Neigung zum Priesterstande. Als es dann soweit war, brachten die Eltern ihren Sohn zum Marzellengymnasium nach Köln. Nach Beendigung der Studien in Köln kam Johannes nach Rom auf die Gregorianische Universität, um dort Philosophie und Theologie zu studieren, wo er dann auch in beiden Fächern promovierte.

Am 27. März 1869 wurde Johannes in Rom zum Priester geweiht. Dann kam er wieder nach Deutschland zurück, wo er vom Erzbischof zum Rektor der Kirche in Pützchen ernannt wurde, die damals noch zur Mutterpfarre Vilich gehörte. In Pützchen verblieb Dr. Kirschbaum fünfzehn Jahre; er nahm dort seine alten Eltern zu sich, die auch bei ihm gestorben sind.

Zu der Zeit war Beuel noch ein kleinerer Ort und ohne Kirche. Der rührige Rektor gründete von Pützchen aus in Beuel einen Kirchbauverein, erbaute eine geräumige Teilkirche und durch sein Betreiben wurde dann der Grundstein zu der heutigen Kirche in Beuel gelegt. Am 15. April 1886 wurde Dr. Kirschbaum zum Vikar in Meckenheim ernannt und auch dort kam durch sein Betreiben die dringende Frage des Kirchenneubaus wieder in Fluß und zu einem glücklichen Abschluß.

Am 9. August 1892 wurde Dr. Kirschbaum zum Pfarrer von Büderich bei Neuß ernannt, wo er bis zu seinem Tode blieb. Auch hier verstand es Pfarrer Dr. Kirschbaum, den Bau der neuen Pfarrkirche in die Wege zu leiten. Durch den Neubau von drei Kirchen hat sich Pfarrer Kirschbaum an den drei Stellen seines Wirkens ein bleibendes Denkmal gesetzt.



Sitzend: Dr. Johannes Kirschbaum, dessen Eltern die Kapelle in Eisbach gebaut haben, in Freude und Dankbarkeit über die glückliche Geburt ihres Sohnes.

Stehend: Msgr. Dr. Peter Gratzfeld, geboren in Hartenberg. Seine Schwester war die Mutter von Prälat Buchholz. Dieser Herr war zeitweilig Hauskaplan bei der Familie Graf von Spee. Als im Kulturkampf der Dulderkardinal Melchers Deutschland verlassen mußte, begleitete Dr. Gratzfeld ihn in die Verbannung nach Rom. Hier hat er den hohen Herrn bis zu dessen Tode betreut und ihn dann wieder nach Köln zur Beisetzung gebracht. Dr. Gratzfeld ist als Oberpfarrer von St. Nicolaus in Aachen gestorben.

Im März 1919 hätte Pfarrer Dr. Kirschbaum sein goldenes Priesterjubiläum feiern können, nachdem er schon 1913 sein silbernes Ortsjubiläum in Büderich gefeiert hatte. Ganz Büderich rüstete zu der Feier des goldenen Jubiläums ihres beliebten Seelsorgers, jedoch wenige Tage vor diesem Fest starb Pfarrer Kirschbaum nach kurzer Krankheit, betrauert von der ganzen Pfarrgemeinde. Von der Beliebtheit des Pfarrers in Büderich zeugt der Umstand, daß es heute noch in Büderich eine Johannes-Kirschbaum-Straße gibt.

Nun wieder zurück nach Eisbach, dem Geburtsort von Pfarrer Kirschbaum. Durch die Tatsache, daß der Sohn Priester geworden war, war die erste Phase des Gelübdes, welches die Eltern in dem kleinen Heiligenhäuschen der Gottesmutter dargebracht hatten, erfüllt. Nunmehr bemühte sich das fromme Ehepaar um die Einlösung des zweiten Teiles ihres Versprechens; nämlich um den Bau der neuen Kapelle. Wie gesagt waren die Eltern kleine Bauersleute. Es wäre ihnen schwer geworden, die Kosten für die neue Kapelle allein aufzubringen, aber ganz Eisbach und auch das benachbarte Frohnhardt begeisterten sich für diesen Kapellenbau und durch vereinte Bemühungen gelang es, daß die neue Kapelle zum Rosenkranzfest 1870 der Rosenkranzkönigin geweiht werden konnte. Zur großen Freude der alten Eltern sowie der Dorfgemeinschaft Eisbach feierte dann der Sohn als Jungpriester die erste heilige Messe in der neuen Kapelle.

Nachdem die Eltern gestorben waren, ging die Kapelle in den Besitz ihres Sohnes, des Pfarrers Dr. Kirschbaum über. Bis zu seinem 1919 erfolgten Tode kam dieser Herr jedes Jahr im Oktober nach Eisbach, um hier mit der ganzen Dorfgemeinschaft das Patronatsfest der Kapelle zu feiern.

Als Pfarrer Kirschbaum starb, ging die Kapelle im Erbgang an die Familie Dahs in Jüngsfeld über. Die erste Frau des Herrn Bernhard Dahs war eine Schwester von Pfarrer Kirschbaum. Die Familie Dahs übereignete dann später die Kapelle dem Gefängnispfarrer und späteren Prälaten Peter Buchholz. Als Letzterer am 4. Mai 1963 starb, ging die Kapelle durch Testamentsverfügung an dessen Neffen, den Pfarrer Peter Buchholz in Aachen über, in dessen Besitz sie sich heute noch befindet.

An dieser Stelle möchte ich noch des im vorigen Jahr verstorbenen Herrn Adolf Dahs aus Jüngsfeld gedenken, der ein Neffe von Pfarrer Dr. Kirschbaum war. Als Freund von Prälat Buchholz hat sich Adolf Dahs immer sehr um die Kapelle bemüht. Bei jedem Fest brachte er Berge von Blumen nach Eisbach und gab Anweisungen, wie diese angebracht werden sollten. Auch für Adolf Dahs wäre es bestimmt eine große Freude gewesen, das jetzige Fest noch miterleben zu können.

Die Kapelle in Eisbach hat in den hundert Jahren ihres Bestehens viel erlebt. Sie hat






zwei Weltkriege überstanden, im zweiten Kriege wurde sie von der Fremdmacht belegt und stark demoliert. Sie hat auch überlebt, daß die Machthaber des Dritten Reiches die Kapelle gerne geschlossen hätten, wenn sie gekonnt hätten. Die Tatsache, daß aus dem kleinen Eisbach in einem Menschenalter vier Priester hervorgegangen waren, war in deren Augen bestimmt kein Ruhmesblatt für Eisbach. Es



Prälat Peter Buchholz beim Verlassen der Kapelle anläßlich seines goldenen Priesterjubiläums 1961. Rechts im Bild Pfarrer Erwin Düster. Es ist dies die letzte Aufnahme von Prälat Buchholz inmitten der Dorfgemeinschaft. Zwei Jahre später starb er und ruht heute neben seiner geliebten Kapelle.

waren dies: Pfarrer Dr. Johannes Kirschbaum, Pater Johannes Weber, Pfarrer Peter Buchholz und Pfarrer Franz Weber. In der Verwandtschaft von Prälat Buchholz sind noch folgende Geistliche Herrn: Msgr. Oberpfarrer Dr. Peter Gratzfeld, ein Onkel des Prälaten, ferner Pfarrer Peter Buchholz in Aachen und Kaplan Werner Buchholz in Alsdorf.

Die Kapelle hat aber auch viel Freudiges erlebt. Wie vorhin bemerkt, konnte der Jungpriester Dr. Johannes Kirschbaum in der Kapelle seine erste hl. Messe in der Heimat feiern, der dann fünfzig Jahre lang immer wieder zu seiner Muttergotteskapelle pilgerte, auch noch im vorgeschrittenen Alter, als er schon fast erblindet war. Auch die anderen Eisbacher Priestersöhne kamen gerne zur Kapelle, um inmitten der Dorfgemeinschaft das hl. Opfer feiern zu können. Dort feierte der Lazaristenpater Johannes Weber sein 25jähriges Priesterjubiläum. Dort feierte Prälat Buchholz 1936 sein silbernes, 1951 sein 40jähriges und 1961 sein goldenes Priesterjubiläum. Der damalige Kaplan Renk hat die erste Messe nach dem Kriege in der Kapelle gehalten, als man noch kaum wagte auf die Straße zu gehen.

Prälat Buchholz hing mit großer Liebe an seiner Muttergotteskapelle. Verschiedene Male hat er sie vergrößert und verschönert. Sein sehnlichster Wunsch, neben der Kapelle seine letzte Ruhestätte zu finden, ist

in Erfüllung gegangen. Als Betreuer der unglücklichen Opfer des Dritten Reiches an der Hinrichtungsstätte Berlin-Plötzensee hat Prälat Buchholz dort Schreckliches erlebt. Oft hat er mir später erzählt, daß der Wunsch und der Gedanke, sein Heimatdorf und seine geliebte Muttergotteskapelle noch einmal wiederzusehen viel dazu beigetragen hätte, diese Schrecken zu überstehen. Dort hat er sich auch das Herzleiden zugezogen, an dem er 1963 allzufrüh gestorben ist.

Das ganze Dorf Eisbach bedauert zutiefst, daß Prälat Buchholz das hundertjährige Bestehen der Kapelle nicht mehr erleben kann. Trotz seiner vielen Ämter und Würden ist der Prälat immer ein schlichter Sohn seines Heimatdorfes geblieben, er kannte jede Familie und nahm immer an deren Schicksal regen Anteil. Nie hat er seine dörfliche Abstammung verleugnet. Mir persönlich war der Prälat als Nachbar und Altersgenosse immer ein lieber Freund. Mit jedem Anliegen durfte ich zu ihm kommen und in vertrauten Stunden hat er manches erzählt, was er in seinen Vorträgen nicht erwähnte.

Allerdings hat Peter mir gegenüber sein Versprechen nicht gehalten. Wir hatten nämlich in einer humoristischen Stunde vereinbart, daß derjenige, der von uns beiden zuerst sterben würde, den anderen mitnehmen müsse. Ich konnte dadurch ja nur profitieren, denn wenn ich in Begleitung eines so hohen Würdenträgers bei Petrus angekommen wäre, hätte dieser mir sündigem Menschen schon wegen meiner Begleitung keine Schwierigkeiten gemacht. Vielleicht hätte Petrus dann bei mir beide Augen zugedrückt. Jedenfalls hatte Peter wegen seines schnellen Todes keine Zeit mehr, bei mir vorbeizukommen.



Die wertvolle Strahlenkranzmadonna.

Ich vertröste mich aber damit, daß er mich dereinst mit seinem Namensvetter Petrus am Himmelstore abholen wird.






Zu der Hundertjahrfeier hat der Neffe des Prälaten, Pfarrer Peter Buchholz, Caritasdirektor der Diözese Aachen, die Kapelle wieder schön hergerichtet. Er wird das Vermächtnis, welches er von seinem Onkel übernommen hat, im Verein mit der Dorfgemeinschaft weiter in Ehren halten. Eine Kostbarkeit hat in der Kapelle Aufstellung gefunden, nämlich eine schöne Strahlenkranzmadonna, ungefähr 500 Jahre alt.

Aus Dankbarkeit für die Betreuung von Familienmitgliedern der Gräfin Luxburg im Dritten Reich hat diese die schöne Madonna dem Prälaten Buchholz zugedacht. Sie hat jetzt in der Kapelle in Eisbach Aufstellung gefunden. Es mögen die Besucher der Kapelle beim Betrachten dieses Kunstwerkes zum stillen Gedenken der Opfer des Dritten Reiches, aber auch zum Gedenken des verstorbenen Prälaten Peter Buchholz angeregt werden.









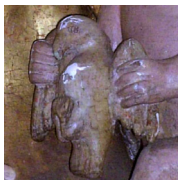







Die „schöne Madonna" der Eisbacher Kapelle.

Wege und Umwege der Anwesenheit des Weiblichen.



Wer erstmalig die Eisbacher Kapelle betritt, wird überrascht sein: Der schlichte neoromanische Kirchenbau aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beherbergt einen spätbarocken, im Übergang zum Rokoko gestalteten Hochaltar.



Erkundet man diesen Hochaltar genauer, so mag sich der Besucher ein zweites Mal die Augen reiben: Im Zentrum des feingliedrigen Blatt- und Rankenwerks des spätbarocken Altaraufbaus ist eine in fülligen Faltenwurf gehüllte und mit gekrönter weiblicher Fülle auf die Schönheit der Heilsgeschichte verweisende Altar-Madonna eingestellt. Auf ihrem linken Arm trägt sie ein gänzlich unbekleidetes Jesuskind, das dem Betrachter in seinen Händen einen Vogel entgegenhält.

Unvermutet begegnet dem Besucher in dieser unauffälligen Eisbacher Dorfkapelle eine spätgotische Madonna, die die Fachleute zum Typus der „Mondsichelmadonnen" zählen und speziell noch einmal als ein spätes Exemplar der Untergruppe der so genannten „schönen Madonnen" zuordnen.

Versuchen wir angesichts dieser Überraschungen, ein wenig Licht in die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen" zu bringen. Wie kommt eine mit aufwendiger Eleganz gefasste spätgotische Madonnendarstellung, deren künstlerische Schöpfung sich auf den Zeitraum von

1485-1498 datieren lässt, zu einer barocken Altarrahmung, die etwa 300 Jahre später im Spätbarock entstanden ist? Und wie gelangen Hochaltar und Altar-Madonna in eine kleine Dorfkapelle im weitgehend „barockfreien Rheinland“, die ihrerseits erst im Jahr 1870 geweiht und noch einmal 80 Jahre später durch eine Erweiterung in den Jahren 1960/61 zur ihrer jetzigen baulichen Gestalt fand?

Vorläuferinnen

Wir wissen, wie es zum Bau der Eisbacher Kapelle kam (vgl. die Darstellung der Baugeschichte in diesem Buch durch Werner Buchholz). Die erste fotografische Innenansicht der Kapelle, die uns vorliegt, stammt aus dem Jahr 1936. Aufgesetzt auf eine viereckige Stele ziert den Altar im gerundeten Chorraum eine hölzerne Pieta. Freunde aus Essen und Oberpleis hatten Peter Buchholz diese Plastik zu seinem silbernen Priesterjubiläum geschenkt. Ihre Spur lässt sich zurückverfolgen bis in die Werkstatt des Essener Klosters der Augustinerchorfrauen, zu dem Peter Buchholz als Strafanstaltspfarrer in Essen von 1926-1941 einen freundschaftlichen Kontakt pflegte. Heute ist diese Pieta in der vorderen Außenwand der





Altaransichten aus den Jahren 1970 zur Einhundertjahrfeier (Oben),
nach der Renovierung 1949/1950 (Mitte),
und 1936 anlässlich des silbernen Priesterjubiläums
von Peter Buchholz (Unten).



Kapelle in einer Mauernische eingelassen.

Mit der Renovierung der Kapelle im Jahr 1949 hielten der spätbarocke Hochaltar sowie eine barocke Madonna Einzug. Als Himmelskönigin trägt Maria hier auf ihrem linken Arm den Weltenherrscher, das Jesuskind mit einer goldenen Weltkugel in seiner rechten Hand. In ihrer rechten Hand hält Maria ein Zepter, das mit der Krone auf ihrem Haupt korrespondiert. Leider ist nicht mehr bekannt, wie Peter Buchholz nach dem Zweiten Weltkrieg an beide Einrichtungsgegenstände gekommen ist und woher sie stammen.

Doch auch diese Mariendarstellung sollte nur wenige Jahre den Altar schmücken, denn es kündigte sich die „Anwesenheit des Weiblichen“ in neuer Gestalt an – freilich auf Umwegen.



Pieta 1936



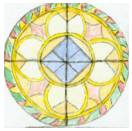
Himmelskönigin 1949

Kein leichtes Erbe

Die Spur der „schönen Madonna“, die schlussendlich in der Eisbacher Kapelle zu deren einhundertstem Weihetag eine neue Heimat finden sollte, lässt sich zurückverfolgen bis nach Altenschönbach. In diesem kleinen unterfränkischen Ort ca. 30 Kilometer östlich von Würzburg wohnt seit der Mitte des 15. Jahrhunderts im Schloss mit seinem mächtigen Wehrturm die Adelsfamilie derer zu Crailsheim. Über dem Tor des Wohnbaus findet sich das Familienwappen: ein goldener Querbalken auf schwarzem Schild.

Während seiner Zeit als Gefängnisseelsorger von Plötzensee (1943-1945) hatte Peter Buchholz Angehörige der Maria Amélie Gräfin von Luxburg, geborene Freiin von Crailsheim, betreut, unter anderem deren Bruder Baron Joachim Freiherr von Crailsheim. Die beiden Geschwister besuchte Peter Buchholz nach dem Zweiten Weltkrieg mehrfach. Bei diesen Gelegenheiten erzählte er wohl von „seiner Eisbacher Marienkapelle“ und zeigte, wie sein Neffe (und Namensvetter) Peter Buchholz später berichtete, augenscheinlich Interesse an einigen Antiquitäten der Gräfin. „*Aus Dankbarkeit und Verehrung unseres unvergesslichen Herrn Buchholz*“, so Baron Joachim Freiherr von Crailsheim in einem Brief aus dem Jahr 1966 an einen befreundeten








Familienwappen derer zu Crailsheim

ehemaligen Mithäftling, entschloss sich seine Schwester, dem „Seelsorger von Plötzensee“ eine Anzahl ihrer Antiquitäten für die Marienkapelle in Eisbach zu vermachen – insbesondere eine als „frühgotisch“ bezeichnete Strahlenkranzmadonna im damaligen Schätzwert von DM 40.000, die sich in den privaten Gemächern der Gräfin befand.



Schloss Altenschönbach im Winter 2009

Als der zu beerbende Peter Buchholz von einem Testament zu seinen Gunsten erfuhr, das die Gräfin von Luxburg mit Datum vom 28. Oktober 1961 unterzeichnet hatte, müssen wohl zwei Herzen in seiner Brust geschlagen haben: Einerseits die Freude darüber, dass die Strahlenkranzmadonna nach dem Willen der Erblasserin tatsächlich nach Eisbach kommen sollte. Und gleichzeitig die Sorge, wie er als Erbnehmer die in diesem Fall zu entrichtende Erbschaftssteuer in Höhe von damals 17 Prozent des Vermögenswertes hätte bestreiten sollen, was allein für die Madonna einen Betrag von annähernd DM 7.000 bedeutet hätte.

Das Testament war zudem formal nicht rechtsgültig, da es weder handschriftlich abgefasst noch notariell beurkundet worden war. So nahm Peter Buchholz nach Rücksprache mit dem befreundeten damaligen Pfarrer von Oberpleis, Johannes Wichert, umgehend Kontakt mit der Gräfin von Luxburg auf und bat sie um Dreierlei: Die beabsichtigte Erbschaft auf die Strahlenkranzmadonna zu beschränken, als Erbnehmer statt seiner die „Katholische Pfarrei St. Pankratius, Oberpleis“ einzusetzen, da diese infolge ihres Körperschaftsstatus von der Erschaftssteuerpflicht befreit war, und schließlich das so aktualisierte Testament notariell beurkunden zu lassen.
Maria Amélie Gräfin von Luxburg ist diesen Bitten wohl nachgekommen, bevor sich ihr Gesundheitszustand so verschlechterte, dass

sie die letzte Zeit ihres irdischen Lebens einem gesetzlichen Vormund unterstellt in geistiger Umnachtung auf einer geschlossenen Abteilung des Luitpoldkrankenhauses in Würzburg verbringen musste.



Die „schöne Madonna" in den Gemächern der Maria Amélie

Das nach ihrem Ableben am 26. Oktober 1965 im Nachlass gefundene rechtsgültige Testament verfügt so unter Ziffer 5.): *„An die Kirchengemeinde, zu der die Marien-Kapelle in Eisbach bei Bonn gehört, zur Aufstellung in dieser Kapelle, mit Rücksicht darauf, daß dort zur Zeit Prälat Peter Buchholz, Bonn, Hausdorffstraße 25, der bekannte frühere Strafanstaltsgeistliche in Berlin-Plötzensee, dem ich zu großem Dank verpflichtet bin, amtiert, meine Strahlenkranzmadonna, um 1400, in Originalfassung, in der rechten Hand den Stab und auf dem linken Arm das Christuskind tragend, ihre Gesamthöhe 1 m, das kostbarste Stück meiner Sammlung."*
Zweimal hatte somit die Gräfin von Luxburg ihrem Willen unmissverständlich Ausdruck verliehen, dass ihre kostbare Strahlenkranzmadonna in der Eisbacher Kapelle aufgestellt werden sollte. Alles schien klar, so könnte man meinen. Doch es sollte noch fünfzehn Jahre dauern, bis sich ihr letzter Wille erfüllen würde.

Auf Abwegen

Zunächst focht ein Adoptivsohn aus der ersten Ehe ihres Mannes, des 1956 verstorbenen Friedrich Graf von Luxburg, das Testament auf Drängen seiner Frau an. Vor Gericht machte er einen Formfehler im Abfindungsvertrag, mit dem er sein Erbteil nach dem Tod seines Vaters noch zu Lebzeiten der Gräfin von Luxburg erhalten hatte, geltend, um nunmehr an weitere Besitztümer aus der wertvollen Hinterlassenschaft seiner Stiefmutter zu gelangen.
Darüber hinaus meldete auch der Freistaat






Bayern als Haupterbe der Hinterlassenschaft der Gräfin von Luxburg Besitzansprüche auf die Strahlenkranzmadonna an. Die Finanzdirektion Würzburg, die die Interessen des Freistaates in der anhängigen Erbsache vertrat, ersuchte das Diözesanmuseum Würzburg um Unterstützung und bat um eine Begutachtung der wertvollen Madonna. Anschließend waren sich Landesregierung und Erzbistum Würzburg einig, alles dafür zu tun, die „schöne Madonna“ aus dem Erbe der Gräfin von Luxburg in Würzburg zu halten.

Als der Bruder der Verstorbenen, Baron Joachim Freiherr von Crailsheim, von den Anfechtungen des schwesterlichen Testaments erfährt, beauftragt er einen renommierten Würzburger Rechtsanwalt, für die ordnungsgemäße Vollstreckung des letzten Willens seiner verstorbenen Schwester Sorge zu tragen. Da sein „*unvergesslicher*

Mein letzter Wille !
- - - - - - - - - - - - - - - - -

Hiermit vermache ich die nachstehend aufgeführter neunzehn Kunstgegenstände Herrn Peter B u c h h o l z, Päpstl. Hausprälaten, B o n n a.Rh., Hausdorffstraße 25, resp. nach seinem Ableben Herrn Gefängnispfarrer Peter Buchholz, Anrath bei Krefeld:

1.) 2 Plastiken 1 100 - 1 150 Bischof und Madonna mit Kind, ohne Fassung;

2.) 2 große Engelsköpfe schwarz/gold gefaßt;

3.) 1 Reliquer " E l i g i u s ";

4.) 1 Ciborium;

5.) 1 Eisenbogen aus dem Mozartschloß Salzburg;

6.) 1 Strahlenkranz-Madonna (Frühgotik) Maße: 1 m hoch, 60 cm breit;

7.) 2 große Taufschalen Messing, reich getrieben;

8.) 2 kleine Barock-Altarengelchen, Kerzen tragend;

9.) 1 Deckenbeleuchtung groß, Messing um 1600, figural (falls nicht nach Aschach vererbt);

10.) 2 kleine Reliquen-Behälter auf schwarzen Postamenten um 1650;

11.) 2 sie tragenden Barock-Engelsköpfe;

12.) die zwei auf der Kommode stehenden beiden silbervergoldeten Barockleuchter, 33 cm hoch.

Gräfin Amélie Luxburg Würzburg, den 28. Oktober 1961

Nachtrag: Der erste Erbe, Herr Päpstl. Prälat Peter Buchholz und seine geistlichen Nacherben sind jeweilige Verwalter meines Erbgutes an die Marien-Kappelle in Eisbach bei Oberpleis.

Gräfin Amélie Luxburg

Erster Testamentsentwurf der Gräfin zu Luxburg vom 28. Oktober 1961

Lebensretter" und Erbe der Strahlenkranzmadonna, der Gefängnisseelsorger von Plötzensee Peter Buchholz, bereits zweieinhalb Jahre vor dem Tod seiner Schwester unerwartet am 4. Mai 1963 verstorben war, wendet er sich nun an dessen Neffen, den ebenfalls aus Eisbach stammenden Aachener Caritasdirektor, der gleichfalls den Namen Peter Buchholz trägt (der Übersichtlichkeit halber nenne ich ihn im Fortgang Peter Buchholz II). Ihn wie die weiteren „*geistlichen Nacherben*" hatte Maria Amélie Gräfin von Luxburg in weiser Voraussicht in ihrem ursprünglichen Testamententwurf jeweils als „*Verwalter meines Erbgutes an die Marien-Kapelle in Eisbach bei Oberpleis*" eingesetzt. In seiner Not bittet Baron Joachim Freiherr von Crailsheim am 21. Januar 1966 Peter Buchholz II brieflich, als Sachwalter der Interessen seines verstorbenen Onkels in die Rechtsstreitigkeiten mit dem Adoptivsohn seiner verstorbenen Schwester und dem Freistaat Bayern einzugreifen. Peter Buchholz II, der zu diesem Zeitpunkt das Testament der Gräfin von Luxburg noch nicht kennt, fürchtet in der Annahme, das er nun das Erbe seines verstorbenen Onkels antreten solle, sowohl die Kosten der dann vermeintlich anfallenden Erbschaftssteuer wie auch die finanziellen Belastungen der drohenden gerichtlichen Auseinandersetzungen im Erbstreit. Er wartet ab und wird nicht weiter aktiv.

Von dieser Reaktion scheint Baron Joachim von Crailsheim enttäuscht zu sein. Dessen ungeachtet lässt er jedoch nicht locker im Bemühen, den letzten Willen seiner Schwester zu erfüllen. In seiner Not nimmt der Baron Kontakt auf zu Victor von Gostomski, einem ehemaligen Mithäftling in Plötzensee, der inzwischen ein einflussreicher Verleger und Druckereibesitzer in Weiden (Oberpfalz) geworden war. Als Häftling war Victor von Gostomski Kirchenkalfaktor in Plötzensee gewesen. In dieser Aufgabe stand er dem Anstaltsgeistlichen Peter Buchholz für Hilfsdienste zur persönlichen Verfügung und hatte in seinem geheimen Tagebuch das Wirken des Gefängnisseelsorgers detailliert festgehalten.
Auch ihm wird es ein Anliegen, sich in Dankbarkeit gegenüber dem verstorbenen Peter Buchholz für die Aufstellung der Strahlenkranzmadonna in der Eisbacher Kapelle einzusetzen. Gemeinsam mit dem in Würzburg beauftragten Anwalt erwirkt er zunächst, dass die Bezirksfinanzdirektion Würzburg für die laufenden Verfahren zumindest in Erfahrung bringt, wer bezüglich der Strahlenkranzmadonna gegebenenfalls zur Annahme des Vermächtnisses Gräfin von Luxburg befugt ist.

Mit Umwegen

Anfang Februar 1966 wendet sich die Bezirksfinanzdirektion Würzburg schließlich mit der Bitte um Abgabe einer diesbezüglichen Erklärung sowohl an die Pfarrei St. Pankratius wie auch an Peter Buchholz II.






Da sich der Oberpleiser Pfarrer Johannes Wichert seit Monaten mit instabilem Gesundheitszustand im Beueler Krankenhaus aufhält – er war mit dem Neffen Peter Buchholz II ebenso befreundet wie mit dessen Onkel Peter Buchholz I –, können sich die beiden Adressaten der Post aus dem Freistaat nicht abstimmen. Insofern bittet Peter Buchholz II die Bezirksfinanzdirektion Würzburg am 10. Februar 1966 um eine Kopie des bisherigen Schriftwechsels mit der Pfarrei St. Pankratius in Oberpleis sowie um die Einsichtnahme in das Testament der verstorbenen Gräfin von Luxburg.





Zwischenzeitlich hatte der Anwalt des Adoptivsohnes der Verstorbenen nachgewiesen, dass bei der Abfassung des Abfindungsvertrages tatsächlich ein Formfehler unterlaufen war: In der Aufstellung der dem Abfindungsvertrag zugrunde gelegten Vermögenswerte fehlte ein vergleichsweise geringfügiger Festgeldguthabenbetrag in Höhe von DM 6.000. Da der Abfindungsvertrag keine salvatorische Formel enthielt, die regelte, dass bei der Fehlerhaftigkeit einzelner Teile des Vertrages die übrigen Vertragsregelungen nicht unwirksam werden, müssen nunmehr die Erbansprüche des Adoptivsohnes neu geregelt werden. In dieser vor allem für den Freistaat Bayern als Hauptbegünstigten prekären Situation drängt die für die Durchsetzung der bayerischen Erbansprüche zuständige Finanzdirektion Würzburg vor Gericht auf einen Vergleich zwischen dem Freistaat und dem Stiefsohn der Gräfin von Luxburg.

Diesen Vergleich sucht der Freistaat freilich umfänglich zu seinen Gunsten zu gestalten. So lässt die Finanzdirektion Würzburg u. a. mit dem weiterhin bestehenden Interesse, die Strahlenkranzmadonna in Würzburg zu halten, den Wert der „schönen Madonna“ bewusst niedrig auf DM 12.500 schätzen. Sie erkennt die Pfarrei St. Pankratius in Oberpleis, die in Artikel 5.) des Testaments der Gräfin von Luxburg genannt wird, als nachrangige rechtmäßige Erbin an und macht dieser nunmehr die Offerte, 5/8 des Schätzwertes der Madonna (also gut DM 7.800) auszuzahlen und den Adoptivsohn mit den verbleibenden 3/8 des Schätzwertes abzufinden.

Auf Intervention des Erzbistums Köln, das inzwischen durch Peter Buchholz II in den Rechtsstreit eingeschaltet worden war und ein ernsthaftes Interesse geltend machte, die Madonna für die Pfarrei Oberpleis zu beanspruchen, wird im Vergleich der Erbanspruchgeltendmachenden 1967 schlussendlich geregelt, dass die Strahlenkranzmadonna tatsächlich der Pfarrei St. Pankratius zugesprochen wird und dass der Freistaat

gegen anderweitige Kompensationen den vom Adoptivsohn beanspruchten Erbteil in Höhe von 3/8 des zugrunde gelegten Schätzwertes der Strahlenkranzmadonna trägt.

Damit waren, so mag die geschätzte Leserin bzw. der geschätzte Leser nun annehmen können, die Voraussetzungen geschaffen, dass sich die „Anwesenheit des Weiblichen" in Gestalt der Würzburger „schönen Madonna" in der Eisbacher Marienkapelle nunmehr endlich erfüllen sollte. Aber weit gefehlt. Denn am 12. Mai 1967 war Johannes Wichert, der mit Peter Buchholz I und Peter Buchholz II befreundete Oberpleiser Pfarrer, nach langer Krankheit verstorben. Ihm folgte als neuer Pfarrer von St. Pankratius ab dem 13. August 1967 *Gottfried Stein – „ein Mann wie ein Baum",* wie er später einmal ein wenig schmeichelhaft von seinem Nachfolger bezeichnet wurde.





Auf Irrwegen

Eine seiner frühen Amtshandlungen bestand darin, ohne Rücksprache mit Peter Buchholz II nach Würzburg zu fahren, um die inzwischen bei der Finanzdirektion Würzburg eingelagerte Strahlenkranzmadonna abzuholen. Für DM 1.500 lässt Pfarrer Stein die „schöne Madonna" aus seiner Treuhandkasse renovieren und anschließend provisorisch im rechten Seitenschiff der Oberpleiser Pfarrkirche an der Wand über der Türe zum Kreuzgang aufstellen. Als im Sommer 1969 die Kinder des Barons Joachim Freiherr von Crailsheim nach Oberpleis kommen, um sich den neuen Aufstellungsort der Strahlenkranzmadonna anzuschauen, beantwortet er deren Irritation, die Madonna nicht wie erwartet in der Eisbacher Marienkapelle, sondern inzwischen in der Wohnung des Oberpleiser Pfarrers vorzufinden, mit dem Argument, die Madonna sei in Eisbach nicht sicher genug untergebracht.

An dieser Stelle sei auf ein kleines aber nicht unwesentliches Detail hingewiesen: Anders als auf dem Foto, das die Strahlenkranzmadonna an ihrem ursprünglichen Aufstellungsort im Besitz der Gräfin von Luxburg zeigt, fehlt der Marienfigur in ihrem jetzigen Zu-









stand das Zepter, welches sie in ihrer rechten Hand hielt. Dies erklärt, warum die Handhaltung für den heutigen Betrachter etwas ungelenk wirkt. Ob das Zepter bereits im Zuge der Einlagerung bei der Finanzdirektion Würzburg abhanden kam oder erst in Oberpleis, konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Doch zurück zum Madonnenkrimi.

Späte Gerechtigkeit

Auch Peter Buchholz II sieht angesichts der abseitigen Lage der Kapelle und einer fehlenden Diebstahlssicherung zunächst wenig Chancen für eine Aufstellung der Strahlenkranzmadonna in seinem Heimatdorf, wie er Baron Joachim von Crailsheim in einem Schreiben vom 08. Januar 1968 mitteilt. Er wartet ab.



Johann Bennerscheid

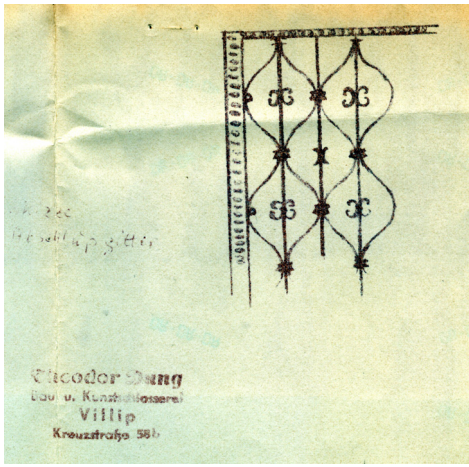
In Eisbach war jedoch inzwischen durchgesickert, dass die von Pfarrer Stein im Wert gleich hinter den Figuren des mittelalterlichen Hochaltares der Pfarrkirche gerühmte Madonnenfigur eigentlich für die Eisbacher Kapelle bestimmt gewesen ist. Vor allem Johann Bennerscheid wurmte, „*daß die Madonna (wenigstens dem Gewissen nach) in unsere Kapelle gehört*“ (so in einem Brief vom 05. Februar 1969 an Peter Buchholz II). Und er war ob der offenkundigen Ungerechtigkeit der Meinung „*daß wir alles dran setzen müssen, um das Bild nach Eisbach zu bekommen, wenn es auch im allerschlimmsten Falle , was wir nicht hoffen wollen, zu einem Prozess kommen sollte, dazu kann ich Dir* (gemeint ist Peter Buchholz II, B. S.) *nur sagen, daß das ganze Eisbach hinter Dir stehen wird. (…) Herr Pfarrer Stein hat einen dicken Kopf, deshalb müssen wir das auch haben.*“
Mit Billigung von Peter Buchholz II schreibt Johann Bennerscheid deshalb am 03. Februar 1969 einen Brief an den stellvertretenden Vorsitzenden des Kirchenvorstandes von St. Pankratius. Er moniert, „*daß der Kirchenvorstand mit der Aufstellung der Madonna in der Pfarrkirche gegen die letztwillige Verfügung der Gräfin Luxburg verstoßen hat*“, und konfrontiert das Gremium mit der Frage, „*ob er* (der Kirchenvorstand, B. S.) *dieses mit seinem Gewissen in Einklang bringt, denn die Gräfin hatte keine Veranlassung dazu, der Pfarrkirche Oberpleis einen Gefallen zu erweisen.*“

Eine Woche später, am 10. Februar 1969, wendet sich auch Peter Buchholz mit einem umfangreichen Schreiben an den Kirchenvorstand der Pfarrei St. Pankratius, welches in Durchschrift ebenfalls an die Rechtsabteilung des Erzbistums Köln geht. In aller Klarheit legt er dar, dass sowohl nach Auffassung der Bezirksfinanzdirektion Würzburg wie auch nach dem Urteil der Rechtsabteilung des Erzbistums Köln die rechtmäßige Eigentü-

merin der Madonna, die Pfarrei St. Pankratius, mit der testamentarischen Auflage belastet ist, diese Madonna in der Marienkapelle in Eisbach aufzustellen. Im Wissen um die Bemühungen von Pfarrer Stein, nunmehr eine diebstahlgesicherte Aufstellung der Madonna in der Oberpleiser Pfarrkirche über dem Chor vorzubereiten, bittet er den Kirchenvorstand, zwischenzeitlich „*keine Fakten zu schaffen, die einer Aufstellung der Madonna in Eisbach möglicherweise hinderlich sein könnten. Vor allem aber sollte in der Pfarrgemeinde nicht die Meinung aufkommen, die Madonna gehöre in die Pfarrkirche.*" Ebenso unterrichtet er den Kirchenvorstand über seine Kontaktaufnahme mit einer Versicherungsgesellschaft, die bereit ist, das Risiko einer Aufstellung der Strahlenkranzmadonna in der Eisbacher Kapelle abzudecken. Er schlägt dem Kirchenvorstand einen Ortstermin in Eisbach mit einem sachverständigen Techniker dieser Versicherungsgesellschaft, dem Landeskonservator, einem Restaurator sowie dem zuständigen Rechtsrat des Erzbistums Köln vor. Optimistisch geht Peter Buchholz II in seinem Schreiben an den Kirchenvorstand davon aus, dass die Madonna zum sechsten Todestag seines Onkels, also am 4. Mai 1969, gesichert in der Eisbacher Kapelle aufgestellt sein wird.

Pfarrer Stein reagiert postwendend und schickt am 11. Februar 1969 seinen Kaplan und den stellvertretenden Kirchenvorstandsvorsitzenden zu einem Besuch nach Eisbach.

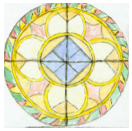
Im Gespräch mit Johann Bennerscheid machen die Herren deutlich, dass „*unter keinen Umständen beabsichtigt wäre, die Bewohner von Eisbach durch Behalten der Madonna vor den Kopf zu stoßen*", so Johann Bennerscheid in seinem schriftlichen Bericht an Peter Buchholz II, der als Caritasdirektor in Aachen wohnt. Im Übergabeprotokoll der Finanzdirektion Würzburg sei jedoch nichts von einer Weiterleitung der Madonna an die Kapelle in Eisbach vermerkt. Zudem „*würde die Madonna zweifellos die heutige Generation in Eisbach überleben, falls sie nicht (…) gestohlen wird.*" Insofern wäre die Madonna, so „*die heutigen geistlichen Eisbacher Herren nicht mehr lebten (…), in der Pfarrkirche für alle Zeiten am besten aufgehoben, wo auch durch eine Inschrift das Andenken an die Stifterin, sowohl wie auch an den Herrn Prälaten* (Peter Buchholz I, B. S.) *wach gehalten würde.*"



Entwurf des Sicherungsgitters für die Eisbacher Kapelle

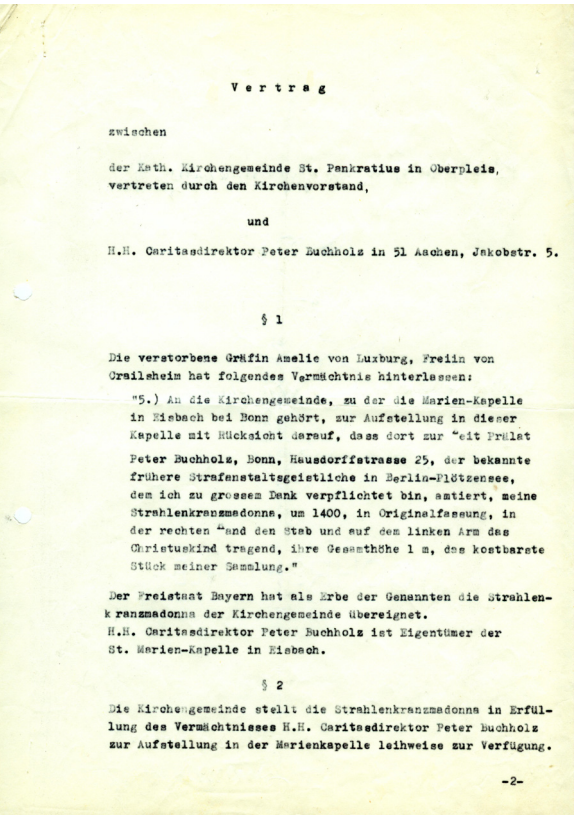
Während Peter Buchholz II weiter mit einer Versicherungsgesellschaft, dem Landeskonservator, dem Erzbistum Köln und einem Restaurator verhandelt, um eine gesicherte






Aufstellung der Madonna in Eisbach zu gewährleisten, verweigert Pfarrer Stein das Gespräch und die Herausgabe der „schönen Madonna“.
Zudem hatten im März 1969 Kirchenvorstand und Pfarrgemeinderat ihre Zusammenarbeit mit dem Oberpleiser Pfarrer aufgekündigt. Beide Gremien tagten seither nicht mehr, so dass hier nicht weiter über eine Lösung des Konfliktes um die Madonna beraten werden konnte.

Am 22. August 1969 informiert schließlich das Erzbischöfliche Generalvikariat Köln Peter Buchholz II, dass das Erzbistum Köln angesichts des „Streiks der Gremien“ die Angelegenheit mit der Madonna auf dem Wege der Kirchenaufsicht im Sinne des erklärten Willens der Gräfin Luxburg zu regeln beabsichtige. Auf Drängen von Victor von Gostomski schreibt Baron Joachim Freiherr von Crailsheim daraufhin mit Datum vom 26. August 1969 noch einmal an Pfarrer Stein mit der Bitte, dass die Madonna nunmehr gegen „*Ersetzung Ihrer Auslagen*“ für Renovierung und Überführung „*ihren Ehrenplatz in der Wider-*



V e r t r a g

zwischen

der Kath. Kirchengemeinde St. Pankratius in Oberpleis, vertreten durch den Kirchenvorstand,

und

H.H. Caritasdirektor Peter Buchholz in 51 Aachen, Jakobstr. 5.

§ 1

Die verstorbene Gräfin Amelie von Luxburg, Freiin von Crailsheim hat folgendes Vermächtnis hinterlassen:

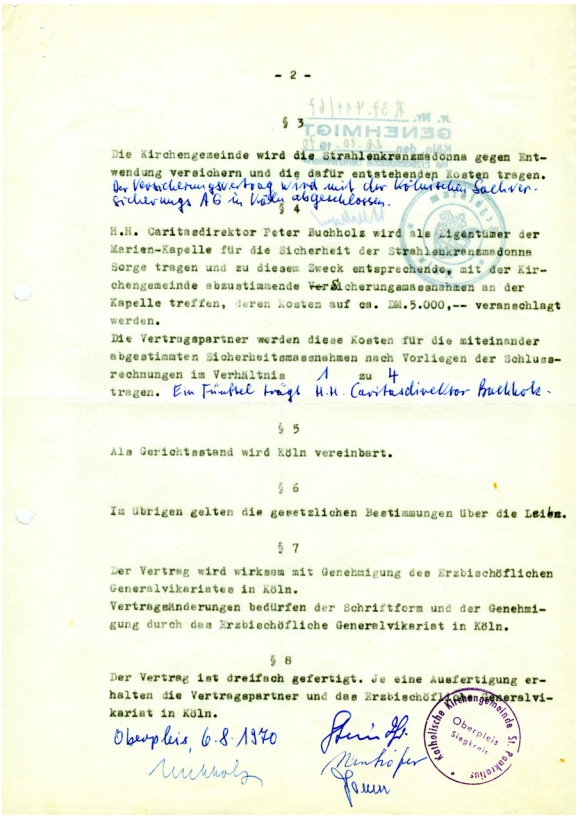
"5.) An die Kirchengemeinde, zu der die Marien-Kapelle in Eisbach bei Bonn gehört, zur Aufstellung in dieser Kapelle mit Rücksicht darauf, dass dort zur Zeit Prälat Peter Buchholz, Bonn, Hausdorffstrasse 25, der bekannte frühere Strafanstaltsgeistliche in Berlin-Plötzensee, dem ich zu grossem Dank verpflichtet bin, amtiert, meine Strahlenkranzmadonna, um 1400, in Originalfassung, in der rechten Hand den Stab und auf dem linken Arm das Christuskind tragend, ihre Gesamthöhe 1 m, das kostbarste Stück meiner Sammlung."

Der Freistaat Bayern hat als Erbe der Genannten die Strahlenkranzmadonna der Kirchengemeinde übereignet.
H.H. Caritasdirektor Peter Buchholz ist Eigentümer der St. Marien-Kapelle in Eisbach.

§ 2

Die Kirchengemeinde stellt die Strahlenkranzmadonna in Erfüllung des Vermächtnisses H.H. Caritasdirektor Peter Buchholz zur Aufstellung in der Marienkapelle leihweise zur Verfügung.

-2-



- 2 -

§ 3

Die Kirchengemeinde wird die Strahlenkranzmadonna gegen Entwendung versichern und die dafür entstehenden Kosten tragen.
Der Versicherungsvertrag wird mit der Colonia, Sachversicherungs AG in Köln abgeschlossen.

§ 4

H.H. Caritasdirektor Peter Buchholz wird als Eigentümer der Marien-Kapelle für die Sicherheit der Strahlenkranzmadonna Sorge tragen und zu diesem Zweck entsprechende, mit der Kirchengemeinde abzustimmende Versicherungsmassnahmen an der Kapelle treffen, deren Kosten auf ca. DM.5.000,-- veranschlagt werden.
Die Vertragspartner werden diese Kosten für die miteinander abgestimmten Sicherheitsmassnahmen nach Vorliegen der Schlussrechnungen im Verhältnis 1 zu 4 tragen. Ein Fünftel trägt H.H. Caritasdirektor Buchholz.

§ 5

Als Gerichtsstand wird Köln vereinbart.

§ 6

Im Übrigen gelten die gesetzlichen Bestimmungen über die Leihe.

§ 7

Der Vertrag wird wirksam mit Genehmigung des Erzbischöflichen Generalvikariates in Köln.
Vertragsänderungen bedürfen der Schriftform und der Genehmigung durch das Erzbischöfliche Generalvikariat in Köln.

§ 8

Der Vertrag ist dreifach gefertigt. Je eine Ausfertigung erhalten die Vertragspartner und das Erzbischöfliche Generalvikariat in Köln.

Oberpleis, 6.8.1970

Katholische Kirchengemeinde St. Pankratius Oberpleis Siegkreis



Nr. Nr. R 37.411/67
GENEHMIGT
Köln, den 26.10.1970
Im Erzbischöflichen Generalvikariat

Vertrag zur Aufstellung der Strahlenkranzmadonna in der Eisbacher Kapelle mit Genehmigungsvermerk des Kölner Generalvikars

standskapelle Eisbach erhält in bleibender Erinnerung an die beiden Verstorbenen (gemeint sind die Gräfin Luxburg und Prälat Peter Buchholz, B. S.)". In den zugänglichen Akten ist keine Reaktion seitens Pfarrer Steins zu finden.

Zu guter Letzt weist das Erzbistum Köln die Katholische Kirchengemeinde St. Pankratius in Oberpleis mit Datum vom 09. September 1969 an, „*die Strahlenkranzmadonna entsprechend dem letzten Willen der verstorbenen Gräfin Amelie Luxburg in der Marien-Kapelle aufzustellen*" und eine „*entsprechende schriftliche Vereinbarung zwischen Ihnen* (der Katholischen Kirchengemeinde St. Pankratius, B. S.) *und dem Eigentümer der Kapelle* (Peter Buchholz II)*, in der auch eine Sicherstellung vor Beschädigung und Entwendung sowie ein evtl. Abschluss eines entsprechenden Versicherungsvertrages vorgesehen werden sollte*" abzuschließen.

Als Pfarrer Stein realisiert, dass sich seine Absicht, die inzwischen auf Betreiben der involvierten Versicherungsgesellschaft in ihrem Wert auf DM 50.000 veranschlagte Strahlenkranzmadonna für die Oberpleiser Pfarrkirche zu behalten, nicht gegen den Willen des Erzbistums durchsetzen lässt, verzögert er die Herausgabe der Madonna mit der Forderung, Peter Buchholz II müsse Zweidrittel der von ihm im Jahr 1968 aus seiner Treuhandkasse bestrittenen Restaurationskosten in Höhe von DM 1.000 übernehmen. So wendet sich Peter Buchholz II, der inzwischen Angebote zur Anbringung und Sicherung der „schönen Madonna" in der Eisbacher Kapelle eingeholt (veranschlagte Kosten in Höhe von ca. DM 5.000) und Kontakte mit potentiellen Spendern hergestellt hat, mit Datum vom 23. Februar 1970 erneut an das Erzbistum Köln – diesmal an den Generalvikar Prälat Dr. Daniels. Am 10. Juli 1970 bietet das Erzbistum Köln an, die bei einer Aufstellung in Eisbach jährlich anfallende Versicherungsprämie zu übernehmen und Zweidrittel der Kosten für die notwendigen Sicherungsmaßnahmen zu tragen. Im mitgeschickten Vertragsentwurf „*zwischen der Katholischen Kirchengemeinde St. Pankratius in Oberpleis, vertreten durch den Kirchenvorstand, und H.H. Caritasdirektor Peter Buchholz in 51 Aachen, Jakobstr. 5*" findet die Forderung von Pfarrer Stein nach einer Beteiligung von Peter Buchholz II an den Restaurierungskosten keine Erwähnung mehr. Am 06. August 1970 wurde der Vertrag in dreifacher Ausfertigung unterschrieben (neben den beiden Vertragspartnern erhielt das Erzbistum Köln ein Exemplar zur Genehmigung des Vertrags).

Zum einhundertsten Weihetag am Ziel

Im Blick auf den am 04. Oktober 1970 anstehenden einhundertsten Weihetag der Kapelle hatte das Erzbistum Köln seinen Zuschuss zur Finanzierung der Sicherungsmaßnahmen zwischenzeitlich auf Vierfünftel der geschätzten Kosten erhöht, die aus Kirchensteuermitteln bestritten werden sollten.






Peter Buchholz II blieb nicht mehr viel Zeit, sollte die „schöne Madonna“ bis Oktober endlich ihre neue Heimat gefunden haben. Auf eigenes Risiko hatte er bereits am 08. Juni 1970 die notwendigen Sicherungsmaßnahmen (Vergitterung der Außenfenster, Abschlussgitter im Vorraum der Kapelle, Anfertigung einer Figurenkonsole und Sicherungsverankerung der Figur) in Auftrag gegeben, damit die gesamten Arbeiten nebst einem neuen Außenanstrich des Gebäudes zum Kapellenjubiläum abgeschlossen sein würden. In Anwesenheit von Baron Joachim Freiherr von Crailsheim und Victor von Gostomski mit Gemahlin wurde die „Anwesenheit des Weiblichen“ in Gestalt der „schönen Madonna“ aus dem Erbe der Gräfin Luxburg nach zahlreichen Umwegen unter Beteiligung des ganzen Dorfes am 04. Oktober 1970 mit einem großen Kapellenfest am 100sten Weihetag der Eisbacher Kapelle gefeiert.





Bleibt noch nachzutragen, dass Pfarrer Stein mit Datum vom 20. Oktober 1970 in einem handschriftlichen Brief bei Peter Buchholz noch einmal seine DM 1.000 Restaurierungskosten einforderte, um sein „*Treuhandkonto wieder aufzufüllen, im November kommt der Definitor, die Bücher nachzusehen.*“ Als der seitens des Erzbistums Köln an die Pfarrgemeinde Oberpleis ausgezahlte Zuschuss aus Kirchensteuermitteln Mitte November 1970 immer noch nicht an Peter Buchholz II weitergeleitet worden war, der die angefallenen Sicherungsmaßnahmen vorfinanziert und dem Kirchenvorstand die Originalrechnungen eingereicht hatte, wendet sich dieser mit Datum vom 16. November 1970 erneut an Pfarrer Stein, um seine Ausstände geltend zu machen. Der Rendant der Pfarrei zeigt sich anschließend kooperativ.

Damit wurde es ruhig um die „schöne Madonna" der Eisbacher Kapelle, sieht man einmal davon ab, dass die zuständige Versicherung im Jahr 1978 den Einbau einer Alarmanlage zur Sicherung der Strahlenkranzmadonna in der Eisbacher Kapelle verlangte. Dieser Aufforderung wurde Anfang 1979 entsprochen.

Nicht entsprochen wurde bis heute hingegen der zuletzt im Oktober 2008 von Werner Buchholz, dem jüngeren Priesterbruder von Peter Buchholz II, schriftlich vorgetragenen Bitte an den Kirchenvorstand der Katholischen Kirchengemeinde St. Pankratius, „*die Strahlenkranzmadonna der Eisbacher Kapelle zurückzuschenken und damit den ursprünglichen Wunsch der Stifterin zu erfüllen.*" So steht die „schöne Madonna" heute wohl an dem ihr zugedachten Ort, jedoch immer noch nicht in den stiftungsgemäßen Besitzverhältnissen.

Zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen: die „schöne Madonna" als Kunstwerk

Seit nunmehr annähernd 40 Jahren dürfen sich die Besucher der Kapelle an der „schönen Madonna" erfreuen. Um den spirituellen Reichtum dieses spätgotischen Kunstwerkes der Leserin und dem Leser zu erschließen, zitieren wir zum Abschluss dieses Beitrags aus zwei Expertisen, die wir im Zuge der Recherchen für unser Eisbachbuch eingeholt haben.

Josef Eckel, ein Kunsthistoriker und Kunstschätzer aus Eichstätt, schreibt in seiner Expertise vom 16. Januar 2008:

„Die Madonna selbst ist zweifelsfrei der Spätgotik zuzuweisen. Sie gehört zum Typus der ‚Mondsichelmadonnen'. Zudem weist sie noch Typologien der Zeit der ‚Schönen Madonnen' (1380-1430) auf: Leicht geneigte Kopfhaltung, fülliger Faltenwurf, der auf der rechten Seite in Kaskaden übergeht, eine goldene Krone, Zeigegestus des Kindes. Die rechte Hand unterscheidet sich von der linken, kann vermutlich später hinzugefügt worden sein. Das Faltenwerk ist am unteren Ende abgeknickt, was auf die Zeit nach 1450 hinweist. Der gesamte Faltenwurf überzeugt durch seine Eleganz und ist wie zur Zeit der ‚Schönen Madonnen' schwungvoll bis zum rechten Arm hochgezogen. Am unteren Gewandende lugt der rechte Fuß hervor, was häufig bei ‚Schönen Madonnen' anzutreffen ist. Dadurch wird die Eleganz unterstrichen.
Der Haaransatz weist deutlich in die Spätgotik, auch der Kopf des Kindes, wobei das Kind wegen seiner exponierten Lage häufig verletzt wurde und deshalb nicht selten nachgeschnitzt wurde. Ungewöhnlich ist die Figur des Vogels, die das Kind in der Hand hält.
Die Gesamtfigur ist ansprechend gefasst. Besonders auffällig ist die großartige Faltengestaltung, die auf einen begabten Künstler hindeutet und besonders auch unterhalb des Kin-








des deutlich hervortritt.
Theologisch will die weite und aufwendige Gestaltung der Figuren auf die ‚Fülle' Marias hindeuten. Ihre Schönheit mag auf ihre Bedeutung für die Heilsgeschichte verweisen."

Die Kunsthistorikerin Dr. Ursula Clemens-Schierbaum aus Bergisch Gladbach führt in ihrem Gutachten vom 10. Oktober 2008 aus:

„Beschreibung:
Unter einem Baldachin steht Maria als Himmelskönigin und Gottesmutter auf einer nach oben gebogenen Mondsichel. Auf ihrem linken Unterarm sitzt das nackte Jesuskind. Seine Beine sind leicht übereinander gekreuzt, was in der christlichen Symbolik ein Hinweis auf den bevorstehenden Kreuzestod Jesu verstanden wird. In seinen Händen hält Jesus einen Stieglitz, der in der christlichen Symbolik ebenfalls ein Hinweis auf die Passion Christi ist, weil der Stieglitz (= Distelfink) eine Vorliebe für Disteln hat. (Ich habe bei meinen Nachforschungen keine weitere Strahlenkranzmadonna mit einem Stieglitz haltenden Jesuskind gefunden. Diese Variante scheint für eine Strahlenkranzmadonna etwas Seltenes zu sein, häufiger ist der segnende oder die Weltkugel haltende Gottessohn.)
Marias und auch Jesu Körperhaltung wirken starr und unbeweglich. Unter dem goldenen Mantel ist Marias Körperhaftigkeit kaum wahrnehmbar. Das Mantelende, das über Marias rechtem Unterarm aufliegt, bildet vor der linken Körperseite der Gottesmutter große Schüsselfalten. Marias rechte Hand wirkt teigig, gelenklos, ein wenig so, als wüsste Maria nicht so recht, wohin damit, so ohne Zepter und bis zur Umarmung ihres Sohnes reicht die Geste





auch nicht. Maria und Jesus haben beide einen vollen Gesichtstyp mit hoher etwas breiter Stirn und hohem Haaransatz. Bei Jesus liegen die Haare fast wie eine Kappe an, die Ohren bleiben frei. Beide Gesichter haben mandelförmige blaue Augen, die einen Punkt vor ihnen zu fokussieren scheinen. Schmale leicht geschwungene Linie bilden die Augenbrauen. Die Nasen sind schmal. Klein und kugelförmig sind die Kinne gebildet.
Während Jesu Kopf fast ohne Hals auf den Schultern ruht, wird Marias Gesicht durch eine leichte Doppelkinnfalte abgerundet, bevor der Kopf in einen stämmigen Hals übergeht. Weiche gewellte Haarsträhnen umrahmen Marias leicht nach vorne links zu Jesus hin geneigten Kopf. Der Haaransatz ist durch die Krone verdeckt.

Fassung:
Gold für Krone, Haare (Maria und Jesus), Gewand, Schuhe, Strahlenkranz und Altarschnitzerei – göttliche Farbe, Licht.
Blau für Hintergrund gilt als Farbe des Himmels, symbolisiert die Transzendenz; auch vermittelnde Farbe zwischen Himmel und Erde (traditionell trägt Maria als Himmelskönigin einen blauen Mantel).

Bildtyp:
Strahlenkranzmadonna oder Mondsichelmadonna; Muttergottes steht auf einer Mondsichel und trägt das Jesuskind auf ihrem Arm.

Bedeutung/Herleitung:
Apokalyptische Frau in der Offenbarung des Johannes, 12,1: ‚Dann erschien ein großes Zeichen am Himmel: eine Frau, mit der Sonne bekleidet; der Mond war unter ihren Füßen und ein Kranz von zwölf Sternen auf ihrem Haupt'.
Die Sonne wird durch den Strahlenkranz dargestellt, der Mond als Mondsichel, auf den Maria ihren Fuß stellt (in der Zeit der Türkenbedrohung im 15 Jh. oft auch als nach unten gekehrtes rundes ‚osmanisches' Gesicht); die 12 Sterne symbolisieren die 12 Stämme Israels, die wie in Eisbach auch als Rosen im Rankwerk




















der Altarschnitzerei dargestellt werden können; Maria ist durch die Krone zugleich auch als Himmelskönigin dargestellt.

Vorkommen:
älteste bildliche Darstellung aus 12. Jh.; älteste Holzplastik 14. Jh.; Verbreitung auch durch Kupferstiche z. B. Meister E. S. 2. H. 15. Jh. und Albrecht Dürer (1471-1528); häufiger Bildtypus des 14. und 15. Jh.

Verbreitung:
Es gibt im 15. Jh. v. a. im Rahmen von Altarstiftungen einige Strahlenkranzmadonnen/Mondsichelmadonnen im Nürnberger Raum, die stilistisch - nach dem Tod des Albrecht Dürer Lehrers Michael Wolgemut - aus Ulm (Hans Multscher) und Straßburg (Nicolaus Gehaert) beeinflusst wurden. Nach Vergleichen würde ich die Eisbacher Madonna eher in die 2. H. des 15. Jh. datieren. Im fränkischen Raum muss es noch einige dieser kleinen Baldachinaltäre mit Marienbildnissen geben.“

Burkard Severin







Sommerzeck

Sommerzeck, he en Isbich es Sommer.
Jetz em Juli, do witt et schwer warm.
Mir setze em Schatte un dohn uns nur langsam bewege,
all Hönk un Katze hann sich vertrocke.

De Löck senn am schwetze un müsse vell drenke,
Dä janze Dach Wasser on Ovens och ens en Pils.
Och en de Nach witt et kaum kähler.
Die Hetz treff' uns besonders he ovve en Isbich.

Us Katz fänk kenn Mühs mie, de Frösch dohn net quake,
die Heuschrecke springe nur paar Zentimeter huh.
Der Glühwörmche witt et zo warm beim Löchte.
Ich wär su fruh, wenn et endlich rääne dät.

Dat Korn op de Felder witt langsam rief un jäll.
Bahl komme die Mähdrescher un packen die Froch,
un de Köh käue langsam un jänn wennich Melech.
Derweil setze mir ongerm Kirschboom un singe:
Summertime …

Franz Buhr





„Lück, wo me stolz drop sin"
– herausragende Eisbacher



Die Grabstätte von Prälat Peter Buchholz

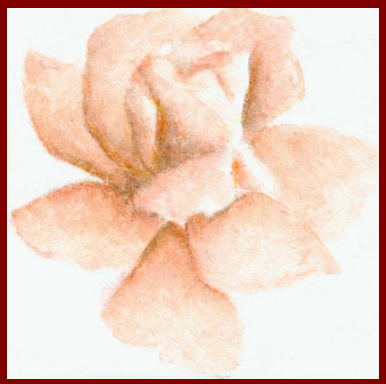
















Prälat Peter Buchholz



Prälat Peter Buchholz ist der berühmteste Sohn von Eisbach. Zeit seines Lebens war er seiner Heimat sehr verbunden. „*D'r Prälat*" wird er noch heute von älteren Eisbachern liebevoll, aber auch voller Achtung genannt.

Am 31. Januar 1888 wurde er im Hause Eisbacher Straße 43 geboren. Er war das vierte von neun Kindern des Schreiners und Bauern Peter Josef Buchholz und seiner Frau Anna Christine, geborene Gratzfeld.

Nach der Volksschule in Oberpleis wechselte er mit Schuljahresbeginn 1898 zum Königlich-Preussischen Gymnasium in Neuss, das heute Quirinus-Gymnasium heißt.

Nach bestandenem Abitur studierte er von 1907 bis 1910 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn Katholische Theologie. Das letzte Jahr seiner Ausbildung verbrachte er im Kölner Priesterseminar.

Am 10. August 1911 wurde Peter Buchholz im Kölner Dom zum Priester geweiht. Zehn Tage später feierte er seine Primiz in der Eisbacher Kapelle. Das war nicht nur ein Fest seiner Familie, sondern des ganzen



Peter Buchholz (unten zweiter von rechts) in der Studentenverbindung Sugambria



Primiz von Peter Buchholz am 20. August 1911, Begrüßung durch die Pfarrgemeinde am Ortseingang von Oberpleis in Niederbach






Dorfes und auch der Pfarrgemeinde Oberpleis. Kurz darauf trat er in der Pfarrgemeinde St. Antonius in Essen seine erste Stellung als Kaplan an. Dort erlebte er den Beginn des Ersten Weltkrieges, der in seinem Leben einen tiefen Einschnitt bedeutete.

Im Januar 1915 wurde Peter Buchholz Feldgeistlicher und im August desselben Jahres zum Divisionspfarrer ernannt. Am 1. Januar 1916 musste er erstmals einen jungen, wegen Fahnenflucht zum Tode verurteilten Soldaten zur Hinrichtung begleiten. Am nächsten Tag schreibt er: „*Fast den ganzen Tag nichts getan, da körperlich und seelisch müde und abgespannt von der Arbeit der letzten Zeit, den Eindrücken von gestern.*“



Peter Buchholz als Divisionspfarrer im 1. Weltkrieg 1914/18

Seine Einheit, die 77. Reserve-Division, lag bis zum April 1918 östlich des nördlichen Ostpreußen im Gebiet von Riga, Dünaburg, Wilna und Minsk, wurde aber dann nach Nordfrankreich in das Gebiet um Amiens verlegt. In einem Dienstzeugnis heißt es, dass Peter Buchholz den Divisionskommandeur bat, „*die Truppen in den Kampf begleiten zu dürfen, weil, wie er betonte, der Geistliche dahin gehöre, wo die Leute sterben. Nach meiner gerne erteilten Zustimmung war er dann tagelang in allervorderster Linie tätig, furchtlos an den gefährdetsten Stellen den Sterbenden und Verwundeten beistehend. Für diesen Beweis freiwilliger Hingabe und die gute Einwirkung auf die schwer leidende Truppe habe ich ihm dann nach eingehendem Bericht der beteiligten Truppenkommandeure das Eiserne Kreuz I. Klasse verliehen.*" Peter Buchholz war ein mutiger Mann.

Nach Kriegsende war er zunächst Kaplan an St. Gertrud in Neuss und Religionslehrer an einer dortigen Mädchenrealschule, bis er 1926 in die Untersuchungshaftanstalt Essen zum Gefängnispfarrer berufen wurde.

Die Gefängnisseelsorge wurde nach der Machtübernahme durch die Nationalsozial-

isten immer schwieriger. Daher war Peter Buchholz aktiv beteiligt bei der Gründung der „Katholischen Reichsarbeitsgemeinschaft für Gerichtshilfe, Gefangenen- und Entlassenenfürsorge" (KRAG), deren Vorsitzender er später wurde. Dadurch wurde auch sein großes soziales Engagement deutlich.

Nach zwei Jahren – 1941 bis 1943 – Dienst im Strafgefängnis Düsseldorf-Derendorf wurde Peter Buchholz auf eigenen Wunsch in das Berliner Hinrichtungsgefängnis Plötzensee berufen. Dazu gehörte Mut. Er trat seinen Dienst am 17. Mai 1943 an.

Plötzensee, damals für rund 1400 Gefangene eingerichtet, sah monatlich über 100 Hinrichtungen, ein Ort des Grauens. Bereits wenige Monate nach seinem Dienstantritt in Berlin erlebte Peter Buchholz eine Massenhinrichtung. Weil das Gefängnis durch Bomben stark beschädigt und auch die Guillotine zerstört worden war, sollten in einer Nacht über 300 Todeskandidaten gehängt werden.

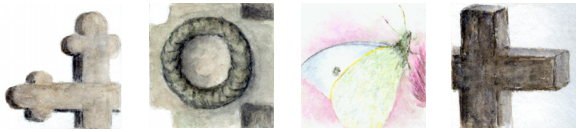
Viktor von Gostomski, sogenannter Kirchenkalfaktor, einer der wenigen Überlebenden von Plötzensee und Peter Buchholz bis zu seinem Tod in Freundschaft verbunden, schreibt darüber: „*Immer trösten, immer aufrichten, immer Mut zusprechen, bei den Hinrichtungen zugegen sein – nur ein Mann von der Seelengröße eines Peter Buchholz vermochte dieser Beanspruchung standzuhalten. Einmal freilich erlebte ich, es war in der Nacht des 3. September 1943, den physischen Zusammenbruch des Priesters. In dieser*



Silbernes Pristerjubiläum 1936, Peter Buchholz mit seiner Familie

Nacht liquidierten die Henker nicht weniger als 186 Todeskandidaten! Diesem Inferno, da selbst die Henker streikten, war auch ein Peter Buchholz nicht gewachsen."

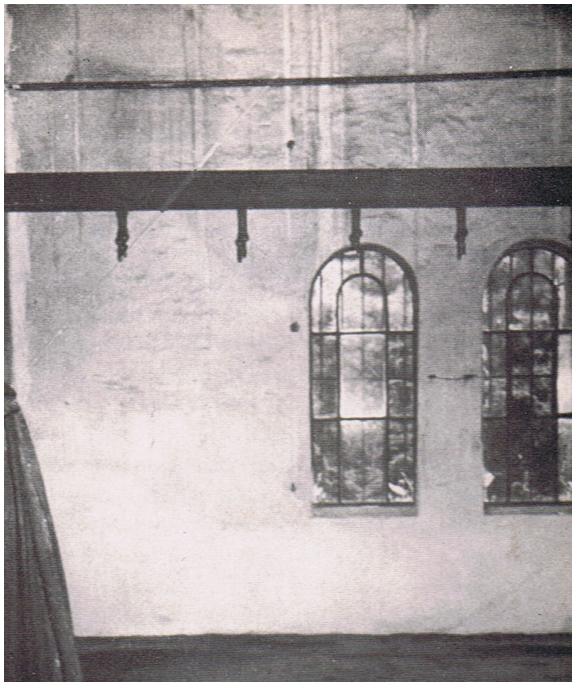
Nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 wurden die unmittelbar Beteiligten sofort standrechtlich erschossen. Andere führende Beteiligte wurden in Plötzensee hingerichtet. Darüber schreibt Viktor von Gostomski: „*Zu den normalen seelsorglichen Verpflichtungen des Priesters trat die Betreuung der vielen Todeskandidaten, die Peter Buchholz ein Höchstmaß an seelischer Kraft abforderte. Noch heute sehe ich ihn wie ein Reh die Gefängnisstufen hinuntereilen, um sich hinter einer Säule zu verbergen und den Männern des 20. Juli aus der Ferne die Generalabsolution zu spenden, als man sie in den Hinrichtungsschuppen führte. Der ‚Füh-*





Halle des Hauses IV in Plötzensee. In den Zellen erwarteten die zum Tode Verurteilten den Henkertod. Hier feierte Peter Buchholz häufig die heilige Messe, damit auch jene der Feier folgen konnten, die hinter verschlossenen Zellentüren am Gottesdienst nicht teilnehmen durften.

rer' hatte ja jegliche Seelsorge an diesen Todeskandidaten verboten."



Hinrichtungsraum in Plötzensee. An den Haken der Eisenschiene fanden unzählige Gegner des Nationalsozialismus den Tod.

Bei der Begegnung mit den Todeskandidaten erinnerte sich Peter Buchholz immer wieder an ein Wort des heiligen Augustinus: „*Schau die Gefängnisse an! Sie sind angefüllt mit Menschen, die zum Tode verurteilt sind. Man glaubt nur Verbrecher zu finden, doch sieh', es sind nur Heilige.*" Und er fährt fort: „*Wenn ich mich frage, wie ich in zwei Jahren Tausend zur Hinrichtung habe führen können, dann werden wir diese Antwort erhalten: Bei allem blutigen Grauen dieser furchtbaren Jahre war es für den Seelsorger auch die*

schönste Zeit. Wir sind Helden und Heiligen begegnet, die man nur an den Pforten der Ewigkeit findet."

Über die letzten Kriegstage schreibt Viktor von Gostomsky: „*Peter Buchholz verließ seine Gefangenen auch dann nicht, als die Russen 1945 in Berlin einzogen, wie sehr man ihm auch die Flucht angeraten hatte. ‚Ich kann und darf das Haus nicht verlassen', hat er damals gesagt, ‚denn hier ist meine Gemeinde'.*"
Ein russischer Offizier, dem Pfarrer Buchholz zum Verhör vorgeführt wurde, sagte zu dem erstaunten Priester, der alles andere erwartet hatte: „Wir haben viel Gutes von Ihnen gehört. Kann ich etwas für Sie tun? Haben Sie Hunger? Und haben Sie weitere Wünsche?"

Als am 17. Mai 1945 der sowjetische Stadtkommandant von Berlin, Generaloberst Bersarin, den eingesetzten neu gebildeten Magistrat vorstellte, war darunter Peter Buchholz als Leiter einer Abteilung "Beirat für kirchliche Angelegenheiten" zu finden. In der Ernennungsurkunde drückte der Oberbürgermeister Dr. Werner aus, "dass der Ernannte sich stets der hohen Pflicht bewusst bleibt, Mitstreiter zu sein gegen die Willkürherrschaft hinter uns liegender Tage und Mitarbeiter beim Wiederaufbau einer neuen, freien und glücklichen Stadt." Einige Monate später ernannte ihn der Bischof von Berlin, Konrad von Preysing, zum Ehrendomherren an der St.-Hedwigs-Kathedrale.



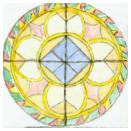
Peter Buchholz (unten links) bei einer Feier des Berliner Magistrats



und mit dem Berliner Bischof Konrad von Preysing

Auch an den Gründungsversammlungen der Berliner CDU nahm er teil. Gleichwohl zermürbten ihn die ständig schärfer werdenden Konflikte zwischen den Kommunisten mit






der „Gruppe Ulbricht" und den übrigen Parteien, sodass er im November 1946 auf eigenen Wunsch aus dem Magistrat ausschied, von Kardinal Josef Frings in sein Heimatbistum Köln als Leiter der "Konferenz der katholischen Strafanstaltsseelsorger" und als Gefängnispfarrer nach Düsseldorf zurückgerufen.

Peter Buchholz hat seine Erlebnisse in Plötzensee in vielen Radioansprachen und Vorträgen oft mit der Überschrift „Helden und Heilige unserer Tage" geschildert.
Er hielt die erste Morgenandacht im Berliner Rundfunk nach dem Krieg. Hunderte Briefe von Angehörigen der Häftlinge, die in Plötzensee hingerichtet worden waren, bemühte er sich zu beantworten.

Nach fünf Jahren in Düsseldorf schied er 1953 aus dem Justizdienst aus und trat in den Ruhestand. Im Jahr zuvor hatte ihn Papst Pius XII. zum Päpstlichen Hausprälaten ernannt. Er wurde mit dem Verdienstkreuz des Bundesverdienstordens ausgezeichnet, und zum 70. Geburtstag 1958 wurde ihm das große Verdienstkreuz verliehen.

Im August 1961 konnte Peter Buchholz sein Goldenes Priesterjubiläum feiern. Es war ein großes Dorffest in Eisbach, aber auch Oberpleis feierte mit. Aus diesem Anlass verlieh ihm der Bürgermeister von Oberpleis, Anton Weber, den Ehrenbürgerbrief der Gemeinde.

Am 4. Mai 1963 starb Peter Buchholz in Bonn unerwartet im Alter von 75 Jahren.



Peter Buchholz bei einem seiner vielen Vorträge über die „Helden und Heiligen unserer Tage“

Oberpleis erlebte wohl kaum einmal eine solche Beteiligung an einer Beerdigung wie am 9. Mai 1963, als Peter Buchholz zu Grabe getragen wurde. Aus allen Teilen der Bundesrepublik waren Menschen gekommen. Vor dem Eingang der Pfarrkirche von Oberpleis lagen viele Kränze, unter anderem von Bundeskanzler Konrad Adenauer, vom Justizminister des Landes Nordrhein-Westfalen,





Durch das ganze Dorf von seinem Haus bis zur Kapelle führt ein aus gefärbtem Sägemehl und bunten Blüten gestalteter Teppich, für den Christine und Gerhard Pohl die Schablonen gefertigt haben. Beim Ausschmücken helfen alle aus dem Dorf mit.



Nicht einmal der Jubilar hat den schönen Teppich betreten



Goldenes Priesterjubiläum am 19. August 1961 mit seinen Schwestern Katharina (Trinchen), Agnes (Schwester Cyrilla) und Christine (Stinchen)









vom Domkapitel in Berlin und vom Magistrat. Im Namen der ehemaligen Häftlinge von Plötzensee sprach Freiherr von Lüninck, einer der wenigen Männer des 20. Juli, die dem Tod entgangen waren.

Nach der Begräbnismesse geleitete eine unübersehbare Menschenmenge den Verstorbenen nach Eisbach. Der letzte Wunsch von Peter Buchholz war es, neben seiner von ihm so geliebten Kapelle beerdigt zu werden. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt.

Die überlebensgroße Figur des auferstande-



Begräbnismesse in Oberpleis



Prozession nach Eisbach



Beerdigung neben der Kapelle

nen Jesus Christus über seinem Grab ist ein Werk des Bildhauers Josef Krautwald aus Rheine in Westfalen. Der Auferstandene war der Mittelpunkt seines Glaubens. Ihn hat er den Menschen, vor allem den Strafgefangenen, unter ihnen viele zum Tode Verurteilte, glaubwürdig verkündet.

Werner Buchholz

Peter Buchholz' erste Morgenandacht im Berliner Rundfunk nach dem II. Weltkrieg



Der auferstandene Jesus Christus über dem Grab von Peter Buchholz

Die erste katholische Morgenfeier nach Kriegsende wurde am 22. Juli 1945 von Pfarrer Peter Buchholz, dem Leiter des Beirats für kirchliche Angelegenheiten beim Magistrat von Groß-Berlin, gehalten und über den BERLINER RUNDFUNK ausgestrahlt. Pfarrer Buchholz war in der NS-Zeit Gefängnisseelsorger in Berlin-Plötzensee gewesen und hatte vielen Opfern der Nazi-Justiz vor der Hinrichtung beigestanden.

1947 gestaltete der damalige Leipziger Propst Dr. Otto Spülbeck die erste katholische Morgenfeier im SENDER LEIPZIG. Seit 1954 werden von Radio DDR I an jedem Sonntag und Feiertag über Mittelwelle und UKW in der Zeit von 7.30 bis 8.20 Uhr kirchliche Morgenfeiern ausgestrahlt. Gemäß einer zwischenkirchlichen Absprache wurde der Proporz von drei zu eins für die evangelischen und katholischen Morgenfeiern festgelegt. So werden im Jahr 18 katholische Morgenfeiern ausgestrahlt, für die hohen Festtage hat sich ein abwechselnder Turnus herausgebildet.

Katholische Morgenfeier am 22. Juli 1945

8.15 Uhr. Reichssender Berlin

1. Orgelvorspiel
2. In tiefem Dunkel
   Sonett von Reinhold Schneider






3. Kyrie eleison Palaestrina
4. Jesus weint über Jerusalem
   Evangelium des Sonntags (Lk 19,41-47)
5. Sanktus Palaestrina
6. Ansprache:
   Pfarrer B u c h h o l z
   „D e n k e t u m !“
7. Benediktus Palaestrina
8. Wenn Du Dein Herz bereitest
   Worte der Schrift
9. Agnus Dei Palaestrina
10. Orgelausklang

Mitwirkende:
Domchor St. Hedwig
Dirigent: Dr. Karl Forster
Orgel: Ahrens
Sprecherin: Franziska Fiege

„D e n k e t u m !“
von Pfarrer Peter Buchholz.

Es ist eine denkwürdige Stunde, in der wir unsere sonntäglichen Morgenfeiern im Zeichen der neu gewonnenen religiösen Freiheit wieder aufnehmen dürfen. Wieder tragen die Ätherwellen Glockengeläute und Orgelklänge und ernsten Choral über Stadt und Land, hinein in die aufhorchende Seele friedehungriger Menschen, wie eine Frohbotschaft aus einer Welt, die wie verbrannt und versunken schien. Und wenn ein Geistlicher im Rahmen dieser Feier wieder sprechen darf, wovon könnte er da anders sprechen, als von Gottes Wort. Was könnte ich heute anders tun, als Christi Wort Euch deuten aus dem Evangelium des heutigen Sonntags: Wenn Du es doch erkannt hättest und zwar an Deinem Tage, was Dir zum Frieden dient. – Und Christi Forderung an uns aus diesen Worten heißt nichts anderes als: L e r n e t u m ! M e t a n o e i t e , d e n k e t u m !

Als die letzte Morgenfeier sonntags über den Deutschen Sender ging, da klang sie bereits in ein von den Chorälen des Satans erfülltes Land hinein. Da heulten die Granaten und zogen die Todesvögel ihre Kreise, da loderten die Brände und Bomben zerbarsten, und unter den Trümmern stöhnten und bluteten und starben wehrlose Menschen. Und doch träumte noch ein verführtes Volk überhebliche und verwegene Träume von einer goldenen Zukunft, die seine Führer durch brutale Gewalt herbei zu zwingen sich vermaßen. Nur wenige Menschen, die sich unter dem blasphemischen Lärmen jener Tage ihre Seele rein erhielten, sahen damals die Flammenschrift aufleuchten über dem Himmel unseres Landes. Gezählt sind deine Tage, gewogen bist du und zu leicht befunden, geteilt wird dein Reich. Nur wenige spürten die apokalyptischen Reiter herankommen, um Gericht zu halten, so wie die Jünger nicht verstanden, wie der Heiland bittere Tränen weinte beim Anblick nicht eines zerstörten Jerusalems, sondern vor dem Bilde dieser glänzenden Stadt in ihrem Reichtume und

ihrer Größe. Wenn die Israeliten auf ihren Pilgerzügen sich der heiligen Stadt näherten und sie auf einmal von der Höhe des Ölbergs vor sich sahen, im Schimmer ihrer weißen Paläste mit dem ragenden Tempelbau aus Marmorquadern, wie für die Ewigkeit aufgetürmt, mit goldenen Zinnen und Kuppeln, da brachen sie immer aufs Neue in Heilrufe aus. Und Christus weint! Und doch ist niemals in den Jahrhunderten an dieser Stelle einer gestanden, dessen Liebe zu seinem Volk größer gewesen wäre, als die Liebe des Mannes, dessen Augen nicht vor Freude leuchteten, sondern sich mit Tränen füllten. Wenn doch du es erkannt hättest ---!
Doch du hast nicht gewollt. – Es werden Tage kommen, an denen deine Feinde dich ringsum einschließen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern und werden in dir keinen Stein auf dem anderen lassen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast. Die Tage kamen mit all ihrem Schrecken und Grauen, und es kam das Gericht und das Ende für ein verblendetes Volk.

Der Heiland weint! Ob die Tränen auch unserem Volke galten, unserem Land und Volk, das mit verblendeten Heilrufen einem Menschen zujubelte wie einem Gott, einem Manne, der sein Reich glaubte für tausend Jahre sichern zu können mit Gewalt und Blut? Wenn du es doch erkannt hättest! Und dann kam das Ende, kam das Gericht. Noch steht das Grauen dieses Gerichtes in euren Augen. Unsere Zunge ist noch wie gelähmt, keines Menschen Wort vermag noch all das auszusprechen, was an Schrecken und Entsetzen durch unsere Seelen ging. Die Kriegsfurie raste, Millionen wurden durch den Wahnsinn e i n e s Mannes in den sicheren Tod gehetzt. Die Hölle von Stalingrad verschlingt Hunderttausende. In den Steppen Russlands deckt der Schnee barmherzig wie ein Leichentuch die in Frost und Tod Erstarrten. Im fernen Afrika ragen aus dem Wüstensand die Kreuze auf den Gräbern der Gefallenen wie still mahnende Finger zum Himmel auf. Und in der Heimat warten und weinen die Mütter und werden junge Frauen zu Witwen und Kinder zu Waisen. Und auch in der Heimat ist der Krieg. Frauen und Kinder sterben, es sterben Tausende unter Fron und Peitsche in den Lagern, es stirbt das Recht, es stirbt die Liebe. Es sterben Städte und Dome, und es stirbt ein Land.

Wie in ein Meer von Leid sind wir getaucht. Jeder Weg, den wir gehen, ist mit Bitterkeit gefüllt. Mancher wagt in der Verzweiflung seines Herzens kaum noch die Blicke zu erheben, um zu sehen, ob nicht irgendwo ein Hoffnungsstern ihm leuchte. Und doch ist Gott noch da! Ob Ihr, meine andächtigen Hörer und Hörerinnen, es wisst und spürt? Ob Ihr auch in den Stunden der Verzweiflung festgehalten habt am gläubigen Vertrauen auf den Vater im Himmel? Wohl liegt seine






Hand jetzt schwer auf uns, aber wir wissen, dass es die segnende Hand des Vaters ist. In den Trümmern unserer Stadt, die ungezählte Tragödien unter sich bergen, die das Geheimnis fluchwürdiger Schuld, aber auch herrlichen Opfersinns und erschütternder Seelengröße bewahren, in diesen Trümmern finden wir die tragische Straße zur Wahrheit und zum Heile unseres Volkes. Sooft wir in den vergangenen Jahren das Evangelium des heutigen Sonntags hörten, mussten wir da das Wort des Herren nicht persönlich an uns gerichtet fühlen: „O, dass du es doch erkenntest an diesem Tage, was dir zum Frieden dient." Oder haben auch wir geglaubt, dass Gott auf der Seite von Menschen sein könnte, denen so wenig daran lag, auf Gottes Seite zu stehen? Und wenn du dich irrtest und verzweifelt warst – heute muss es auch der Letzte von uns sehen: nur der hat eine wahre Liebe zu seinem Volke, der seinem Mitmenschen mit brennendem Herzen wünscht, dass er sein Heil finde in Gott! Mit so brennendem Herzen, dass er versteht, wie in das ernste Antlitz des Erlösers Tränen des Mitleids kommen konnten, als er auf das verblendete Treiben der Menschen blickte.

Das Heil in Gott! Und Gott wir finden auf allen Wegen, die uns zu unseren Mitmenschen führen, ehrlich, verstehend, verzeihend, helfend! Blicken wir einander an, wie Not und Tod uns gezeichnet haben. Wie wir alle unsäglich daran leiden, dass unsere Heimat zerstört ist, unsere Familien zerrissen, unsere Söhne verblutet, dass wir in Schmach gesunken sind, dass es kein Recht mehr gab und die Gewalt regierte und Unschuldige zu Mitschuldigen machte.

Ja, blicken wir einander an! Nie ist der Heiland uns so oft begegnet in den Straßen unserer Stadt, wie heute. „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan." Oder siehst du nicht die Tausende, die durch unsere Stadt ziehen mit wunden Füßen und wehen Schultern und wehen Händen, mit denen sie ihr bisschen Habe ziehen, die alten Männer und die von Gram gebeugten Frauen mit dem erloschenen Blick in ihren Augen, mit denen sie ihre verlorene Heimat suchen? Siehst du die Mutter, deren Brust dem vor Hunger weinenden Kinde kaum mehr Nahrung gibt? Und wenn du auch im Keller wohnst oder wenn dir nur e i n Raum geblieben ist in deinem halbzerstörten Haus, du bist immer noch reicher wie die Armen, die nicht wissen, wo sie morgen Obdach finden für die Nacht. Und wenn deine mitleidige Hand ihnen ein Stück Brot gibt, dann darfst du gewiss sein, dass Gott d i r auch die Bitte erfüllt, die nach der Brotbitte kommt: Vergib uns unsere Schuld! Denn wir sind auf dem Wege zu Gott, und wir, die wir am meisten von allen Völkern an die Gewalt geglaubt haben, machen als erstes Volk auch ernst mit dem kühnen Glauben an die waffenlose Liebe. Ja, möchten wir doch,

unser Volk besonders, für alle Menschen mitgelernt haben, dass der Hass die Welt zur Hölle macht, dass rohe Gewalt sich immer rächt, dass n u r die Liebe die Menschen wirklich erlöst! Und lernen müssen wir auch: es genügt nicht, dass der Mensch satt ist und gesund, und dass ein Volk ein stolzes Reich besitzt. Wenn der Krieg und die Niederlage e i n e n Sinn für uns haben sollen – und wir müssen diesen Sinn erkennen, sonst können wir niemals unser Schicksal tragen – wenn also Gott durch die Not der Zeit ein Wort zu uns spricht, dann ist es dieses: was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber Schaden litte an seiner Seele! Und: was kann dem Menschen der Verlust seines Glückes in der Welt schaden, was kann ihm der Verlust seines Lebens antun, wenn er nur die Verbindung mit Gott behält.

In diesen Tagen muss ich in heiliger Ehrfurcht denken an die Männer des 20. Juli, deren Kerkerhaft und Sterben ich nahe sein durfte, an einen GROSS und LETTERHAUS, Graf MOLTKE und den Jesuitenpater DELP und die anderen alle. Die brennende Liebe zu ihrem Volke ließ sie das Opfer ihres Lebens bringen, und bis aufs Tiefste erschütternd groß waren sie auf ihrem Weg in den Tod. Denn mit einer heiligen Kraft aus einer anderen Welt erfüllte sie die Gewissheit, dass ihr Sterben aus Liebe zu Heimat und Volk sie führe zu Gott.
Vor kurzem habe ich bei einem gottbegnadeten Künstler die Entwürfe gesehen zu einem Totentanz dieses Weltkrieges, die mich bis ins Innerste aufgewühlt und erschüttert haben: der Tod, der seine Opfer holt mit den Mordwaffen dieses Krieges, mit Maschinengewehr und Bombenwurf, im Nahkampf und im lodernden Brand der Städte, oder mit dem Galgen des Volksgerichts: ein Bilderbuch des Grauens, in das die Welt hineinsehen muss, um zu verstehen, was Christi Tränen bedeuten. Wenn sie es versteht, wenn sie gelernt hat umzudenken in Letztem und Ewigem, nur dann dürfen wir hoffen, dass die apokalyptischen Reiter abziehen und Gott ihnen nachfolgen lässt den Engel des Friedens.

Und d a n n, Deutsches Volk, haben deine Söhne nicht umsonst gelitten. Wenn du dein Reich durch die Kriegsfaust bis an die Grenzen der Erde erweitert hättest, und wenn du statt in Trümmern zu hausen, jetzt in allen Palästen der Welt gebieten könntest, es wäre nicht Wert gewesen d a f ü r einen einzigen deiner hoffnungsfrohen Söhne zu opfern. Aber wenn du an diesem deinem Tage erkennst, was dir zum Heil dient, dann wirst du in deiner Armut finden, was du in deinem Glanze nie gefunden hättest: statt der Tränen, die dein Erlöser über dich geweint hat, wird er ein achtfaches „S e l i g“ über dich sprechen. Denn kein anderes Volk der Erde wird wie du heute durch die Bergpredigt gerufen.

Amen!






Ein Priester und ein „Onkel"

- so erlebte ich Pastor Franz Weber



Im Kapitel „Traditionen und Bräuche" erfährt man, dass Eisbach kein Wohngebiet war, sondern ein Dorf der Landwirtschaft. Umso erstaunlicher ist es, dass aus den Familien der Landwirtschaftbetreibenden insgesamt 18 Personen hervorgegangen sind, die ihren Glauben an Gott zum Beruf gemacht haben. Sei es, dass sie Priester geworden sind, oder aber den Weg der Ordensschwester gegangen sind. Und da Eisbach nicht gerade ein großes Dorf ist, war auch jeder irgendwie miteinander verwandt (was die Abbildung auf der nächsten Seite verdeutlicht).

Einer von diesen ist Pastor Franz Weber. Man fragt sich vielleicht nun, weshalb ich ihn ausgerechnet nenne. Und das aus gutem Grund. Die Antwort ist ganz einfach: Über ihn kann ich so viel schreiben, da ich mit ihm groß geworden bin.

Onkel Franz, wie er sowohl von uns damaligen Kindern aber auch von den Erwachsenen genannt wurde, ist am 09.11.1918 in Eisbach geboren als eines von 12 Kindern des Ehepaares Wilhelm und Anna Maria Weber, geborene Könsgen, die den Hof der Eisbacher Straße 33 bewirtschafteten.

Er besuchte ab 1925 die katholische Volksschule in Oberpleis, wechselte 1930 auf das Gymnasium nach Siegburg, welches er im Jahr 1938 mit dem Reifezeugnis verließ. Vom 04.04.1938 bis zum 25.10.1938 absolvierte er den Arbeitsdienst und begann im Wintersemester 1938/39 mit dem Studium der Katholischen Theologie in Bonn.



Von links stehend: Peter, Traudchen, Franz, Helene Thiebes geb. Weber, Johann, Bernhard;
sitzend: Wilhelm junior, Wilhelm senior, Heinrich Weber.

1939 führte er das Theologiestudium in Paderborn bis 1940 fort, ehe er am 19.04.1940 bis zum 30.06.1945 zum Kriegsdienst einge-






zogen wurde und in Polen, Frankreich wie auch in der Tschechoslowakei den Dienst an der Waffe verrichtete.

Nachdem er aus dem Krieg zurückgekehrt war, setzte er sein Studium ab dem 13.11. 1945 bis 1949 an der Universität Bonn fort.

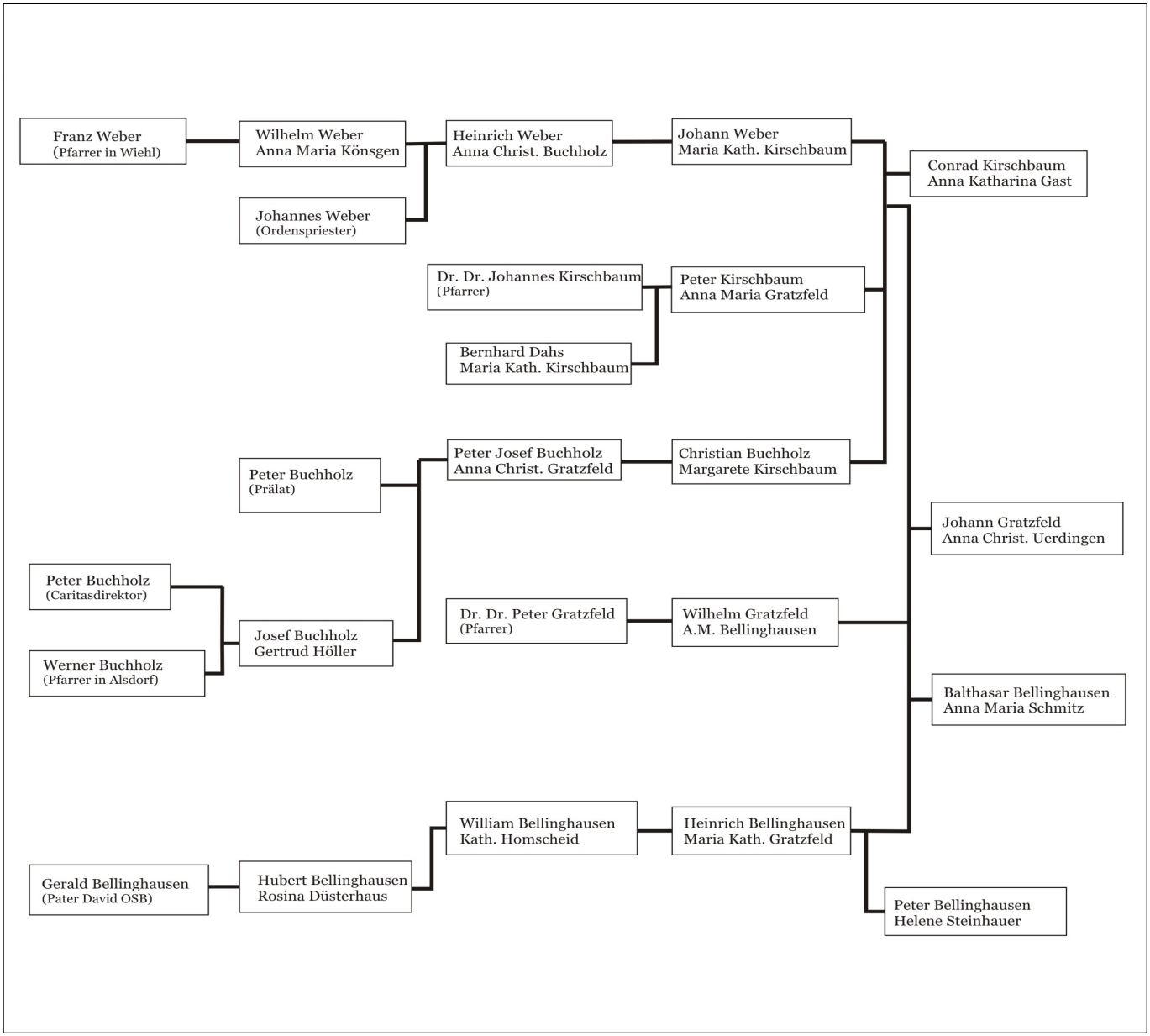
Am 17.07.1949 wurde Onkel Franz in Köln durch Joseph Kardinal Frings zum Priester geweiht, woraufhin er am 24.07.1949 seine Primiz in Eisbach feierte.

Als Kaplan war Onkel Franz ab dem 23.08.1949 in Bad Godesberg-Friesdorf eingesetzt, ehe er am 15.07.1955 als Kaplan nach Wissen versetzt wurde.

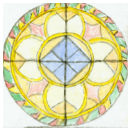
Hier wirkte er bis zum 26.02.1959 und wechselte dann am 27.02.1959 als Pfarrrektor nach Wiehl, wo er schließlich am 15.03.1963



Primiz von Franz Weber am 24.07.1949


Franz Weber
(Pfarrer in Wiehl)
Wilhelm Weber
Anna Maria Könsgen
Heinrich Weber
Anna Christ. Buchholz
Johann Weber
Maria Kath. Kirschbaum
Conrad Kirschbaum
Anna Katharina Gast
Johannes Weber
(Ordenspriester)
Dr. Dr. Johannes Kirschbaum
(Pfarrer)
Peter Kirschbaum
Anna Maria Gratzfeld
Bernhard Dahs
Maria Kath. Kirschbaum
Peter Buchholz
(Prälat)
Peter Josef Buchholz
Anna Christ. Gratzfeld
Christian Buchholz
Margarete Kirschbaum
Johann Gratzfeld
Anna Christ. Uerdingen
Peter Buchholz
(Caritasdirektor)
Josef Buchholz
Gertrud Höller
Dr. Dr. Peter Gratzfeld
(Pfarrer)
Wilhelm Gratzfeld
A.M. Bellinghausen
Werner Buchholz
(Pfarrer in Alsdorf)
Balthasar Bellinghausen
Anna Maria Schmitz
William Bellinghausen
Kath. Homscheid
Heinrich Bellinghausen
Maria Kath. Gratzfeld
Gerald Bellinghausen
(Pater David OSB)
Hubert Bellinghausen
Rosina Düsterhaus
Peter Bellinghausen
Helene Steinhauer








zum Rektorratspfarrer befördert wurde. Bis zum 01.05.1989 war Onkel Franz in Wiehl tätig, bis er dann am 02.05.1989 in den wohlverdienten Ruhestand eintrat und zurück nach Eisbach zog.

Während seiner Zeit als Priester in Wiehl verbrachte er seinen Urlaub – meist in den



JOSEPH
S.R.E. SUB TITULO S.IOANNIS ANTE PORTAM LATINAM
PRESBYTER CARDINALIS FRINGS
MISERATIONE DIVINA ET S. SEDIS APOSTOLICAE GRATIA
ARCHIEPISCOPUS COLONIENSIS
EIUSDEM S. SEDIS LEGATUS NATUS.

Reverendo et in Christo Nobis dilecto Domino

Francisco Weber,
neopresbytero ex Eisbach, paroeciae Oberpleis,

salutem in Domino.

Per praesentes usque ad aliam Nostram ordinationem valituras Tibi, quem subsidiariae animarum curae exercendae idoneum confidimus, officium

vicarii cooperatoris ad S. Servatium

in Godesberg-Friesdorf

committimus, mandantes, ut hoc cum reverentia et obsequio debito fungaris.
Datum Coloniae sub signo sigilloque Nostris anno millesimo nongentesimo quadragesimo nono die 23. mensis Augusti.

+ Jos. Card. Frings
Archiepiscopus Coloniensis.

Jura M 4.50

Ernennungsurkunde zum Kaplan
in Godesberg - Friesdorf

Sommerferien – stets in Eisbach. Doch er machte nicht einen Erholungsurlaub, wie manch ein Arbeitnehmer denkt. Für ihn war es vielmehr eine Herzensangelegenheit, auch während seines Urlaubs Gottesdienste und Messfeiern zu halten.
Ich kann mich sehr gut erinnern, wie in den Sommerferien um 9 Uhr die heilige Messe in

der Eisbacher Kapelle gefeiert wurde. Nicht am Sonntag, wie es vielleicht „üblich“ war, sondern von Montag bis Freitag.

Zugegeben, manchmal war es schon recht schwer, sich zu überwinden, so früh in den Ferien aufzustehen. Dennoch hat man es gern getan. Onkel Franz sah man förmlich die Freude über das Erscheinen jedes einzelnen Besuchers an. Und diese Freude teilte man gerne mit ihm.

Zur damaligen Zeit wohnte ich am Bittweg und von meinem Zimmerfenster konnte ich auf den Weg zur Kapelle schauen. Jedes Mal wenn Messe war, ging Onkel Franz bereits eine Stunde vorher mit seinem aufgeschlagenen Gebetbuch den Bittweg hoch. Er las darin und in seiner rechten Hand hielt er seinen Spazierstock. Wie heißt es so schön: ein göttliches Bild.

Verwunderlich ist die Tatsache, dass ich nie Messdiener in der Pfarrkirche Oberpleis wurde. Den genauen Grund kann ich nicht sagen, aber es war eine Entscheidung, die ich für mich getroffen habe.

Durch Onkel Franz wurde ich freilich Messdiener in Eisbach. Und schon damals war es so, dass bei Onkel Franz kein Unterschied gemacht wurde, ob man ein Junge oder ein Mädchen war, beide durften bei ihm am Altar die Messe dienen. Erst Jahre später wurde dies auch in der Pfarrkirche Oberpleis eingeführt. Man sieht: Eisbach ist eben anders und der Pfarre voraus.



Die Geistlichen v. l. n. r.:
Prälat Peter Buchholz, Primiziant Franz Weber,
Pastor Johannes Wichert

Nicht nur, dass Mädchen und Jungen bei Onkel Franz die Messe dienen durften, machte den Unterschied zu der Pfarre aus. Auch die Messdienergewänder waren anders. Eigens für uns Eisbacher Messdiener hat Onkel Franz Gewänder gekauft, die heute noch in der Eisbacher Kapelle von den Messdienern






getragen werden. Ich habe als Kind immer gedacht, dass ich darin wie ein kleiner Mönch ausschaue.

Legendär waren auch unsere Messdienerausflüge. Mal besuchten wir seine Pfarre in Wiehl, wo wir köstlich bekocht wurden. Oder es ging – und das kam meist vor – mit allen Eisbacher Messdienern in die Pizzeria.

Zur damaligen Zeit gab es in Oberpleis noch keine Pizzeria, sodass wir alle mit Onkel Franzens Opel Kadett nach Bad Honnef, Berghausen oder nach Hennef fuhren.

Dies sind Erinnerungen, an die wir ehemaligen Messdiener gerne zurückdenken. Und ich bin froh, dass es auch heute noch die Messgewänder gibt, die wir schon damals als Kinder trugen. Die Gewänder für die „großen Messdiener“ tragen wir noch heute. So bleibt Onkel Franz für uns lebendig …

Ich hoffe, es klingt nicht makaber, aber bei Onkel Franz hatte man immer den Eindruck, dass es für ihn der schönste Tod sei, wenn er am Altar sterben würde.

Dieser Wunsch blieb ihm jedoch verwehrt. Er starb am 10.05.1996 in Eisbach und lebt seitdem in unseren Erinnerungen weiter.

Thomas Fehlemann



v. l. n. r. Peter und Thomas Fehlemann, Alexander und Simone Weber 1987



Thomas Fehlemann und Alexander Weber am 05.10.2008

Herr, wie Du willst, soll es geschehn,
und wie Du willst, so will ich gehn;
hilf Deinen Willen recht verstehn!

Herr, was Du willst, das nehm' ich hin,
und was Du willst, ist mir Gewinn;
genug, daß ich Dein eigen bin.

Herr, weil Du's willst, drum ist es gut;
und weil Du's willst, drum hab' ich Mut.
Mein Herz in Deinen Händen ruht!

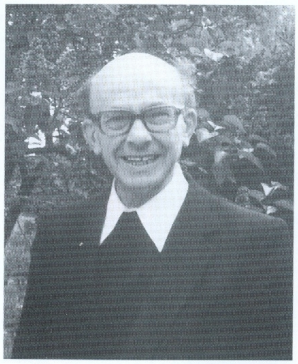
Herr, wann Du willst, dann ist es Zeit;
und wann Du willst, bin ich bereit,
heut und in alle Ewigkeit.

(Lieblingsgebet von P. Rupert Mayer)

Bild: Sieger Köder, Die Blume aus dem toten Stamm
© Rottenburger Kunstverlag VER SACRUM
72108 Rottenburg am Neckar Bestell-Nr. 854 D



Der Totenzettel von Franz Weber

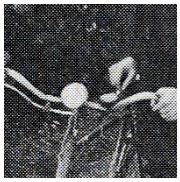


FRANZ WEBER wurde geboren am 9. Nov. 1918 in Eisbach bei Oberpleis als Jüngster von zwölf Geschwistern. Er besuchte die Volksschule in Oberpleis und das Gymnasium in Siegburg. Nach dem Abitur am 3. März 1938 und dem damals üblichen Arbeitsdienst begann er das Studium der Theologie, das jedoch schon im Mai 1940 durch Militärdienst und Kriegsgefangenschaft unterbrochen wurde. Im Oktober 1945 konnte er das Studium wieder aufnehmen. Am 17. Juli 1949 wurde er von Kardinal Joseph Frings zum Priester geweiht. Seine Primiz feierte er am 24. Juli 1949 in Oberpleis.

Er war Kaplan in Bad Godesberg-Friesdorf und in Wissen. Am 27. Febr. 1959 wurde er zum Rektor der wenige Jahre zuvor erst neugegründeten Gemeinde St. Mariä Himmelfahrt in Wiehl ernannt. Seine Aufbauarbeit führte dazu, daß Wiehl am 15. März 1963 zur Pfarrei erhoben werden konnte. Insgesamt wirkte er dreißig Jahre segensreich in dieser Gemeinde, bis ihn eine schwere Krankheit zum Amtsverzicht zwang. So kehrte er im Jahre 1989 in sein Heimatdorf Eisbach zurück. Trotz zunehmender Beschwerden setzte er sich bis wenige Wochen vor seinem Tod im Gottesdienst und in der Seelsorge seiner Heimatgemeinde ein. Er starb im Frieden mit seinem Schöpfer am 10. Mai 1996 in Eisbach.

Wir verlieren in Franz Weber einen guten Menschen und einen glaubwürdigen Priester. Er lebte überzeugend das, was er in Gottesdienst und Predigt verkündete. Seine besondere Liebe galt der Gottesmutter und ihrer Kapelle in Eisbach. Wir zweifeln nicht daran, daß Maria ihn nun bei der Hand genommen hat und ihn in die neue Welt des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes führt.

Schreiben und dichten – Johann Bennerscheid



Johann Bennerscheid habe ich leider nicht mehr persönlich kennengelernt. Aber meine Mutter ist die Nichte seiner Frau Gertrud. Sie wuchs bei den Bennerscheids auf.

Bevor wir die „Jugend- und Schulerinnerungen“, die Johann Bennerscheid in der „Siebengebirgszeitung“ veröffentlicht hat, nachfolgend in vollem Wortlaut wiedergeben, möchte ich Johann Bennerscheid ein wenig vorstellen und auf kleinere und größere Ereignisse des vergangenen Jahrhunderts aufmerksam machen, die für ihn und die Eisbacher bedeutsam waren.

Johann Bennerscheid wurde am 29. Juni 1888 als zweiter Sohn von Wilhelm und Anna Christina Bennerscheid, geborene Dahlhausen, geboren.



Seine Mutter hat Johann nicht kennengelernt, sie verstarb kurz nach seiner Geburt. Auf dem Bennerscheidshof wuchs er auf mit seinem Vater, seinem älteren Bruder und einer Tante, die dem Vater zur Seite stand.

Neben der kleinen Landwirtschaft hatte der Vater eine Werkstatt als Stellmacher und Schreiner und verwaltete die Ländereien des Grafen von Spee in der Oberpleiser Gegend.

Mit seinem Freund Peter Buchholz, der ein direkter Nachbar war, besuchte Johann die Volksschule in Oberpleis. Die Väter von Johann und Peter waren ebenfalls gut miteinander befreundet.





Nach dem Abschluss der Volksschule machte Johann eine Lehre bei der Gemeindekasse Oberpleis. Er blieb jedoch nach der erfolgreich absolvierten Lehrzeit nicht dort, denn sein acht Jahre älterer Bruder war verstorben und der Vater bat Johann, ihn zuhause bei seinen vielfältigen Aufgaben zu unterstützen.

Mit sechsundzwanzig Jahren wurde Johann 1914 als Soldat eingezogen und erlebte den Ersten Weltkrieg vom Anfang bis zum Ende mit. Wenige Wochen nach Kriegsende und Johanns Rückkehr auf den Bennerscheidshof verstarb sein Vater. Johann führte – wie schon vor dem Krieg – die Arbeiten des Vaters fort.

Im Jahr 1923 heiratete er fünfunddreißigjährig Gertrud Bennerscheid, geborene Otto. Den Bennerscheids wurden fünf Kinder geschenkt, drei Söhne (Heinrich und die Zwillinge Karl und Josef) und zwei Töchter (Mia und Magdalene).



Johann Bennerscheid mit seinem Fahrrad

Bereits mit dreißig Jahren war Johann Bennerscheid stolzer Besitzer eines Fahrrades geworden. Es war sein erstes und sollte auch sein einziges Fahrrad bleiben. Er benutzte es regelmäßig bis zu seinem 75. Lebensjahr, als er das Radfahren aus gesundheitlichen Gründen einstellen musste.

Mit diesem besagten Fahrrad unternahm er, wenn es seine Freizeit zuließ, Radtouren – unter anderem nach Hennef und Uckerath und nach Asbach zum Einkaufen.

Das erste Auto in Besitz der Familie Bennerscheid kam erst, als sein Sohn Heinrich den Führerschein machte.

Familie Bennerscheid besaß hingegen das erste (und lange Zeit einzige) Telefon in Eisbach. Den Telefonanschluss mit der Nummer 604 stellten sie auch den anderen Bewohnern von Eisbach zur Verfügung. Der zweite Eisbacher Haushalt, der sich Jahre später ein Telefon anschaffte, war die Familie Gratzfeld.

Johann Bennerscheids größtes Hobby freilich war die Schreib- und Dichtkunst. Als freier Mitarbeiter der „Siebengebirgszeitung“, des „General Anzeiger“ und der „Siegkreis-Rundschau“ veröffentlichte er zahlreiche Artikel – meist mit lokalem Bezug und immer in dem ihm eigenen hintersinnigen Schreibstil.

Er verfasste zudem Lieder und Texte, die in Eisbach gerne auf Festen vorgetragen und auf der Kegelbahn gesungen wurden. Unvergesslich sind „alten Eisbachern“ zum Beispiel seine Auftritte bei den Hochzeiten der Familien Pohl und Schmitz.

Freitags besuchte er regelmäßig den Oberpleiser Kirchenchor – dort hatte er übrigens auch seine spätere Ehefrau Gertrud kennengelernt.
Und – wie könnte es anders bei diesem in das Dorf eingebundenen espritgesegneten Menschen sein – Johann Bennerscheid war einer der Mitgründer des Eisbacher Kegelklubs (auf den wir in diesem Buch noch in einem eigenen Artikel zu sprechen kommen werden). Wöchentliches Kegeln war also angesagt.

Johann Bennerscheid setzte sich sehr für die Belange der Dorfgemeinschaft Eisbach ein, wie auch sein Vater, der unter anderem bei dem Bau der ersten Wasserleitung in Eisbach mitgewirkt hat. Deshalb war Johann über viele Jahre Vorsitzender des „Eisbacher Wasserleitungsvereins“.



v. l. n. r.: Rudi Hoff, Magdalene Bennerscheid, Bruno Willmeroth, Karl Bennerscheid, Hildegard Mingers, geb. Willmeroth, Josef Buchholz, Hanni Dahs, geb. Bellinghausen



Kegelklub Eisbach im Jahr 1909. Die Gründungsmitglieder:
Oben v. l. n. r: Christian Buchholz, unbekannt, Heinrich Bennerscheid,
Mitte v. l. n. r.: Peter Buchholz, Bernhard Weber,
Unten v. l. n. r.: Karl Kirschbaum, Johann Bennerscheid, Josef Buchholz.








Während der Arbeit an seinen „Jugend- und Schulerinnerungen“, von denen bereits zwanzig Teile in der „Siebengebirgszeitung“ veröffentlicht waren, verschlechterte sich sein angeschlagener Gesundheitszustand. Johann Bennerscheid verstarb für seine Umgebung dennoch plötzlich und unerwartet am 3. August 1972 im gesegneten Alter von 84 Jahren.

Sandra Fehlemann











Mitte links:
Die Pfadfinder („die Wölflinge“) aus Süchtern zu Besuch bei Bennerscheids.

Daneben:
Renovierung des Bennerscheidshofs.

Unten:
Der Bennerscheidshof in den Fünfzigerjahren und heute.



Aus der Jugendzeit

Jugend- und Schulerinnerungen, erzählt von Johann Bennerscheid

Die nachfolgenden Artikel wurden von 1968 bis 1972 in der „Siebengebirgszeitung“ veröffentlicht.



Der Autor *Johann Bennerscheid* beschreibt seine „Jugend- und Schulerinnerungen“ in einer herrlich trockenen und humorvollen Art und Weise. Es wäre jammerschade, wenn diese Erinnerungen vom Anfang des letzten Jahrhunderts in Vergessenheit geraten würden. Daher nehmen die Geschichten von Johann Bennerscheid auch ein ganzes Kapitel in diesem Buch ein. Die vollständige Veröffentlichung der Artikel ist sozusagen ein amüsantes und aufschlussreiches kleines „Buch im Buch“.

Die Zeitungsoriginale wurden uns von Johann Bennerscheids Tochter Magdalene zur Verfügung gestellt, bei der wir uns dafür herzlich bedanken.

Beginnen möchten wir die Erinnerungen des Johann Bennerscheid mit einem Artikel der „Siebengebirgszeitung“ anlässlich seines 80. Geburtstages am 29. Juni 1968, in dem er seine eigene Lebensgeschichte erzählt.

Hingewiesen sei noch darauf, dass die Autoren dieses Buches durchaus der neuen deutschen Grammatik mächtig sind. Rechtschreibung und Zeichensetzung der folgenden Texte wurden jedoch bewusst in der ursprünglichen Schreibweise des Autors belassen.
Da die Artikel zudem originalgetreu sein sollen, wurde ebenso darauf verzichtet, Worte oder Zeichen zu korrigieren, auch wenn diese schon gemäß der Grammatik von 1968 falsch geschrieben oder gesetzt waren.
Auch der dreispaltige Abdruck der Artikel soll an das ursprüngliche Format der Berichte erinnern.

Viel Spaß beim Lesen der rund 100 Jahre alten Geschichten, die vor gut 40 Jahren aufgeschrieben wurden.

Christoph Pohl





Johann Bennerscheid aus Eisbach wird 80 Jahre alt

Am morgigen Samstag, dem 29. Juni 1968, vollendet Herr Johann Bennerscheid aus Eisbach bei Oberpleis sein 80. Lebensjahr. Damit kann das noch recht rüstige „Geburtstagskind" auf ein langes, bewegtes Leben zurückblicken, auf 8 Jahrzehnte voller Freude, aber auch voller Leid.

Unsere Leser haben in den letzten Jahren Herrn Bennerscheid in seiner stillen und schlichten Art kennen und schätzen gelernt. Ohne seine wertvolle Mitarbeit und das bereitwillige Zurverfügungstellen zahlreicher Dokumente und Unterlagen wäre die Zusammenstellung mancher heimatkundlicher Abhandlung fast unmöglich gewesen.

Aber erst seine „Jugenderinnerungen", mit dessen Abdruck wir Anfang des Jahres begannen, haben ihn besonders beliebt und bekannt gemacht. Keiner unserer bisher veröffentlichten Heimatberichte hat soviel Anklang bei unserer Leserschaft gefunden, wie die köstlich-heiteren Erlebnisse von Herrn Bennerscheid. In zahlreichen Leserbriefen aus allen Bevölkerungsschichten (Professoren, Studienräte, Angestellte und Arbeiter) erhielten wir, und damit erst recht der Autor, begeisterte Zustimmung. An dieser Stelle reicht der Raum nicht aus, um alle die vielen Briefe zu veröffentlichen. Wir werden gelegentlich einmal darauf zurückkommen.

Anläßlich seines Geburtstages baten wir Herrn Bennerscheid - der zwar gerne sein Wissen um die Heimat mitteilt, aber ansonsten, wenn es um seine eigene Person geht, sehr pressescheu ist - uns einige Daten aus seinem langen Leben mitzuteilen.

Daraufhin verfaßte er für uns, gewürzt mit seinem ihm eigenen Humor, die nachfolgende Lebensgeschichte:

„Ich wurde 1888 auf Peter und Paul geboren. Damals war das noch ein hoher Feiertag, nicht wegen meines Geburtstages, sondern zum Gedenken an die zwei großen Heiligen. Heute, wo die Menschen anscheinend nicht mehr viel zu beten brauchen, ist dieser schöne Feiertag entfallen.

Mein Eintritt in diese Welt wurde durch „et Nedermicher Stin" erleichtert. Es war dies die Bezirkshebamme, Frau Christine Pütz aus Oberpleis-Niederbach, Mutter der Frau Reuter, geb. Pütz, im Volksmund „et Nedermicher Stin" genannt. Wenn wir Kinder schon mal nach der Herkunft der Kinder fragten, so wurde uns gesagt, die lägen auf dem Ölberge unter den Steinen, wer ein Kind haben wolle, müsse das dem „Stin" sagen, die hole es dann in ihrem Körbchen und bringe es zu den Leuten. Wenn wir auf unserem Schulwege schon mal der Frau Pütz mit ihrem schwarzen Körbchen begegneten, hatten wir große Ehrfurcht vor ihr und vermeinten schon mal, das Weinen der Kinder in dem Körbchen zu hören.

Meine Windel- und Feuchtigkeitszeit war wie bei allen kleinen Kindern.

Auch die Schulzeit brauche ich nicht zu beschreiben, ich habe dieses schon an anderer Stelle ausführlich getan.

Als ich aus der Schule kam, meinte mein Vater, ich wäre was „pippig" für körperliche Arbeiten.

Darauf sagte mein acht Jahre älterer Bruder, ich solle Lehrer werden. Als ich dies hörte, dachte ich an meinen Lehrer Schwind, und ich wehrte mich trotz meiner „Pippigkeit" mit Arm und Bein dagegen. Darauf brachte mich mein Vater zu seinem Schulfreund, dem Gemeinderentmeister Müller in Oberpleis, wo ich drei Jahre „Kassenstift" war. Nach Ablauf dieser Zeit, kurz vor meiner Versetzung an die Gemeindekasse in Hennef, starb mein einziger Bruder. Nun war Vater allein und wünschte, daß ich zu Hause blieb.

Der Gemeinderentmeister Müller war ein gestrenger Lehrmeister und ein äußerst korrekter, pflichttreuer Beamter, ein Arbeitsmensch echter Güte. Er verwaltete die Finanzen der Gemeinden Oberpleis und Stieldorf; er war Rendant der Kirchenkasse und der Ortskrankenkasse sowie Geschäftsführer der Provinzial-Feuerversicherung, obendrein hatte er auch noch das Amt eines Schiedsmannes inne. Alle diese Arbeiten erledigte er mit mir allein, nur bei besonderen Anlässen nahm er sich eine Hilfe. Die Arbeitszeit war normal von 8 - 12 und nachmittags von 14 - 17 Uhr. Samstags war der Nachmittag frei, aber nur wenn keine dringende Arbeit vorlag. Im Übrigen richtete sich der Feierabend meistens nach der vorliegenden Arbeit. Mit Sprechen war Herr Müller sehr sparsam und da es damals noch nicht üblich war, daß ein Lehrling auch sprechen durfte, wenn er nicht gefragt wurde, kamen Tage vor, wo fast überhaupt nichts gesprochen wurde. Außerdienstliche Gespräche gab es nicht. Wenn ich heute auf den Ämtern manchmal das überhebliche Benehmen der Herren Lehrlinge bemerke, so denke ich oft an meine eigene Lehrzeit zurück. Ich habe in den drei Jahren gelernt, daß man auch durch die Welt kommen kann, ohne viel zu reden.

Dann habe ich, bis ich 26 Jahre alt war, meinem Vater in der Werkstätte als Stellmacher und Schreiner sowie in unserer kleinen Landwirtschaft und in der Ausführung der Geschäfte für die Gräflich von Spee'sche Verwaltung geholfen.

1914 wurde ich Soldat und machte den Krieg von Anfang bis Schluß mit. Meine große Interessenlosigkeit am Militär hat wohl dazu beigetragen, daß wir damals den Krieg verloren haben. Ich habe nie auf einen Menschen geschossen, aus Angst, ich hätte ihn unvorsichtigerweise treffen können. Den Schluß des Krieges habe ich, nachdem ich vier Monate wegen eines Fußleidens im Lazarett gelegen hatte, in Koblenz mitgemacht. Kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner wurde ich entlassen.

Als ich nach Hause kam, war mein Vater krank und starb wenige Wochen später. Nun war ich mit einer alten Tante allein. Meine Mutter habe ich nie gekannt. Es blieb mir nur die Wahl entweder mich aufzuhängen oder ins Kloster zu gehen oder zu heiraten. Ich habe mich zum letzteren entschlossen und wenn ich bedenke, daß mein Heiratszylinder 45 Billionen Mark gekostet hat, so können Sie sich vorstellen, welche Zeit das gewesen ist.

Um einigermaßen Hochzeit halten zu können, habe ich gute Leute gefunden, denen ich heute noch dankbar bin. Vom Metzger Josef Lichtenberg habe ich 20 Pfund Fleisch bekommen, da-






mals eine Kostbarkeit. Ich musste das Fleisch des Nachts durch die Hintertür hinaustragen. Als ich damit auf die Straße kam, stand dort unglücklicherweise der „Schmitz Dures“ (Wachtmeister Schmitz) auf Posten.

Als er mein Paket sah, sagte er: ‚Johann do häste evver och jett, wat du net hann dasch.’ Ich setzte alles auf eine Karte und sagte dummdreist: ‚Dat jitt dich doch nix ahn.’ Schmitz hätte mich nun gesetzlich ausplündern müssen. Die gute Seele sagte aber: ‚Mach datt du hem küs.’

Der gute, alte Balensiefen brachte mir 30 Pfund Mehl für die ‚Hochzeitsplätz’. Als er dabei erwischt und auch bestraft wurde, sagte er nur: ‚Dat ös net schlemm, datt wor irsch et zehntemol.’ Balensiefen war ein guter Mensch, er half den Leuten in der armen Zeit wo er nur konnte.

Da beim Eintritt in die Ehe - auch der allerbesten - die Selbständigkeit gewissermaßen aufhört, ist es mir weiterhin ergangen wie allen armen Ehemännern, weshalb es auch weiter nichts mehr zu berichten gibt."

Johann Bennerscheid

Natürlich gäbe es bei weitem mehr zu berichten, aber das ist so die Einstellung von Herrn Bennerscheid, nicht zuviel „Puhei", wie er es selbst nennt, um einen alten, „verkalkten Mann" machen.

Wir freuen uns jedenfalls, daß Herr Johann Bennerscheid - braungebrannt von einem längeren Urlaub soeben zurückgekehrt - in voller Rüstigkeit im Kreise seiner Familie seinen Geburtstag feiern kann. Wir bedanken uns für alles, was er bisher für die Siebengebirgs-Zeitung getan hat, wünschen ihm zu seinem Ehrentag alles Gute und für seine Zukunft Gesundheit, Wohlergehen und recht viel Glück.

Heinz Wicharz

Und jetzt folgen die „Jugend- und Schulerinnerungen“, zwanzig Artikel „Aus der Jugendzeit“, von *Johann Bennerscheid*.



Ein Hobby von Herrn Bennerscheid ist das Reisen

Teil 1

Nach Berichten, Überlieferungen usw. war schon 1785 ein Pfarrer Stricker, geboren in Boseroth, als Lehrer tätig, und zwar in einem Tanzlokal in Oberpleis, ihn löste Pater Constantinus vom Kloster in Oberpleis ab. Als dieser starb, hörte der Schulbetrieb in dem Tanzlokale auf. Um 1808 wird von schreibkundigen Bauern in Pleiserhohn, Berghausen, Ruttscheid und anderen Dörfern berichtet, die den Kindern, die freiwillig kamen, gegen kleines Entgeld Lesen und Schreiben beibrachten. Nach 1813 wurden die Kinder von dem jeweils amtierenden Vikar in einem der Räume der Vikarie unterrichtet.

1825 wurde die Schule aus der Vikarie in die frühere Pfarrerwohnung (heute Herchenbach-Pütz) verlegt, wo staatlicherseits der erste geprüfte Lehrer, namens Limbach, angestellt wurde. Als die Gemeinde 1832 die vierklassige Fachwerkschule baute, diente die bisherige alte Schule ausschließlich als Lehrerwohnung. Dieses Gebäude wurde 1739 unter dem Pfarrer Franz Jakob Mauritius Mappius als Pfarrerwohnung erbaut. Pfarrer Mappius starb am 11. Februar 1773.

Nach der Überlieferung hat mein Urgroßvater in der alten Pfarrkirche noch die hl. Messe gedient. Es ist nirgends festzustellen, wo die alte Kirche gestanden hat, jedoch kann man annehmen, daß die vorhin beschriebene, unter Pfarrer Mappius erbaute Pfarrerwohnung, nicht allzuweit von der Kirche entfernt erbaut wurde.

Als mein 1810 geborener Großvater in die Schule ging, bestand noch kein Schulzwang, weshalb auch die Eltern der Kinder, die die Schule besuchen wollten, für Heizungsmaterial sorgen mußten. Nach der Überlieferung geschah das in der Weise, daß die Kinder im Winter morgens ein so genanntes „Schollescheck" (Holzscheit) mitbringen mussten. Dieses „Schollescheck", wie es damals genannt wurde, diente zum Beheizen des Schulzimmers, nachdem es von größeren Knaben klein gesägt wurde.

Es lag auf der Hand, daß durch diese Art Heizmittelbeförderung bei den Kindern öfter Unzuträglichkeiten entstanden, indem mit dem Holzscheit auf dem Schulwege schon mal „blutige Fehden" unter den Schulkinder ausgetragen wurden. Als der Schulzwang eingeführt wurde, regelte die Gemeinde auch die Heizungsfrage. Damit waren die Schulkinder von dem Holzschleppen und den damit verbundenen Unannehmlichkeiten befreit.

Mein 1848 geborener Vater ist von dem Lehrer Gabriel Flink, Vater des Gastwirtes Heinrich Flink und des Kaufmannes Robert Flink unterrichtet worden. Es muß dieses wohl ein hervorragender Pädagoge gewesen sein; von den alten Leuten wurde immer mit größter Hochachtung vom Lehrer Flink gesprochen.

An meinen eigenen ersten Schulgang kann ich mich noch dunkel erinnern. Ich machte ihn in Gemeinschaft mit Wilhelm Hoitz und Peter Buchholz, dem späteren Prälaten Buchholz, der noch einige Jahre die Volksschule in Oberpleis besuchte, bevor er nach Büderich zu seinem Geistlichen Oheim kam und in Neuß das Gymnasium besuchte. Buchholz, sowohl wie auch Hoitz, sind schon gestorben, wie denn auch von meinem Jahrgang nur noch wenige leben.






Wenn ich auch frohgemut den ersten Schulgang antrat, so fiel mir doch das „Herz in die Hose", als ich vor dem alten Schulhaus stand, welches mir damals so schrecklich groß vorkam. Ich bekam es mit der Angst zu tun und begann zu weinen. Auf der steinernen Außentreppe des Schulhauses standen die Lehrer Kurscheid und Schwind sowie die Lehrerinnen Büßgen und Reidt. Letztere hatte mein Weinen bemerkt. Sie faßte mich an der Hand, redete mir gut zu und führte mich in ihre Klasse, sie hatte in jenem Jahre die Erstlinge zu betreuen. In meiner Angst kam sie mir damals wie ein Engel vom Himmel vor und ich habe sie bis heute noch in gutem Gedenken. Frl. Reidt kann ich mir noch gut vorstellen. Sie war eine freundliche zierliche Person und hatte ihre Uhr, die sie an einer Kette um den Hals trug, im Gürtel stecken. Wenn sie sich bückte, oder wenn sie, was selten vorkam, einem Kinde eine Ohrfeige gab, so verfingen sich ihre Hände immer wieder in der baumelnden Kette, wodurch die Uhr öfters aus dem Gürtel gerissen wurde. Geändert wurde aber die Tragweise nicht, damals waren die Armbanduhren noch nicht üblich.

Ich muß ehrlich gestehen, als „Frischling" bin ich nicht gerne zur Schule gegangen, anscheinend hielt ich den Schulbesuch „zur Erlangung der ewigen Seligkeit" nicht für ganz notwendig.

Morgens setzte es öfters einen tränenreichen Abschied vom Elternhause ab. Wenn ich dann weinend die Dorfstraße hinunterging, stand meine gute Großmutter, die am Ortsende wohnte, mit einem Butterbrötchen an der Straße, um ihren kleinen Enkel



Unser Archivbild zeigt die alte, im Jahre 1832 erbaute, vierklassige Volksschule, die auf dem Platz vor dem heutigen Ehrenmal gestanden hat. Sie wurde 1912 abgerissen und die eine Hälfte der Schule am Wege zur Hardt als Wohnhaus wieder aufgebaut.
Das im Fachwerkstil erbaute Schulgebäude war außen mit grün gestrichenen Brettern verkleidet. Durch den Haupteingang gelangte man in einen dunklen Flur, von dem aus je rechts und links ein Klassenzimmer erreichbar war. Im Obergeschoß befanden sich weitere zwei Klassenräume.
Kein Wunder, daß dem kleinen Bennerscheid beim Anblick dieses düsteren Gebäudes angst und bange wurde.

zu dem schweren Schulgang zusätzlich zu stärken und zu trösten.

Ich hatte schnell begriffen, wozu mein Weinen nützlich war, denn ich hatte schon lange die Unabänderlichkeit des Schulbesuches eingesehen, aber ich konnte mir nicht versagen, in lautes Weinen auszubrechen, wenn ich mich der Behausung meiner Großmutter nahte, nur um nicht des Butterbrotes verlustig zu gehen. Der Herrgott möge der guten Seele im Himmel all die „Trostbutterbrote" vergelten, die sie ihrem Enkel gespendet hat, mir aber möge er verzeihen, daß ich „kleines Würstchen" meine Großmutter so oft mit meinen geheuchelten Tränen betrogen habe.

Nach Frl. Reidt, bei der ich nicht lange war, kam ich bei den Lehrer Schmeiser. Es war dieses ein junger lustiger Herr, der uns Kinder immer wieder durch seine humorvollen Redensarten zum Lachen brachte. Sein Hobby war Musik und Gesang, später ist er auch Musiklehrer geworden.

Auch bei Schmeiser war ich nicht lange, ich kam dann für längere Zeit bei den Lehrer Schwind in die Klasse. Dieser Herr war das Gegenteil von Schmeiser, ernst und etwas nervös, hatte er seine liebe Not mit uns Kindern. Besonders mit den älteren Jungen, die seine Aufgeregtheit öfter mit allerlei Schabernack noch verstärkten. Mit Strafen war Lehrer Schwind schnell bei der Hand. Wenn „Hochsaison" war, heulten öfters eine Reihe Kinder zugleich. Schwere Fälle wurden mit dem Stock geahndet, leichtere Fälle mit der Hand. Einige Kinder standen während des Unterrichtes öfters als Strafe hinter der großen Schultafel. Beliebt war auch bei Schwind das Nachsitzen. Wenn vier Uhr nachmittags der Unterricht zu Ende war, quälte sich Schwind oft noch eine Stunde mit diesen Sündern ab.

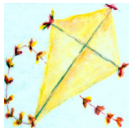
Wenn auch, wie gesagt, Lehrer Schwind mit Strafen nicht sparte, so habe ich selbst doch nur dreimal die Bekanntschaft mit seinem Stock gemacht, dann aber auch so gründlich, daß es mir wegen den, damit verbundenen „Gefühlen" bis heute im Gedächtnis haften geblieben ist.

Erster Fall: Wir mußten eines Tages als Schönschreibeaufgabe vier Dingwörter deklinieren und zwar: Vater, Mutter, Kind, Hemd. Nachdem ich Vater, Mutter, Kind absolviert hatte, kam das Hemd an die Reihe und ich schrieb fein säuberlich in mein Heft: „das Hemp, des Hempes, dem Hempe, das Hemp". Mehrzahl: „die Hemper, der Hemper, den Hempern, die Hemper."

Ich war stolz, daß ich dieses so schön hingebracht hatte, aber am anderen Morgen, als Schwind die Hefte durchgesehen hatte, wurde ich als erster aufgerufen: „Bennerscheid komm mal her, ich will dir mal was auf das „Hemp" geben"!
Damit griff er zum Stock und was dann folgte, ging mir wirklich durch das „Hemp". Die Strafe fiel wohl deshalb so streng aus, weil Schwind meinte, ich hätte ihn „veruzen" wollen. Dem war aber durchaus nicht so, ich hatte bloß in meiner kindlichen Einfalt, ohne viel zu denken, „das Hemd" so geschrieben, wie es im Dialekt gesprochen wurde.

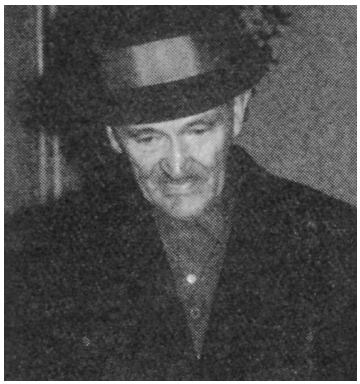
An meinem zweiten Bestrafungsfalle hatte Josef Kreuz, der spätere Redemptoristenpater Kreuz die Hauptschuld. Josef überragte






an Größe und Stärke fast alle seine Mitschüler. Dieses nutzte er aber auch weidlich aus, weshalb er auf dem ganzen Schulhofe gefürchtet war. Wie es kam, weiß ich nicht mehr, Josef warf mir einen Stein ins Gesicht, es blutete stark. Ich wollte zurückwerfen; Josef bückte sich aber geschickt und mein Stein zertrümmerte einem Mädchen, welches zufällig hinter Kreuz stand, die Schultafel. Nach der Pause fiel Schwind mein blutiges Gesicht auf; ich musste berichten. Inzwischen erschien auch in unserer Klasse das weinende Mädchen mit dem leeren Schultafelrahmen. Josef Kreuz, der in eine Klasse ging, wurde gerufen. Dann legte uns beide Sünder Lehrer Schwind „liebevoll" übers Knie und brachte uns mit dem Stock den Grundsatz bei, daß man nicht mit Steinen werfen darf.

Es war dies für mich eine schmerzliche Sache. Ich habe lange geweint. Kreuz aber berührte es nicht. Kaum war Schwind mit seiner „Prozedur" fertig, da lachte Josef schon wieder. Er war stark im Geben, aber auch stark im Nehmen. Es wurde damals gemunkelt, Josef, der öfter in „Kollision" mit seinem Lehrer kam und den Schwind immer „mein Hauskreuz" nannte, hätte sich, wenn er zur Schule ging, für alle Fälle einen „doppelten Hosenboden" zugelegt. Das wurde im vorstehenden Falle offenkundig, die Stockschläge klangen Schwind verdächtig hohl, er ging der Sache auf den „Grund" und zog dem armen Josef ein Stück Pappdeckel aus dem Hosenboden. Wenn damals einer gesagt hätte, daß Josef noch einmal so ein „berühmter Herr" werde, der wäre ausgelacht worden. (Fortsetzung folgt)



ZUM AUTOR

„Ich möchte nicht den Eindruck eines geschwätzigen alten Mannes erwecken, darum veröffentliche ich meine Erinnerungen aus der Jugendzeit nur ungern."

Dies sind die Worte unseres heutigen Autors. Worte eines Mannes, der schlicht und einfach, aber gerade und aufrecht - getreu seinem Lebenswandel - jederzeit das ausspricht, was er fühlt und denkt.

Viele unserer Leser lernten Herrn Johann Bennerscheid bereits vor zwei Jahren kennen, als wir seine ausgezeichneten Beiträge zum Thema „Burg Niederbach" veröffentlichten. Aus jener Zeit stammt auch unser obiges Photo, das wir nur durch viel Überredungskunst von Frau Bennerscheid anfertigen konnten.

Der fast 80jährige (er wurde am 29. Juni 1888 in Eisbach bei Oberpleis geboren) lehnt jede Art von übertriebener Publizistik ab, obwohl er bereitwilligst und gerne sein Wissen um die Heimat mitteilt. Der langjährige, lebenserfahrene Gutsverwalter der Gräflich-Hillesheim-Spee'schen Besitztümer in Oberpleis kann viel erzählen aus längst vergangenen Zeiten.

Und wenn er, der langjährige Freund des unvergessenen Prälaten Peter Buchholz, erzählt, dann taut der sonst so stille ältere Herr

auf. Dann leuchten seine Augen und mit Begeisterung und in seiner, ihm eigenen humorvollen Art, schildert er begeistert Erlebnisse und Anekdötchen aus seiner Jugendzeit.

Wir beginnen in unserer heutigen Ausgabe mit dem Abdruck einer längeren, recht amüsanten und interessanten Artikelserie von Johann Bennerscheid. Wir sind sicher, daß auch Ihnen, verehrte Leser, seine Erzählungen gefallen werden.

II. Teil

Ein unglücklicher Wurf

Als Kind muß ich wohl ein rechter Unglücksvogel gewesen sein, denn schon einen Tag später warf mir mein älterer Bruder ein Stück Holz ins Gesicht, fast genau an die Stelle, wie tags zuvor Josef Kreuz. Mein Bruder wollte nach einem fremden Huhn im Hofe werfen, dabei geriet ich in die Schusslinie und schon war's geschehen. Ich wurde zum Dr. Jansen nach Oberpleis gebracht, der die Wunde vernähte und ein großes Pflaster draufklebte. Dieses war die erste „Feindberührung" meines Lebens mit dem Arzte. Die Narbe ist heute noch sichtbar.

Als ich mit meinem verklebten Gesicht wieder zur Schule kam, sagte Lehrer Schwind zu mir: „In eurer Familie scheinen ja nette Zustände zu herrschen, dein Bruder bewirft dich mit Holzstücken, und dafür wirfst du den anderen Kindern die Schultafel kaputt". Ich war schon bange, Lehrer Schwind würde „handgreiflich", aber es ging gut. Ich war schon so gestraft genug, denn ich konnte längere Zeit nur noch mit einem Auge sehen.

Eine schmerzliche Eselsgeschichte

Am schrecklichsten war für mich der dritte Bestrafungsfall, bei dem ich mit dem Stock des Lehrers Bekanntschaft machte. Damals habe ich an der Gerechtigkeit der Menschheit gezweifelt, denn ich hatte viermal in einen halben Tag Hiebe bekommen, wobei ich selbst gänzlich unschuldig war. In diese Affäre waren folgende Personen verwickelt. 1. ich selbst als „Dramaturg" und Hauptperson, 2. mein Freund und Schulkamerad Peter Buchholz, 3. Herr Pfarrer Schmitz aus Oberpleis, 4. Herr Lehrer Schwind aus Oberpleis, 5. Frau Wwe. Cohn aus Oberpleis und 6. mein Vater. Als Statist, zugleich „Nebenkläger" fungierte dabei ein alter Esel, der bei Frau Cohn „in Diensten" stand.

Frau Cohn, die die älteren Leute sicher noch gekannt haben, ging mit einem Korbe über Land. Sie kaufte Butter und Eier ein, die sie an ihre Kunden weiter veräußerte. Frau Cohn hatte zwei Söhne, David in meinem Alter und Hugo, einige Jahre jünger. Hugo wurde ein Opfer des ersten Weltkrieges, zum Dank dafür hat Hitler den armen David im zweiten Weltkriege verbrannt. Als sich das Geschäft der Frau Cohn vergrößerte, konnte sie die Arbeit allein nicht mehr bewältigen. Sie stellte deshalb einen „stillen Teilhaber" in Form eines alten Esels ein. Diesen „Kompagnon" spannte Frau Cohn morgens in ein kleines Wägelchen ein und die beiden fuhren dann friedlich und schiedlich über Land.

Ich will hier keineswegs behaupten, daß es früher in Oberpleis keine Esel gegeben hat, die gibt






es bekanntlich überall und zu allen Zeiten, aber der Esel, den Frau Cohn als „Teilhaber" einstellte, war der erste vierbeinige Esel, der mir zu Gesichte kam. Wenn wir morgens zur Schule kamen, stand dieser Esel mit seinem Wagen vielfach auf der Straße und wartete auf die „Chefin". Das wiederum war ein Verhängnis für den armen Esel, er war dann schutzlos unseren Hänseleien preisgegeben.

Eines morgens hatten Freund Peter und ich uns stark verspätet, da wir noch einige, uns sehr wichtig dünkende Arbeiten am Eisbache ausgeführt hatten, und liefen nun im Eiltempo an dem Esel vorbei, der wieder wie gewöhnlich, auf der Straße stand. Peter hatte ein Stöckchen in der Hand; im Vorbeilaufen versetzte er dem armen Esel einige Hiebe auf sein graues Hinterteil, was dieser mit einem lauten, schmerzlichen „Iha" quittierte. Ich blieb offenen Mundes stehen, denn so etwas hatte ich noch nicht gehört und gesehen. Ich war so in dieses „erhabene Schauspiel" vertieft, dass ich nicht merkte, wie Freund Peter weiter zur Schule lief und Frau Cohn, durch das laute Geschrei ihres Esels alarmiert, auf der Bildfläche erschien. Als sie mich in meiner staunenden Weltvergessenheit allein auf weiter Flur erblickte, vermeinte sie in mir den Attentäter auf die „Stütze ihres Hauses" und versetzte mir einige saftige Ohrfeigen. Nach dieser „Abfertigung" lief ich weinend zur Schule.

In Höhe des Geschäftes Dresen begegnete mir der damalige Pfarrer Schmitz. Er hielt mich an und fragt, „Junge, warum weinst du denn?" „Herr Pastor" stotterte ich, „die Frau Cohn hat mich eben geschlagen, ich hatte aber dem Esel nichts getan". „Man sagt nicht für eine alte Frau Esel", erklärte mir der Herr Pastor; damit gab er mir einen Backenstreich, den ich kaum spürte, für mich war er aber Grund genug zum Weiterheulen.

Inzwischen hatte ich mir mit meinen schmutzigen Händen das Gesicht entsprechend tätowiert. Als ich in die Schule kam, die schon lange begonnen hatte, fragte Lehrer Schwind: „Bennerscheid, warum kommst du so spät und warum weinst du?" Da es nun in meinem Gesichtskreis nur einen Esel gab, vermeinte ich auch, alle Welt müßte wissen, daß ich nur diesen Esel meinte.

Durchdrungen von meinem Unschuldsgefühl, sagte ich hier auch, ohne etwas dabei zu denken, mein Sprüchlein auf. „Der Herr Pastor hat mich eben geohrfeigt, ich war es aber nicht, der den Esel mit einem Stock geschlagen hatte."

Darauf geriet Schwind in große Aufregung. Er konnte nur noch „infamer Lümmel" hervorbringen, dann stürzte er zum Katheder, holte den Stock hervor und „staubte" mich gründlich ab. Zur weiteren Strafe mußte ich mich bis zur Pause hinter die große Schultafel stellen. Freund Peter saß in der ersten Bank. Wenn ich mich ein wenig umdrehte, schnitt mir der Kerl auch noch schreckliche Grimassen und das ärgerte mich noch am meisten, denn Peter war doch der Urheber meiner Leiden.

Als ich mittags nach Hause kam, merkte Vater, dass ich geweint hatte. „Jong, woröm häste gebellek" fragte er. Jetzt bekam ich es aber mit der Angst zu tun, im Gedenken daran, was ich schon

erduldet hatte und was jetzt noch kommen konnte, begann ich schon im voraus zu weinen, wußte aber auch hier keinen andern Ausweg, als daß ich zu meinem Vater sagte: „Der Lehrer Schwind hät mech arg möm Stock gehauen, ech wor et evvr net, der denn Ässel gehauen hat. (Trotz allem wollte ich meinen Kamerad Peter doch nicht mit hineinreißen.)

Nun kam, was kommen mußte. „Wie kannst du für dengen Lehrer Ässel sagen" meinte Vater und dann mußte ich feststellen, daß sich die Hiebe von Vater durchaus mit denen von Schwind messen konnten. Als ich herzbrechend weinte, hatte Vater doch Mitleid mit mir. Ich mußte ihm alles erzählen, worauf er herzlich lachte, dabei meinte er aber doch, die Hiebe hätte ich schon dadurch verdient, daß ich mich so dumm ausgedrückt hätte. Meine Kameradschaft zu Peter, den ich nicht belasten wollte, erkannte er lobend an, aber diese Kameradschaft war bei mir unter Schmerzen geboren. Von der Zeit an waren mir alle Esel, gleich in welcher Gestalt, in der Seele zuwider.

Mein Freund Peter Buchholz

In meinem Kinderherzen hatte ich damals dem Peter, trotz aller Kameradschaft, fürchterliche Rache geschworen. Am andern Morgen wollte ich ihn gründlich verhauen. Peter aber, als besserer Diplomat, bedauerte mich scheinheilig, und als er mir auch noch ein Bildchen aus seinem Gebetbuch schenkte, verzieh ich ihm großmütig und wir waren wieder gute Freunde, wie wir das immer waren und auch zeitlebens geblieben sind.

Es drängt mich, im Andenken an den 1963 verstorbenen Prälaten hier noch folgendes zu bemerken: Peter war mir als Schulkamerad, Altersgenosse und Nachbar immer ein lieber Freund. Manche vertraute Stunde habe ich mit ihm zusammengesessen, wobei er mir manches erzählte, was er nie in seinen Vorträgen erwähnte. Ich vermisse heute meinen stets hilfsbereiten Freund immer noch schmerzlich. Mit jedem Anliegen durfte ich zu ihm kommen, als kluger und erfahrener Mann wusste er immer Ausweg und Rat. Eines will ich hier nur herausgreifen:
Im Jahre 1936 konnte Peter Buchholz, damals Gefängnispfarrer in Essen, sein silbernes Priesterjubiläum feiern. Zu diesem Jubiläum wollten wir Eisbacher unserem Freund und Dorfgenossen auch eine Freude machen. Unser Jubiläumsgeschenk für Peter waren einige Bänke für seine geliebte Muttergotteskapelle in Eisbach, worüber er sich sehr freute. Diese Aktion mußte natürlich etwas vorbereitet werden, wozu die Eisbacher in meiner Wohnung zu einer Besprechung zusammenkamen. Es wurde ausdrücklich bemerkt, dass kein Zwang ausgeübt werde, jedem sei freigestellt, ob er was geben könne oder wolle. Es kam mehr Geld ein, wie wir für die Bänke brauchten und wir konnten darüber hinaus noch den öffentlichen Weg von der Dorfstraße bis zur Kapelle instandsetzen, was doch bestimmt eine gemeinnützige Angelegenheit war.

Bis hierhin ging alles gut, aber wir hatten nicht mit den Bestimmungen und Tücken des damals schon im Morgenrot aufsteigenden Dritten Reiches gerechnet. Ich wurde angezeigt, in meiner Wohnung eine verbotene Versammlung und eine verbotene Geldsammlung geduldet bzw. ar-






rangiert zu haben. Nach verschiedenen Vorverhandlungen wurde die „Hochpolitische Klage" dem Staatsanwalt übergeben, wobei mir eröffnet wurde, daß ich mit einer Gefängnisstrafe von mindestens drei Monaten zu rechnen hätte. Nun griff Freund Peter Buchholz ein, er suchte in Essen den besten Anwalt auf, der eine glänzende Verteidigungsschrift für mich aufsetzte, worauf der Staatsanwalt seine Klage fallen ließ. Damit war es für mich leider aus, ein „Märtyrer" des Dritten Reiches zu werden.

Als geborener Eisbacher war Peter dem Dorfe sehr zugetan, an allen Freuden und Leiden des Dorfes nahm er immer Anteil und kein älterer Einwohner durfte ihn mit Prälat oder Herr Pfarrer ansprechen. Den Eisbacher Dialekt sprach er besser, wie mancher Eisbacher selbst, worauf er sehr stolz war. Zusammenfassend, er war eben „Unser Peter".

Peter hat 1936 in Eisbach sein silbernes Priesterjubiläum und 1961 sein Goldenes Jubiläum gefeiert, jedesmal unter größter Beteiligung des ganzen Dorfes. Morgens war die Feier in der Kapelle und nachmittags war eine Festversammlung auf der Kegelbahn, als dem größten „Lokale" des Dorfes.

Vor mir liegt ein „Lebenslauf des Prälaten, den ich 1961 zu Ehren des Goldjubiläums von Peter in Gedichtform verfasst habe. Sofern es den Leser nicht langweilt, will ich hier einige markante Stellen im Auszug wiedergeben. Darin kommt auch das Verhältnis Peter Buchholz - Lehrer Schwind in stark übertriebener Form zum Ausdruck.

Bei Buchholz kam ein Bübchen an, ein rosig hübscher kleiner Mann. Es fanden sich zum Taufschmaus ein, der Onkel, Tanten lange Reihn.

Ein jeder gerne wissen wollte, was aus dem Bübchen werden sollte. Ob Schuster, Schreiner, Schornsteinfeger, Amtsdirektor, Fliesenleger. Ob Bürgermeister, Advokat, ein jeder wusste guten Rat.

Und als man Vater Buchholz fragte, was er zu diesen Fragen sagte, da meinte dieser schlicht und glatt: „der kleine Peter wird Prälat."

Und als dies Machtwort war gefallen, konnts Bübchen nur noch „Danke" lallen. Dann sog es ruhig und ganz heiter, an seinem lieben Fläschchen weiter.

Und als nun größer ward der Engel, ward langsam er ein kleiner Bengel. Kein Hund noch Katz und keine Kuh, die hatten vor dem Lümmel Ruh.

Mit andern Kindern zankt er sich, und schrie dann immer fürchterlich. Der arme Vater notgedrungen, ihm manche Prügel aufgezwungen.

Und eines Tags, da war's soweit, zum Schulgang macht man ihn bereit. Der Johann, Wilhelm und der Peter, die zogen dann mit viel Gezeter, zum erstenmal auf große Reis zur Schule hin nach OberpIeis.

Dort stand der brave Lehrer Schwind „Komm Bürschchen, komm mal her geschwind. Auf dich da warte ich schon lange, komm ruhig näher ohne Bange. Ich werde dich schon munter machen, bei mir, da gibt es nichts zu lachen.
Ich kleb dich an die Wand, du Lümmel, verzichte jetzt schon auf den Himmel. Denn bei die lie-

ben Engelein, kommst du ja sowieso nicht rein. Durchs Fenster fliegst du bei die Leichen, dort ruhe aus von deinen Streichen. Der Kreuze Jupp fliegt noch dazu, dann hab ich endlich wieder Ruh.

Als Vater Buchholz das vernommen, da sagte er so ganz beklommen: „Nein, nein, nein so ein Bösewicht, ist unser Peter doch noch nicht."

Für Oberpleis ist er zu schad, beim Schwind, da wird er nie Prälat. Bevor ihm dieser den Verstand hat ausgepufft, muß Peter unbedingt in andere Luft.

Als Peter einige Jahre die Volksschule in Oberpleis besucht hatte, kam er nach Büderich um von dort aus das Gymnasium in Neuß, zusammen mit dem Hhw. Herrn Kardinal Frings, mit dem Peter befreundet war, zu besuchen. In Büderich war damals Pfarrer Dr. Johannes Kirschbaum, auch ein geborener Eisbacher. Bei diesem Herrn, der ein Vetter von Peters Vater war, wohnte Peter. Eine Schwester von diesem Pfarrer Dr. Kirschbaum, war die Mutter von dem Baumschulbesitzer Herrn Adolf Dahs in Jüngsfeld, den auch zeitlebens eine innige Freundschaft mit Peter verband.

Ich kann mich noch gut der Trauer erinnern, die mich erfasste, als Peter und ich getrennt wurden. In dem vorhin genannten Lebenslauf des Prälaten, kommt dieses auch an einer Stelle zum Vorschein. Es heißt dort:

Als mir Freund Peter ward genommen, war ich von Trauer ganz beklommen. Der Vater fragt: „Was hast du nur?" „Och, Vatter, loß mech doch och wäeden Pastur".

Doch Vatter sagt; „Du ärmer Jong, Dofür es jo vell ze schwach deng Long. Du dröcklich klitze kleene Spon, du wiesch noch net emol Kaplon. Schlag dir dat nur us dengem Kopp. Spell leever möt dengem Diddeldopp."

Da ward`s mir vor den Augen düster. „Halt", dachte ich, „jetzt wirst du Küster". Für zu weilen im schönen Gotteshaus, reicht deine Lunge doch noch aus.

Ich spiel dann dem Peter ganz feierlich, bei Weihrauchduft und Kerzenlicht.

Dann läut ich noch zum Angelus, und – dann habe ich ja Schluß. Ein Küster hat doch ein feines Leben, doch dieses ging mir auch daneben. Vielleicht war ich was schwach im Kopf, drum war und blieb ich nur ein Tropf.

Die Leser, die Lehrer Schwind weniger gekannt haben, werden wohl der Auffassung sein, ich hätte ihn nur als unfähigen rabiaten Lehrer schildern wollen. Das ist nicht der Fall. Ich werde in weiteren Folgen auch Beweise dafür anbringen.
(Fortsetzung folgt)

III. Teil

Unser Lehrer Schwind





Herr Lehrer Schwind hatte aber auch manchmal wirklich Ursache, über uns erbost zu werden, zum Beispiel war das Zuspätkommen bei Freund Peter und mir im höchsten Grade chronisch. Der Schulweg ging durch das Eisbachtal am Bache vorbei, und wir hatten dort öfter „Arbeiten" auszuführen, die uns wichtiger dünkten, als der Schulunterricht. Hier mußten wir nachsehen, ob der große Fisch noch da war, den wir gestern gesehen hatten, dort mußten wir überprüfen, ob die eingebauten Wasserräder noch liefen usw. Einmal hatten wir einen Krebs gefangen. Wir bauten von Lehm und Steinen einen Ringwall, gossen Wasser hinein, setzten den Krebs dazu und deckten ein Brett darüber. Hier saß der arme Krebs tagelang in seinem Gefängnis, bis ein Gewitterregen die „Ringburg" wegschwemmte, wodurch der arme Krebs erlöst wurde. Es war uns unbegreiflich, dass Lehrer Schwind hierfür nicht das geringste Verständnis zeigte. Unsere schönsten Entschuldigungen wurden von ihm meistens „handlich" erledigt. Oft mussten wir die Zeit, die wir morgens zu spät kamen, nachmittags nach Schulschluss nachsitzen, dann aber mit hundert Prozent „Aufschlag".

Ein Erlebnis vom „Nachsitzen" ist mir noch gut in der Erinnerung. Eines Tages war ich auch bei den Bevorzugten, die nachmittags, wenn die anderen Kinder nach Hause gingen, noch eine Stunde nachsitzen durften. Da schon in der ersten Viertelstunde, dank der vorzüglichen Lehrmethode von Schwind, drei Kinder weinten, schien die Nachhilfestunde einen ganz normalen Verlauf zu nehmen. Schwind wurde aber vorzeitig abberufen, er gab uns eine schriftliche Arbeit auf und beauftragte mich, ihm einen Stoß Schreibhefte, die auf seinem Pulte lagen, nach Schluss der Stunde in seine Wohnung zu bringen. Sicher wollte er damit kontrollieren, ob wir nicht vorzeitig die Schule verließen.

Um fünf Uhr gingen die anderen „Sträflinge" nach Hause und ich brachte die Hefte auftragsgemäß zum Lehrer Schwind, der damals in dem jetzigen Hause Wendel wohnte. Als ich dort ankam, werkelte Schwind in einem alten Anzug im Garten herum. Ich war entsetzt! Bis jetzt hatte ich meinen Lehrer als das höchste Wesen auf Gottes weiter Erde angesehen; daß sich dieser aber soweit erniedrigen konnte, ganz gewöhnliche Gartenarbeiten zu verrichten, das war mir unfaßbar. Schwind schien guter Laune zu sein. Er nahm mir die Hefte ab, sprach freundlich mit mir, zeigte mir noch allerlei in seinem Garten, und nachdem ich noch ein wenig jäten helfen durfte, war ich in Gnaden entlassen.

Ich ging hocherfreut nach Hause. In mir war alles eitel Wonne, ich dünkte mich der Gunst und Gnade meines Lehrers für alle Zeiten. Auf dem Heimwege überlegte ich mir schon, was ich jetzt alles anfangen könnte, ohne von Schwind gestraft zu werden. Wie schrecklich wurde ich aber andern morgens enttäuscht. Der Unterricht hatte noch kaum begonnen, da bekam ich meine Hiebe wegen der berüchtigten „Hemp-Geschichte" die ich anfangs meiner Erinnerungen beschrieben habe. Die Enttäuschung „Gestern Freund - heute Feind" war für mich fast schmerzlicher, wie die Strafe selbst.

Trotz allem hatten wir unseren Lehrer gerne und so beschlossen wir einmal, ihm auf seinem Na-

menstage eine Freude zu machen (Er hatte den schönen Vornamen: Bertram). Darum hielten wir in unserer Klasse eine Sammlung ab. Wenn auch fast nur Kupfermünzen einkamen, so reichte es doch, um beim „Thiebes Griet", jetziges Kaufhaus Koch, einige, möglichst bunte, Glasschüsseln einzukaufen, die wir vor Beginn des Unterrichtes schön auf sein Katheder stellten.

Statt der von uns erwarteten Freudenausbrüche machte unser Lehrer, als er die Klasse betrat und die „Bescherung" überschaute, ein recht finsteres Gesicht. Wir mußten unser Namenstagsgeschenk zum „Thiebes Griet" zurückbringen, dort die Kupfermünzen in Empfang nehmen und sie jedem einzelnen Spender wieder zustellen.

Damit waren die „Namenstagsfeierlichkeiten" beendet. Damals mutete uns das Benehmen des Namenstagskindes sonderbar an, heute bin ich fast der Meinung, dass es in Wirklichkeit seinem guten Herzen entsprang. Er wollte nicht zulassen, daß das ohnehin schon schmale „Budget" der Kinder durch ihn noch mehr belastet würde. Von seiner Gutheit zeugte auch, daß er dem Schulmädchen, dem ich die Schultafel kaputt geworfen hatte, aus seiner Tasche eine neue Tafel kaufte. Ich erinnere mich noch, daß es mir während des Unterrichtes einmal schlecht wurde. Lehrer Schwind merkte es und gab mir fünf Pfennig. Dafür sollte ich mir ein „Möndchen" kaufen. Diese Möndchen, ein halbmondförmiges, geflochtenes Gebäck aus Milchteig, gab es zu kaufen beim „Thiebes Griet" (Frau Margarethe Koch, geb. Thiebes, heutiges Kaufhaus Koch). Person und Geschäft hießen damals im Volksmund allgemein „beim Thiebes Griet".

Diese „Möndchen" wurden gebacken in der Bäckerei der Gebrüder Anton und Hermann Buchholz in Herresbach und wurden morgens zum „Thiebes Griet" gebracht, als begehrter Leckerbissen für die nahegelegene Schule. Kaffeeteilchen und sonstige Schleckereien gab es damals noch nicht. Später hatte der „Pittesch Wellem" (Bäckerei Wilhelm Lichtenberg, gegenüber der Kirche), Streuselkuchen und Apfeltorte zu verkaufen, ein kleines Stück kostete 10 Pfennig. Dieser Preis war für mich unerschwinglich, abgesehen davon, daß man solche „Schwelgerei" fast als Sünde angesehen hätte.

Das von Schwind gestiftete „Möndchen" verzehrte ich genüsslich in der Pause unter den neidvollen Blicken meiner Schulkameraden, wodurch der Genuss bei mir nur noch erhöht wurde. Nach der Pause brach in unserer Klasse eine „Epidemie" aus. Viele Kinder ließen den Kopf hängen und erklärten, es wäre ihnen sehr schlecht, in der Hoffnung, von Schwind auch 5 Pfennig für ein „Möndchen" zu erhalten. Lehrer Schwind durchschaute aber die Absicht der „schlechten" Kinder und ließ es mit meinem Falle bewenden. Dadurch war der „Gesundheitszustand" der gesamten Klasse schnell wieder auf den alten Stand gebracht.

Zu meiner Zeit war der normale Unterricht von 8 bis 12 Uhr, mit einer Pause um 10 Uhr und nachmittags von 2 bis 4 Uhr ohne Pause. Mittwochs und Samstagnachmittags war schulfrei. In der Regel besuchten wir nachmittags das gleiche Schulzimmer wie morgens. Darum konnten wir unsere Schulsachen über Mittag






in der Klasse lassen. Zweimal in der Woche durften wir um 10 Uhr nach Hause gehen, mußten dann aber unsere Sachen mitnehmen, da von 10 bis 12 Uhr andere Kinder unsere Plätze belegten. Zu faul, um unsere Tornister über Mittag mit nach Hause zu nehmen, wurde dieser irgendwo im Dorfe „hinterlegt". Dieses geschah meistens im Hausflur der Wirtschaft Bröl (heute Bramkamp) oder im Laden des Geschäftes Dresen.

Bröl's und auch Dresen's hatten im Hofe eine Wasserpumpe, die von uns Kindern in den Pausen sehr in Anspruch genommen wurde, da Oberpleis damals noch keine Wasserleitung hatte. Wenn wir Dresen's Wasserpumpe erreichen wollten, mußten wir durch den ganzen Laden laufen. Schon allein der Umstand, was es in dem Laden alles zu „begaffen" gab, erzeugte bei uns großen Durst.

Ich bewundere heute noch die große Geduld der guten Frau Dresen, denn in den Pausen war ein ewiger „Durchzug" der Kinder durch den Laden in den Hof an die Pumpe. Ich kann mich nicht erinnern, von Frau Dresen jemals ein hartes Wort gehört zu haben, im Gegenteil, als sie merkte, dass wir manchmal aus der hohlen Hand trinken mußten, hing sie einen Metallbecher an die Pumpe.

Was die Gastwirtschaft Bröl betrifft, so möchte ich noch folgende Begebenheit erwähnen: Der Vorfahr von Bröl hieß Hemmerling, der Name Bröl war eingeheiratet. Bei diesem Hemmerling gab es früher die bekannten und begehrten „Hemmerlings Bretzeln", die bei den Müttern sehr beliebt waren. Zu Zwieback getrocknet ergaben diese ein gutes Kindersüppchen. Der Mann, der bei Hemmerlings die guten Bretzeln fabrizierte, hieß Deckenbach und wohnte in Rübhausen. Er muß wohl eine urwüchsige Natur gewesen sein, denn wenn er schon mal über Nacht bei Hemmerlings bleiben mußte, holte er sich einige Schanzen in eine alte Backmole, wo er dann „sanft" und ruhig schlief. Die gute Frau Hemmerling wollte dem alten Manne einmal eine bessere Lagerstätte bereiten; sie warf die Schanzen hinaus und füllte die Mole mit weichem Heu und Stroh. Abends, als der alte Deckenbach sich in die Mole legen wollte um zu schlafen, schimpfte er gewaltig, daß ihm einer sein „Bett versaut" hätte. Er warf das Stroh hinaus und holte sich seine Schanzen wieder, damit er, wie er sagte, wieder „gut" schlafen könne.

Für die Schulkinder von Eisbach und Pleiserhohn war ein beliebter „Standartplatz" zum Aufbewahren der Schulsachen ein alter Schuppen im Unterdorfe von Oberpleis, der schon längst einem Neubau hat weichen müssen. In diesem alten Schuppen war in einer dunklen Ecke ein „stilles Örtchen", in einem recht baufälligen Zustande. Wegen diesem „Örtchen" hatten wir Kinder einmal ein „grausiges" Erlebnis. Wenn die ganze Sache auch etwas „anrüchig" ist, so glaube ich doch, daß es auch von „zarten Seelen" gelesen werden kann, weshalb ich es hier schildern möchte.

Eines Morgens konnten wir wieder um 10 Uhr nach Hause gehen, wobei wir, wie vorhin geschildert, unsere Schulsachen mitnehmen mussten, die wir über Mittag in dem besagten alten Schuppen hinterlegen wollten. Plötzlich ertönte von dem „stillen

Örtchen" her ein jämmerliches Geschrei und als wir er erschreckt nachschauten, war unser Schulkamerad mit dem schönen Namen Joachim nur noch von den Hüften an aufwärts zu sehen, alles andere steckte in einer undefinierbaren Masse. Joachim wollte vorsichtigerweise seinen Schulranzen in dieses Örtchen stellen, trat dabei anscheinend auf ein morsches Brett und der arme Junge versank in der „Unterwelt".

Klein Joachim, der, wie Schiller sagte, „festgemauert in der Erden" dastand, konnte sich durch eigene Kraft nicht mehr befreien, alle Bemühungen dienten nur dazu, um noch tiefer zu sinken. Auf unser vereintes Geschrei hin, erschien der Besitzer des Schuppens, der nebenan wohnte, auf der Bildfläche. Als dieser die Situation überschaute, machte er ein Gesicht, dem nichts Gutes zu entnehmen war.

Normalerweise werden ja bei Knaben etwa notwendige Strafpredigten auf dem Hinterteil ausgetragen, da dieses aber im Moment bei Joachim nicht erreichbar war, begnügte sich der „Unhold" vorläufig damit, dem armen Jungen, gleichsam einer Akontozahlung, eine kräftige Ohrfeige zu versetzen.
(Fortsetzung folgt)

IV. Teil

Unser Lehrer Schwind

Wir Kinder umstanden schreiend und ratlos die Grube, nur Heinrich Losem aus Pleiserhohn, der besonders schlau sein wollte und immer gerne mit der Nase vorne war, wollte den Fall „fachmännisch" untersuchen, wäre aber, wenn wir ihn nicht geschnappt hätten, noch mit „abgestürzt". Wie ich in der letzten Folge berichtete, kam auf unser Geschrei der Besitzer des Schuppens herbei, er verabfolgte dem Joachim zuerst eine kräftige Ohrfeige, zog ihn an den Armen aus der Versenkung heraus, stellte ihn auf festen Boden, gab ihm rasch noch einige Ohrfeigen, und entfernte sich eilends. Denn dem armen Jungen entströmte ein Duft, der mit „Kölnisch Wasser" nicht das Geringste zu tun hatte. Joachim lief dann weinend nach Hause. Wir Kinder von Eisbach und Pleiserhohn folgten „errötend seinen Spuren", die der arme Junge auf der Straße hinterließ, natürlich wegen der „Witterung" in entsprechender Entfernung. Wie der kleine Joachim zu Hause empfangen wurde, darüber schweigt die Chronik. Nachmittags ließen die Eltern ihren Sohn krank melden, er hätte „Bauchweh", sicherlich war er aus der „Reinigung"` noch nicht zurück. Andern tags war Joachim wieder frisch und blank in der Schule. Die Ballade „Orpheus in der Unterwelt" hatte ihm anscheinend gesundheitlich nicht geschadet. An unserem Getuschel merkte Lehrer Schwind, daß etwas los war. Wir mußten ihm berichten, worauf er schon gewohnheitsgemäß die Hand erhob, aber seine Gutmütigkeit siegte, er gab dem Jungen nur einige Ermahnungen. Die hätte er sich aber sparen können, denn Joachim mied fortan den Schuppen wie die Pest.

Das war der brave Joachim Eschbach aus Pleiserhohn, der vor einigen Jahren als hoher Beamter der Stadt Eschweiler gestorben ist. Er, Wilhelm Losem, der auch schon verstorben ist, und ich waren in einem Alter. Heinrich Losem ist ein tüchtiger Landwirt geworden, hat aber sei-






nen ursprünglich gewünschten Beruf verfehlt. Bei der Schulentlassung wurden wir vom Lehrer gefragt, was wir werden wollten, die meisten Kinder wußten darauf nichts zu sagen. Heinrich sagte aber in allem Ernst: „Ich will Schornsteinfeger werden." Als darauf die ganze Klasse lachte, meinte Lehrer Harth, das solle er ruhig machen, das wäre noch lange kein schlechter Beruf.

Sollte der eine oder andere Leser der Meinung sein, ich hätte aus „ästhetischen Gründen" die schmutzige Geschichte mit dem armen Joachim nicht bringen dürfen, so bitte ich noch nachträglich um Entschuldigung, obgleich ich selbst der Meinung bin, daß noch mancher Leser darüber gelacht hat.

Lehrer Schwindt ist nicht alt geworden, am 22. Juli 1905 starb er, erst 42 Jahre alt. Er war kein schlechter Lehrer, was er den Kindern einpaukte, das blieb sitzen, er hatte nur eine etwas unglückliche Art und Weise, dieses den Kindern beizubringen. In seiner Klasse ging es immer laut her. Da Kinder manchmal in dieser Beziehung grausam sein können, wurde die Unruhe oft künstlich erzeugt, nur weil sie merkten, daß sich der Lehrer so darüber aufregte. Ich will dem guten Lehrer Schwindt nicht noch nachträglich Vorwürfe machen, aber wenn er auf die kindlichen Späße etwas mehr eingegangen wäre, so wäre alles halb so schlimm gewesen, aber das lag ihm nicht, dafür war er zu ernst.

Ich erinnere mich noch, als Pfarrer Horst, der von Buchholz im Westerwald nach Oberpleis versetzt wurde, das erste Mal in unserer Klasse Religionsunterricht hielt. Als Pfarrer Horst in die Klasse trat, stand unser Mitschüler David Cohn auf - als Jude brauchte er dem Unterricht nicht beizuwohnen. David wollte sich scheu an dem Pfarrer vorbeidrücken. Da fragte dieser: „Junge, wo willst du denn hin?" David wurde so verlegen, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Als ihm aber Pfarrer Horst ins Gesicht schaute, wusste er Bescheid. „Ach so", sagte er, „du bist Israelit, dann gehe schön nach Hause", worauf der kleine David erleichtert das Klassenzimmer verließ. Über unserem Schulzimmer unterrichtete zu gleicher Zeit Lehrer Schwindt in seiner üblichen Manier. Da es an jenem Tage sehr heiß war, standen oben wie unten die Fenster weit offen. So blieb es nicht aus, daß mitten in die stille Religionsstunde plötzlich das dröhnende Organ von Lehrer Schwindt tönte: „Ich reiße dir die Ohren aus, ich kleb dich an die Wand" und was sonst noch seine Kraftausdrücke waren. Pfarrer Horst hörte eine Zeit lang zu, dann fragte er: „Wer schreit denn oben so?" Ein Junge antwortete, das dies Herr Lehrer Schwindt sei, der gerade oben Unterricht halte. Auf die Frage, warum der Lehrer dabei so schreien müsse, wußte ihm keiner Antwort zu geben. Pfarrer Horst hörte sich den lauten „Unterricht" noch etwas an, dann schickte er ein Kind nach oben mit der Bitte, der Herr Lehrer möchte etwas ruhiger sein. Daraufhin wurden oben die Fenster geräuschvoll geschlossen und der „Betrieb" ging in alter Weise weiter.

Der fromme Bauersmann

Während der Herbstferien ging ich schon mal zu den Bauern Kartoffeln lesen. Da man damals noch keinen Kartoffelroder kannte, ging das nicht so schnell wie heute. Viel ging ich auf einen

größeren Bauernhof, (nicht in Eisbach), wo die Kartoffelernte mehrere Tage dauerte. Der Hofherr war als religiöser Mann bekannt, soweit seine Arbeiten darunter keinen Schaden zu leiden brauchten. Mit frommen Sprüchen war er immer bei der Hand, so erzählte er schon mal von der heiligen Dienstmagd Notburga, die mit der Sichel in der Hand als Nothelferin verehrt wird: „Datt wor noch ein Fraumensch, wat arbeden konnt", dies mit einem Seitenblick auf seine eigene Magd, wohl in der stillen Hoffnung, die möge darauf angeregt werden, sich noch mehr als bisher zu plagen.

Damals kannte man noch keine umzäunten Viehweiden wie heute, das Vieh blieb das Jahr hindurch im Stalle und wurde im Herbst auf die Grummetwiesen und die Kleefelder getrieben. Den Hütebuben hielt der Boss den heiligen Hirten Wendelinus als Vorbild vor, „der dät emmer jot op seng Köh obpassen". Auf diesem Hofe habe ich auch erlebt, wie der fromme Spruch: „Bete und arbeite" in die Praxis umgesetzt wurde. Nach dem Abendessen, wenn der Tisch abgeräumt war, wurde auf demselben ein großer Korb Kartoffeln ausgeleert. Jeder, der mitgegessen hatte, mußte nun auch helfen, die Kartoffeln für den nächsten Tag zu schälen. Damit es den Leuten nicht langweilig wurde, wurde während dieser Zeit das Nachtisch-Gebet verrichtet. Reichte dieses nicht aus, um den Kartoffelberg zu bewältigen, so wurden noch einige in- oder ausländische Heiligen angerufen oder auch schon mal die Lauretanische Litanei gebetet.

Als treuer Hüter häuslicher Sitten sah der Boss streng darauf, daß sich sämtliche Hausangehörigen, auch diejenigen, die noch die letzten Arbeiten im Hof und im Stall zu verrichten hatten, an diesen Gebeten beteiligten.

Dazu blieb die Türe weit offen und die mächtige Stimme des Hausherrn schallte durch Hof und Stall. Dadurch wurden manchmal Zustände erzeugt, die der Komik nicht entbehrten. Zum Beispiel mußte eines Abends während des Gebetes die Magd im Stalle noch die letzte Kuh melken. Die arme Magd war in Nöten, einesteils wollte die störrige Kuh nicht still halten, andernteils mußte sie auch höllisch auf die Stimme des Vorbeters achten, denn sie war ja zum mitbeten verpflichtet. So konnte es nicht ausbleiben, dass die Magd den gequälten Stoßseufzer von sich gab: „Heilige Maria - nu stand doch stell, du Bies - Mutter Gottes, bitte für uns." Später mußte sie während der Litanei dem Schwein noch einen Eimer Futter bringen. Das ungeschickte Tier warf den Eimer um, wodurch die Magd zu der innigen Anmutung veranlasst wurde: „Du dreckig Ferken - bitte für uns - jetzt kannste och deng Zopp von der Äeden op fressen - bitte für uns."

Neben der Wohnküche war die Milchküche. Dort war eines Abends die Hausfrau während des Gebetes noch beschäftigt. Plötzlich ertönte aus der Küche ein Geschrei und darauf folgende Anrufung: „Heilige Maria, Mutter Gottes, - nu hätt dat As doch de janze Kaffeemellech jesoffe - bitte für uns Sünder ..." Dabei flog aus der Milchküche eine große, schwarze Katze quer durch die Küche, ausgerechnet in die Wanne mit geschälten Kartoffeln. Das Wasser spritzte nach allen Seiten, und wir Jungen lachten hellauf, was uns einen stren-






gen, verweisenden Blick des Hausherrn eintrug. Das Wasser in der Wanne wurde erneuert, worauf das fromme Kartoffelschälen zu Ende geführt wurde.

Eines Abends griff sogar der Boss selbst in die Debatte ein. Er betete:
„Vater unser der du bist im Himmel, - dohn dem Löbes es ene Lappen öm den Fönger – geheiligt werde“ usw. Mit dem „Löbes“ meinte der Boss nicht den himmlischen Vater, sondern seinen neben ihm sitzenden Knecht, der während des Kartoffelschälens sanft eingeschlummert war. Der Knecht ließ dabei die Kartoffel fallen und schälte an seinem Daumen lustig weiter, es blutete stark und deshalb der Ruf nach dem Lappen. Ich hätte ja als Kind zwischen Tag und Dunkel nach Hause gehen können, zumal ich noch durch ein Waldstück mußte, aber durch die Aussicht auf die fromme „Unterhaltung“, nahm ich gerne den späteren Heimweg in Kauf.

Unser Herrgott, der ja auf Erden auch mit allerhand Leuten in Berührung kam, wird wohl diese Begebenheiten unter der Rubrik: „Humoristika“ gebucht haben.

Wenn dabei etwas sündhaft war, so war es der Umstand, daß der Boss seine Leute unter einem religiösen Mäntelchen ausnützen wollte.
(Fortsetzung folgt)

V. Teil

Zu meiner Schulzeit war der Rasenplatz mit dem Ehrenmal vor der Kirche noch Friedhof. Wenn auch zu der Zeit schon nicht mehr dort beerdigt wurde, so standen noch alte Grabkreuze da. Als die Gemeinde von dem damaligen Gast- und Landwirt Josef Bröl in Oberpleis ein Stück Land zur Erweiterung des Friedhofes kaufte, mußte sie die Auflage übernehmen, diesen hochgelegenen alten Friedhof in gerader Linie von der Kirchturmtüre bis zur Haustüre der Wirtschaft Bröl abzutragen (die Haustüre nach der Siegburger Straße zu existierte damals noch nicht), womit das Haus Bröl frei zu liegen kam. Der Grund, weshalb dieses später nicht geschehen ist, ist mir nicht bekannt.
Neben diesem Friedhof, nur durch einen Fußweg getrennt, stand die alte Fachwerkschule, wo ich mir als Kind, teils unter Anwendung drastischer Lehrmittel seitens des Lehrers, meine Kenntnisse angeeignet habe. Das Schulzimmer von Lehrer Schwind lag im ersten Stock und damit in gleicher Höhe des hoch gelegenen alten Friedhofes. Es war deshalb technisch durchaus möglich, daß Lehrer Schwind die Drohung aus seinem Sprachschatz: „Ich werfe dich auf den Friedhof" in die Tat umsetzen konnte.

Der dicke Franz Witt

Den kleinen, dicken Franz Witt aus Oberpleis, der zu den besonderen „Lieblingen“ von Schwind gehörte, hat er auch mal am Rockkragen und am Hosenboden gefaßt und ihn zum Fenster hinaus gehalten. Als dann der Junge, zwischen Himmel und Erde zappelnd, jämmerlich schrie, hat er ihn wieder eingezogen.

Der kleine Franz hat übrigens einmal seinem Lehrer Schwind einen heillosen Schrecken eingejagt. Eines Morgens war Witt wieder in ganz besonderer Weise aufsässig, so daß Schwind wie so oft, die „Endlösung" in einer gehörigen Tracht Prügel sah.

Während dieser „Amtshandlung" war der Stock des Lehrers plötzlich ganz blutig gefärbt und als er näher hinschaute, war auch der Hosenboden des Jungen von Blut durchtränkt. Ganz erschrocken - Schwind mußte ja meinen, er hätte den Jungen mit dem Stock verletzt - nahm er den widerstrebenden Bengel bei der Hand und ging mit ihm zu Dr. Jansen. Als dieser den Jungen ausgiebig untersucht hatte, stellte es sich heraus, dass sich Franz, als Sohn eines Metzgers, eine kleine Blase mit Schweineblut in den Hosenboden hinein praktiziert hatte. Durch die kräftige Berührung mit dem Stock war diese geplatzt und verursachte den starken Bluterguss. Einesteils erleichtert, daß er schuldlos war, andernteils aber auch sehr ergrimmt über solche Bosheit, schickte Schwind den Jungen nach Hause, er solle sich eine trockene Hose anziehen. Als Franz nachmittags wieder zur Schule kam, wurde die morgens unterbrochene Prozedur in verstärktem Maße fortgesetzt, diesmal aber „unblutig".

Lehrer Schwind als Akrobat

In unserer Klasse standen noch die alten harten und starren Schulbänke. Lehrer Schwind hatte die Angewohnheit, hinter dem Rücken der Kinder her über diese Bänke zu laufen, um die schriftlichen Arbeiten der Kinder zu beaufsichtigen. Das war für uns Kinder nicht sehr vorteilhaft, denn beim Aufsatz- und Schönschreiben mußte man immer darauf gefaßt sein, plötzlich eine schmerzhafte „Erleuchtung" von oben her zu bekommen, was wiederum für die Konzentrierung der Gedanken auf das Aufsatzschreiben sehr hinderlich war.

Ich habe noch lange ein Aufsatzheft aufbewahrt, in welchem eine Seite vollständig mit Tinte beklecksst war. Eines Tages besichtigte Schwind auch wieder von oben herunter unser Aufsatzschreiben. Als er in meiner Bank „aufsteigen" wollte - ich saß auf der Ecke - hatte er jedenfalls die Distanz nicht richtig eingeschätzt, er rutschte aus und fiel über mich her. Nach dem Gesetze der Schwerkraft war damit meine Armseligkeit stark belastet, ich hielt die „erdrückende Macht" meines Lehrers nicht aus und knickte zusammen, wobei ich mir an der harten Pultkante auf der Brust recht wehe tat. Meine Schreibfeder bohrte sich dabei in das Papier und verspritzte die Tinte über das ganze Blatt des Aufsatzheftes. Als sich der über mir liegende Lehrer wieder von mir „losgelöst" hatte, schaute er in mein Aufsatzheft, erblickte dort die „Sauerei" und wußte in seiner Verlegenheit nichts Besseres zu tun, als mir einige Ohrfeigen zu verabreichen.

Mir wurde übel. Die Schmerzen auf der Brust, dazu die Ohrfeigen und das versaute Aufsatzheft - das war für meine Winzigkeit doch etwas zu viel, und ich begann zu weinen. Als Schwind dieses bemerkte, spürte er anscheinend doch ein menschliches Rühren. Er gab mir, allerdings ohne sich zu entschuldigen, fünf Pfennig, für ein „Weckmöndchen". Als er gleich darauf zur Pause schellte, habe ich beim Thiebes Griet mein sauer verdientes Möndchen geholt und unter Tränen verzehrt, da ich noch immer Schmerzen hatte. Ich konnte mit der Königin Luise weiland auf der Flucht in Tilsit klagen: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß".

Ich bemerkte eben, daß unser Lehrer Schwind mit Vorliebe






hinter dem Rücken der Kinder her über die Bänke lief. Auf einer dieser „Hochgebirgstouren" geschah dann eines Tages folgendes: Während sich Schwind über ein Kind beugte, malte ihm der Schüler Wilhelm Jonen aus Ruttscheid, der jederzeit zu harmlosen Späßen bereit war, blitzschnell mit Kreide eine große 11 auf den Rücken. Die ganze Klasse freute sich unbändig, hielt aber dicht und so konnte es geschehen, dass Schwind, als er nachmittags nach Hause ging, sein „Kreuz" in Gestalt der weithin sichtbaren 11 geduldig nach Hause trug. Wie Lehrer Schwind zu Hause von seiner Frau empfangen wurde, ist nie an die Öffentlichkeit gedrungen.

Nachmittags war in der Schule große Gerichtssitzung. Willi war aber so anständig und meldete sich sofort als „Übeltäter" und was dann folgte, darüber wollen wir den Mantel der christlichen Liebe decken, verraten sei nur, daß Lehrer Schwind alle die ihm zu Gebote stehenden „Erziehungsmittel" an dem armen Jungen anwendete.

An dieser Stelle möchte ich noch mit einigen Worten des im Dezember vorigen Jahres verstorbenen „June Wellem" gedenken. Den Humor, den er schon in der Schule bewies, hat er sein ganzes Leben beibehalten. Er war stets ein guter Kamerad und ein auf rechter Christ. Über 40 Jahre waren wir zusammen im Kirchenchor. Jeden Freitagabend kamen wir im Kirchenchor zusammen, um den damals noch von der Kirche vorgeschriebenen liturgischen Choralgesang für das sonntägliche Hochamt zu üben, der für jeden Sonntag verschieden war. Was das für einen Idealismus erforderte, kann nur der ermessen, der es selbst mitgemacht hat. Dass dieser Idealismus vorhanden war, davon zeugt der Umstand, dass der Kirchenchor, damals noch reiner Männerchor, 50 Mann stark war, als ich ihm in jungen Jahren beitrat. Davon zeugt weiter der Umstand, dass viele verstorbene Mitglieder über 50 Jahre dem Verein angehörten, zum Beispiel der im vorigen Jahre verstorbene Bernhard Mohr aus Bellinghausen, der 60 Jahre Sänger, davon 50 Jahre Dirigent war. Der heute noch lebende Wilhelm Bellinghausen aus Eisbach, 88 Jahre alt, war über 50 Jahre im Kirchenchor, davon die meiste Zeit als dessen



Hauptlehrer Harth, ein verdienstvoller Pädagoge

Vorsitzender.

Nun zur Schule zurück. Zu meiner Zeit hatten die Jungen und Mädchen noch getrennte Klassenräume. Erst in meinen letzten Schuljahren, als ich schon bei Hauptlehrer Harth in die Schule ging, waren Jungen und Mädchen zusammen in einer Klasse. Ich kann mich noch sehr gut erinnern, daß wir anfangs mit unsäglicher Verachtung auf das „weibliche Element" herabschauten, welches plötzlich in unserer Klasse auftauchte. Wir empfanden große Schadenfreude, wenn ein Mädchen vom Lehrer bestraft wurde. Anfangs waren wir sehr

neugierig, wie die Strafe bei den Mädchen ausfallen würde, denn das bei den Jungen in schwereren Fällen übliche „Übersknielegen“ war doch für die Mädchen aus naheliegenden Gründen nicht schicklich. Lehrer Harth führte dann die „Einheitsstrafe" ein, man mußte die Hände aufhalten und bekam vom Lehrer einige Streiche mit dem Stock darauf. Manchmal war diese Prozedur schmerzhafter als das „Botzspannen“, wie das „Übersknielegen“ in der Schülersprache hieß. Im letzteren Falle war noch immer etwas Schutz da, besonders im Winter, wenn man dicke Unterhosen anhatte. Auch konnten sich die Sünder, die beim Lehrer etwas „im Salz liegen“ hatten, durch Hosenbodeneinlagen besser schützen. (Siehe Fall Kreuz). Im anderen Falle waren aber die bloßen Hände der „rohen Gewalt“ schutzlos preisgegeben. Wenn damals Lehrer Harth öfter sagte, er strafe nicht gerne und die Streiche, die er uns mit dem Stock gäbe, spüre er selbst auch im Herzen mit, so fanden wir dieses doch für lächerlich, denn wir waren als Kinder der Ansicht, der Lehrer strafe nur mit großer Wollust. Später konnte ich aber Lehrer Harth sehr gut verstehen, er hatte ein Herz für Kinder und war ein tüchtiger Pädagoge.

Rektor Harth liegt unterhalb der Priestergräber beerdigt, ziemlich unscheinbar. Er war unverheiratet, stammte aus der Pfarrei Aegidienberg und es werden wohl keine Angehörige mehr da sein, um sein Grab zu pflegen. Es wäre schön, wenn sich die Gemeinde, oder sonst eine Stelle bereit finden würde, durch einen kleinen Gedenkstein das Andenken an diesen verdienten Pädagogen wach zu halten.

Um nochmal auf die vorhin erwähnte Strafe des „Botzespannens" zurückzukommen, so möchte ich wohl sagen, daß dieses heute in der Schule fast kein Problem mehr wäre. Die Mädchen werden in immer mehr zunehmendem Maße „behoster", es wird wohl bald die Zeit kommen, wo auch die letzten Schranken fallen und dann wird es wohl so sein: Während die Großen vielerorts die Einheitsschule anstreben, streben die Kleinen auf dem Schulhofe - wie sich die Dinge gleichen - die Einheitskleidung an. Mein lieber, guter, braver Lehrer Schwind, sei im Himmel froh, daß du das in deiner Schule auf Erden nicht mehr zu erleben brauchst.
(Fortsetzung folgt)

VI. Teil

Mein Freund Josef

Wenn ich dem Wunsche vieler Leser, meine Jugenderinnerungen fortzusetzen nachkomme, so möchte ich hier zuerst meines lieben Freundes Josef Buchholz gedenken.

Josef, 78 Jahre alt, ist ein Bruder des vor einigen Jahren verstorbenen Prälaten Peter Buchholz. Schon unsere beiderseitigen Väter waren Freunde, sie waren im gleichen Alter, hatten als Schreiner den gleichen Beruf, haben zusammen den Krieg 1870/71 mitgemacht und sind auch 1919 kurz nacheinander gestorben. Sie haben gerade noch den Rückzug unserer Soldaten aus dem verlorenen Krieg erlebt.

Die Freundschaft der Väter hat sich auf die Kinder übertragen. Peter und ich sind zusammen zuerst zur Schule nach Oberpleis gegangen, Peter kam aber, wie






ich früher schon berichtete, nach wenigen Jahren auf das Gymnasium nach Neuß. Wenn wir auch zeitweise räumlich getrennt waren, so sind wir immer gute Freunde geblieben, besonders als Peter nach dem Kriege und seiner Berliner Zeit jedes Jahr längere Zeit in Eisbach weilte, er war dann mein nächster Nachbar.

Mit Josef aber bin ich aufgewachsen. Wir haben die Freuden und Leiden unserer Jugendzeit gemeinschaftlich getragen und haben auch gemeinschaftlich, wie wohl alle Jungen, manche Jugendstreiche „verbrochen" und von diesen möchte ich hier einige erzählen. Ich würde mich freuen, wenn ich meinen lieben Freund Josef auf seinem Schmerzenslager etwas aufheitern könnte. Er liegt schön über vier Jahre, geistig noch frisch, körperlich aber hilflos wie ein Kind, durch einen Schlaganfall einseitig vollständig gelähmt, bei seinem Sohne, dem Kaplan Werner Buchholz in Alsdorf bei Aachen auf dem Krankenlager. Warum gerade ihn, als hochanständigen Menschen und treuen Katholiken dieses Schicksal treffen mußte, ist eine der großen Fragen „Warum", auf die wir erst im Jenseits Antwort erhalten werden. Ich schreibe dieses nicht, um bei den Lesern Mitleid für Josef zu erwecken. Es würde ihm nicht recht sein, zudem hat er es aber auch gar nicht notwendig, denn er trägt sein Geschick mit vorbildlicher Geduld, an der sich mancher erbauen könnte. Das ist auch der Sinn, weshalb ich diese Zeilen schreibe, außerdem werde ich oft von Bekannten nach Josef gefragt.

Nach der Schulzeit kam Josef zum Bürgermeisteramt Oberpleis als Verwaltungslehrling und ich als Lehrling zur Gemeindekasse Oberpleis, die damals im heutigen Hause Gossen untergebracht war. Ich habe darüber früher schon berichtet. Viermal am Tage machten Josef und ich gemeinschaftlich den Weg von und nach Oberpleis. Mittags um 12 und abends um 7 Uhr kam Josef an der Gemeindekasse vorbei. Er pfiff mir von der Straße aus und wir gingen dann zusammen nach Hause. Dieses wurde aber bald meinem gestrengen Lehrmeister, dem Herrn Müller zu dumm, er wollte sich nicht von einem dummen Lehrling „anpfeifen" lassen. Daraufhin wurde meine Arbeitszeit mittags bis 12 1/2 und abends bis 7 1/2 Uhr verlängert und Josef musste allein nach Hause gehen. Es tat uns sehr leid, aber wir mußten uns der „rohen Gewalt" fügen. Nach der Lehrzeit haben Josef und ich den erlernten Beruf aufgegeben. Mein einziger Bruder war gestorben und Vater wünschte, daß ich zu Hause blieb. Dem Josef gefiel das „Stubenhocken" nicht, er erlernte das Schlosserhandwerk und wurde später Lehrschlosser und Erzieher an der Provinzial Fürsorgeanstalt, zuerst in Rheindahlen bei M.-Gladbach, später in Süchteln bei Krefeld. Ein wenig mag wohl auch dazu beigetragen haben, daß die „papierenen Tagelöhner", wie die Schreiber damals genannt wurden, von den Dorfbewohnern etwas von „Oben herunter" angesehen wurden, nach deren Meinung waren diese eben zu faul zum arbeiten.

Unsere erste Bekanntschaft mit dem Alkohol

Kaum 18 Jahre alt, bekamen der Josef und ich einmal Gelüste, eine Gastwirtschaft zu besuchen. Nach reiflicher Überlegung kehrten wir bei Bröhl, heute Bramkamp, ein. Dort trank jeder zwei Schnäpse a 5 Pfennig. Als wir den

dritten verlangten, meinte der dicke Wirt Bröhl, für unser Alter hätten wir genug. Josef und ich waren aber anderer Meinung, das „Fluidum" in der Wirtschaft gefiel uns und wir zogen quer über die Straße zum „Zolls Will". Da wir noch nichts vertragen konnten, waren wir schon leicht angesäuselt. Beim „Zolls Will" fühlten wir uns schon ganz Herr der Lage, pflanzten uns dort vor der Theke auf und tranken jeder noch drei Schnäpse. Ich erinnere mich noch gut, daß an der Theke auch der „Adelheds Mechel", Michael Klein, aus Oberpleis stand. Groß, stattlich, mit einem Bart war der „Adelheds Mechel" damals in Oberpleis eine markante Erscheinung. Klein war der erste Kohlenhändler in Oberpleis. Schon lange bevor die Spar- und Darlehenskasse ihren Kohlenhandel eröffnete, fuhr Klein mit seinen Pferden nach Siegburg oder Dollendorf und holte für seine Kunden Kohlen, damals „Geress" genannt. Außerdem war er bahnamtlicher Spediteur und hatte einen ausgedehnten Handel in Baumaterialien. Michael Klein war der Großvater des jetzigen Kohlenhändlers Franz Klein.
Nachdem wir zwei Helden dem „Adelheds Mechel" an der Theke lange genug auf die Füße getrampelt hatten, wurde dieser allmählich ungemütlich und sagte zu uns: „Ühr domm Jongen, wenn ech ühr Vattern net esu got kennt, dät ech öch lenks un rächs öm de Uhren hauen". Nach dieser Abkühlung bezahlten wir unsere drei Schnäpse und zogen nach Hause. Wir sahen alles rosig und lachten jeden an, der uns begegnete. Es war ja unser erster Ausflug in die „freie Welt". Als wir an die Pleisbachbrücke bei der Burg Niederbach kamen, saßen dort die beiden Freundinnen Maria Vogt und Bärbchen Pütz auf der Brüstung und wir setzten uns zu einem fröhlichen Plausch bei die „Pleeser Mädchen".

Inzwischen wurde es dunkel und wir mußten nach Hause. Galant wollten wir uns mit einem Händedruck von den Freundinnen verabschieden. Das Bärbchen streckte dem Josef die Hand hin und sagte: „Adjüß Josef", aber noch bevor Josef die Hand ergreifen konnte, geschah es. Die alkoholisierte Heiterkeit in der Brust und im Magen meines lieben Freundes ließ sich nicht länger bändigen. Sie drängte mit Macht nach außen und statt des erhofften Händedruckes hatte Bärbchen plötzlich etwas „ganz anderes" in der Hand. Die Situation war für uns „Minikavaliere" sehr peinlich, aber nachdem der Schaden am nahen Bach behoben war, löste sich alles in Heiterkeit auf. Wir verabschiedeten uns nochmals herzlichst, diesmal aber ohne Katastrophe, und gingen dann nach Hause.

Da Josef, wie eben bemerkt, an der Brücke „Dampf abgelassen" hatte, bestand bei ihm kein Überdruck mehr, er hatte „wieder Klarsicht", wie der Seemannsausdruck heißt. Bei mir funktionierte aber anscheinend die Ventilation nicht, ich musste alles innerlich, verarbeiten, wodurch mein Gang etwas unsicher wurde. Unterwegs begegnete uns der Oberpostschaffner Wilhelm Bennerscheid aus Eisbach, ein Verwandter von mir. Er durfte meine Unsicherheit nicht bemerken, ich faßte ihn deshalb scharf ins Auge und wollte an ihm vorbei steuern. Doch wie von einem Magnet angezogen, lag ich plötzlich in seinen Armen, er schubste mich lächelnd bei Seite und eilte weiter, er hatte wegen der ankommenden Bahnpost noch eine Stunde Dienst.






Im Weitergehen philosophierten wir zwei „wohlerzogenen" Bengel, Arm in Arm im Mondenschein darüber nach, ob wir uns durch den Alkoholismus nicht gegen das fünfte Gebot „Fraß und Völlerei" versündigt hätten. Dabei geriet Josef in weinerliche Stimmung und sagte wiederholt: „Johann, ich komm en de Höll, ich komm en de Höll". Ich tröstete ihn mit der Versicherung, ich würde ihn nicht im Stich lassen, wenn schon, dann würde ich mit ihm gehen. Gottlob kam es aber nicht dazu. Der Vollmond über uns wird wohl an dem Abend herzlich gelacht haben.

Nicht gelacht aber haben meine lieben Angehörigen, als ich nach Hause kam. Wie durch einen Nebel sah ich meinen Vater und meine Tante beim Abendessen. Ich nahm mich eisern zusammen und setzte mich zu ihnen an den Tisch, fiel aber schon sofort auf, denn statt der Schüssel mit Kartoffeln erwischte ich die Butter und kratzte diese restlos auf meinen Teller. Meine gestrenge Tante war entsetzt: „Wilhelm" sagte sie, „dohn denge Jong es ordentlich kamesölen". Der Wilhelm aber, der mein Vater war, gab mir unter dem Leidwesen meiner Tante nur den Rat, ich solle zu Bette gehen. Diesem Rate folgte ich gerne. Ich robbte auf allen Vieren die Treppe hinauf, lief auf dem Schlafzimmer eilends ans Fenster und dann funktionierte auch bei mir die Überlaufpumpe und ich gab der schnöden Welt alles wieder zurück, was ich von ihr erhalten hatte. Wenn auch erleichtert, so sank ich doch in voller Betäubung sofort ins Bett.

Mein lieber Freund Josef hatte noch mehr Missgeschick als ich. Als er nach Hause kam, war dort schon alles dunkel und sein Vater hatte bereits die Haustüre abgeschlossen, weil er dachte, es wäre alles zu Hause. Nun war guter Rat teuer, Vater durfte doch nicht merken, dass sein „ungeratener Sohn" so spät nach Hause kam. Zum Glück fand Josef ein neben der Haustür angebrachtes kleines Fensterchen unverriegelt. Mit viel Mühe zwängte er sich durch das kleine Fenster, ließ sich auf der anderen Seite herunter, trat auf den Rand eines dort unglücklicherweise stehenden Zinkeimers, wobei Josef und Eimer umkippten und mit viel Geräusch durch den Flur kullerten. Sein Vater hatte wohl den Spektakel gehört, stand aber zum Glück nicht auf und andern morgens erklärte Josefs Schwester dem Vater, der nach der Ursache der nächtlichen Störung fragte, sie hätte vergessen abends die Katze hinaus zu lassen, die dann nachts den Eimer umgeworfen habe. Damit war die Situation und auch der häusliche Frieden gerettet. Bei uns zwei Freunden war für längere Zeit das Verlangen nach Alkohol vollständig abgetötet. Uns reute nur noch, dass wir dafür pro Nase 25 Pfennig ausgegeben hatten, denn der Geldmangel war ständiger Gast bei uns.

Unsere ersten Rauchversuche

Von den Nikotingelüsten wurden wir auch bald befreit. Mein Vater war starker Raucher und ich beobachtete immer wieder, daß meinem Vater das Pfeifchen sichtlich gut schmeckte. Ich sprach mit meinem Freunde Josef darüber und wir kamen zu dem Entschluss, diesen Wohlgeschmack auch einmal zu probieren. Wir zählten unsere Pfennige und dann gingen wir gemeinschaftlich zur Mutter Schneider, heute Braun, und ließen uns dort mehrere Sorten Zigarren vorle-

gen, worauf wir eine Zigarre zu 7 Pfennig erstanden.

Mit unserem Schatz zogen wir zum nahen Eisbacher Wäldchen. Hier schnitten wir nach genauer Abmessung die Zigarre in zwei Hälften, jeder zündete sich seine Hälfte an und wir setzten uns hin, um die Dinge zu erwarten, die da nach unserer Meinung kommen sollten. Die kamen auch, aber anders, als wir erwartet hatten. Wir pafften mächtige Wolken in die Welt, aber bald verduftete sich Josef links ins Gebüsch. Ich kurz darauf nach rechts. Als wir wieder zum Vorschein kamen, war jeder von uns einen Schatten bleicher im Gesicht. Wir warfen unsere Stummel weg und schimpften gewaltig über die alte Frau Schneider, die uns, nach unserer Meinung, eine sehr schlechte Zigarre verkauft hatte.

Wie wir das Radfahren lernten.

Um unsere gemeinschaftlichen „Jugendsünden" voll zu machen, muss ich auch noch schildern, wie wir das Radfahren lernten.

Von unserem gemeinsamen Freunde Joachim Eschbach in Pleiserhohn bekamen wir ein uraltes Fahrrad geschenkt, ohne Rücklaufbremse und ohne Schläuche. Daran scheiterten aber unsere Radfahrgelüste nicht, wir stopften die alten, schadhaften Mäntel mit Hobelspänen aus und dann konnte das Vergnügen beginnen.

Im Gegensatz zu heute, wo schon jedes Kind, kaum der Wiege entwachsen, Radfahren kann, waren wir damals schon fast 18 Jahre alt und in Eisbach war kaum ein Fahrrad vorhanden. Ich war 30 Jahre alt, als ich das erste eigene Fahrrad erhielt und dies verdankte ich einem traurigen Ereignis. Wilhelm Schmitz aus Eisbach war bei der „Bröltalbahn" als Bremser beschäftigt und sein Vater hatte ihm ein schönes neues Fahrrad gekauft. Kaum im Besitze des Fahrrades verunglückte der arme Junge tödlich. Er wollte auf den anfahrenden Zug springen, trat fehl und kam unter die Räder. Seine Eltern verkauften mir das Fahrrad und heute kann kein Mercedesbesitzer stolzer auf seinen Wagen sein, wie ich damals auf mein schönes Fahrrad. Dieses Rad habe ich gefahren bis ich 75 Jahre alt wurde. Als dann das Fahrrad und auch ich, alt und klapprig wurden, habe ich das Radfahren eingestellt.

Nachdem unser geschenktes Fahrrad entsprechend „präpariert" war, zogen Josef und ich eines Sonntagnachmittags zur Pleiserhohner Straße, wo es so schön bergab geht. Dort wechselten wir uns ab, einer setzte sich auf das Rad und der andere hielt mit einer Hand den Fahrer fest und mit der anderen Hand dirigierte er das Rad. Als ich wieder einmal an der Reihe war, merkte ich plötzlich, daß mich Josef losgelassen hatte, ich sauste immer schneller und schneller die Straße hinunter, denn ich konnte ja nicht bremsen. In meiner Not steuerte ich auf den Straßengraben zu und ließ mich dann umfallen.

Der Straßengraben war tief und frisch ausgehoben und ich fiel so unglücklich hinein, daß ich wie ein Keil in dem Graben saß, Auf der einen Seite ragten Beine und Füße über den Graben und auf der anderen Seite mein Kopf. Der Teil meines Körpers, den man verschämt mit dem „Allerwertesten" umschreibt, steckte tief auf der Sohle des Grabens. Ich war so eingeklemmt, daß mich Freund Josef und ein zufällig vor-






beikommender Fußgänger nur mühsam loslösen konnten. Damit waren auch unsere Radfahrgelüste vorläufig stark eingedämmt.

Und nun, lieber Freund Josef, grüße ich Dich und Deinen Sohn; ich weiß, daß Du jetzt denken wirst: „Genau esu wor et."
(Fortsetzung folgt)

VII. Teil

Die zwei listigen Arbeitskollegen

In der vorigen Folge habe ich von der Freundschaft der Väter Buchholz und Bennerscheid geschrieben, dabei fiel mir noch nachträglich eine Episode ein, die mir mein Vater früher einmal erzählte, und die ich der Nachwelt überliefern möchte, nicht allein, weil sie sich schön liest, sondern weil sie wirklich passend ist und die früheren Zustände auf dem Lande beleuchtet.

Die beiden Arbeitskollegen Bennerscheid und Buchholz arbeiteten früher schon mal zusammen auf Bauernhöfen als Stellmacher und Schreiner, wobei sie allerhand erlebten. Auf einem Bauernhofe war die Hausfrau, wie Vater erzählte, überaus geizig, sie sparte am Essen, wo sie nur konnte. Dabei hielt sie immer Vorträge über den Gehalt der Speisen, zum Beispiel war in den Kartoffeln alles enthalten, was der menschliche Körper an Nährstoffen brauche, wohingegen das Fleisch nur dazu diene, um den Menschen aufzuschwemmen und arbeitsunfähig zu machen. Obwohl der Bauer einen großen Stall voll schöner Kühe hatte, mußte die ganze Familie, einschließlich der Handwerker treu und tapfer billige Margarine essen. Nach Ansicht der Hausfrau war die Pflanzenbutter viel bekömmlicher als die Butter von der schönen Milch, die wurde immer verkauft.

Da die beiden schwer arbeitenden Handwerker von den Speisen, die auf den Tisch kamen, auch nicht immer satt wurden, überlegten sie, wie sie dem Geizhals einmal einen Streich spielen könnten. Die Gelegenheit bot sich bald. Eines Abends, die beiden Freunde waren noch nicht verheiratet und blieben über Nacht auf dem Hofe, sagte die Bäuerin, andern mittags gäbe es Reibekuchen. Es sei aber nicht ratsam, all zu viel davon zu essen, noch vorige Woche hätte sich ihr Nachbar derartig an Reibekuchen „verfressen", daß er krank geworden und drei Tage nicht habe arbeiten können.

Als die beiden Freunde schlafen gingen - die Schlafzimmer waren neben der Küche - bemerkten sie, daß die Bauersfrau die Schüssel mit den schon geschälten Reibekuchenkartoffeln unter ihr Bett gestellt hatte, jedenfalls, um sie in der Küche aus der Hand zu bekommen. Weiterhin stand unter dem Bette der damals allgemein übliche Nachttopf.
In den alten Bauernhäusern war das „Häuschen" meistens vom Hause entfernt, in der Nähe des Viehstalls. Begreiflicherweise war der Weg dahin im Dunklen besonders für ältere Leute und Kinder recht beschwerlich, deshalb war der Nachttopf ein ganz notwendiges Requisit und da die alten Leute ein „Nachtkommödchen" vielfach als unnötigen Luxus ansahen, wurde der Nachtbehälter einfach unter das Bett gestellt. Morgens, nach der „Entrümpelung", wurde der Nachttopf vielfach außen neben dem Kam-

merfenster an einen eigens dazu angebrachten Haken gehangen. Ich habe als Kind noch Bauernhäuser gesehen, wo dieses „Nachtgespenst" zur allgemeinen Ansicht neben dem Schlafzimmerfenster hing. Kein Mensch nahm Anstoß daran, höchstens reizte es einmal einen „Halbstarken", den Topf als Zielübung für sein neues Flobertgewehr zu benutzen. Er schoß damit ein kleines Loch in den Boden des Behälters. Sich die Folgen auszumahlen, die nachts im Dunkeln bei Gebrauch des „Instrumentes" durch diesen „Tellschuss" entstanden, überlasse ich der Phantasie des Lesers.

Bemerken möchte ich noch, dass ich als Kind schon mal auf dem Fensterbrett der Schlafkammer in Bauernhäusern eine Reihe „Faustekäse" stehen sah. Es waren dies faustdicke Käse, die die Hausfrau aus Quark, unter allerhand Gewürzzutaten bereitete, um sie dann auf das Fensterbrett der Schlafkammer in die Sonne zu stellen. Nach Ansicht der Hausfrau hatte der Käse erst den richtigen Geschmack, wenn er etwas „angegangen" war, ob das Fluidum des dicht daneben hängenden Nachttopfes auch zur „Veredlung" des Käses beitragen sollte, ist mir unbekannt.

Nun zurück zu unseren Handwerkern. Nachts im Bette schmiedeten sie einen Plan, der anderntags zur Ausführung kommen sollte. Am anderen Mittag kam der angekündigte Reibekuchen auf den Tisch. Da sich die ganze Familie diesen teilen musste, war die Gefahr des „Verfressens" nicht gegeben. Vater nahm sich einen Reibekuchen, beschnupperte ihn von allen Seiten und sagte dann zu seinem Freund Buchholz: „Jössep, mie kann evver nöx ruchen". Die Hausfrau fragte, was es da zu riechen gäbe, worauf der Jössep scheinbar ganz zerknirscht sagte, er habe in der vergangenen Nacht ein „kleines Geschäft" machen müssen, aber im Dunkeln statt des Nachttopfes die Schüssel mit den geschälten Kartoffeln erwischt, er habe leider erst den Irrtum bemerkt, als es schon zu spät war. Weiter brauchte Buchholz nichts mehr zu sagen. Die Hausfrau, die während des Backens schon einige Reibekuchen verzehrt hatte, fing an zu „bözen" (würgen), hielt verdächtig die Hand vor den Mund und rannte aus der Küche.

Auch die übrigen Familienmitglieder erklärten plötzlich, keinen Hunger zu haben und während sich diese mit einigen Stullen mit Margarine und einer Tasse „Muckefuck" begnügten, verzehrten die beiden Freunde, still vor sich hin grinsend, den Teller Reibekuchen ganz alleine, ohne sich daran zu „verfressen".

Ich bitte um Entschuldigung, dass ich diese „anrüchige" Geschichte gebracht habe, aber sie ist wirklich passiert.

Die dreisten Holzdiebe

Das Jahr 1923 war für mich ein Katastrophenjahr, nicht allein weil ich in diesem Jahr geheiratet habe, viel schlimmer war die überaus große Brandmittelknappheit im Winter 1923/24. Kohlen und Brikett gab es nur in winzigen Mengen, meistens aber überhaupt keine. Notgedrungen holten sich die Bürger, die selbst keine Waldungen hatten, Holz, wo sie es nur bekommen konnten. Die privaten und fiskalischen Waldungen wurden heimgesucht, nicht zuletzt aber auch die Holzbestände des Grafen Spee, über die ich die Aufsicht hatte, wohl nach dem Grundsatz: „Es






trifft ja keinen armen Mann“. Es war eine aufregende Zeit für mich, solange aber kein wertvolles Nutzholz geholt wurde, habe ich und auch die Forstverwaltung darüber hinweggesehen.

Nachdem sich aber der Holzdiebstahl auf den 10 Morgen großen, sehr schönen Buchenholzwald „Dreesbitze" bei Pleiserhohn ausdehnte und diesem herrlichen Walde die Vernichtung drohte, ging es mir doch an die Nerven. Ich habe alle möglichen Stellen um Schutz angerufen, bekam aber meistens die stereotype Antwort: „Der Graf soll das Holz verkaufen". Graf Spee und auch die Forstverwaltung hätten aber sehr gerne diesen schönen Buchenwald erhalten. Der Graf schrieb damals noch: „Es ist tief bedauerlich, daß eine Bevölkerung, die man bisher noch für brav und ehrlich hielt, sich, wenn auch durch Not, zum gemeinen Raub treiben lässt und sich an solch schönen Denkmälern und Naturschönheiten vergreift". Es konnte alles nichts helfen, der Raub ging weiter, die dicken Buchenstämme waren für die Räuber ergiebiger, als das kleinere Schlagholz. Um noch etwas zu retten, haben wir dann den Rest notgedrungen, wenn auch blutenden Herzens, verkauft.

An einen Abend kann ich mich noch gut erinnern. Ich wollte zu Bette gehen und hörte vom Schlafzimmerfenster durch den stillen Abend im nahen Wald die Stämme krachend zur Erde fallen. Ich rief meine Freunde Christian Buchholz und Christian Bellinghausen zu Hilfe. Als wir in den Wald kamen, war dieser von Holzdieben ganz bevölkert. Im Nu hatten uns weit über ein Dutzend, mir meistens unbekannte Männer mit Äxten und Beilen bewaffnet, eingeschlossen, die uns unmissverständlich zu verstehen gaben, sofort zu verschwinden und sie nicht weiter zu stören. Wir mußten der Übermacht weichen. Wenn uns die Holzfrevler auch wohl nicht umgebracht hätten, einige „diverse Knochen" hätten sie uns doch wohl kaputt geschlagen und da ich erst einige Wochen verheiratet war, wollte ich diese, schon meiner Frau zuliebe, möglichst heil behalten.

Ich habe dann von zu Hause aus den damaligen Wachtmeister Durst angerufen und ihn gebeten, sich den Hexensabbat in der „Dreesbitze" einmal anzusehen. Wörtlich sagte mir Durst: „Da gehe ich sofort hin und pfeffere mal gehörig hinein:" Wie ich später erfuhr, ist er auch wirklich gegangen, aber nur bis an die Burg Niederbach. Dort kam der alte krumme Quadt und hatte auf einem Wägelchen einige dürre Äste liegen. Durst hat dann seine grimmige Amtsmiene aufgesetzt und den armen Quadt „verprotokolliert". Dieser sagte ganz ergrimmt, er möge lieber oben in den Wald gehen, da könne er seine Protokolle besser an den Mann bringen. Durst hat es aber vorgezogen, wieder nach Hause zu gehen. Ich weiß nicht, ob ich mich der Polizei gegenüber so ausdrücken darf, aber dem Wachtmeister Durst war jedenfalls seine Haut genau so lieb, wie mir die meinige. Es war eben eine unruhige Zeit. Als wieder mehr Kohlen kamen, hörte das Holzstehlen im großen Stile auf, es gingen dann nur noch die Leute, denen das Stehlen schon immer ein Hobby war.

Der strenge Wachtmeister

Ich habe eben von dem sagenumwobenen Wachtmeister Durst

geschrieben, der noch vielen Lesern bekannt sein wird. Er war von der Kreispolizei und trug eine grüne Uniform. Er hatte den Spitznamen „Lubbes“, ob zu Recht, daß mögen diejenigen beurteilen, die mit ihm zu tun hatten. Mir persönlich war er nicht sympathisch. Er war derjenige, der die Anzeige gegen mich, die ihm ein kleiner Hitlergernegroß zutrug (wegen einer verbotenen Geldsammlung für das Jubiläum von Prälat Buchholz, ich habe früher davon berichtet), politisch hochspielte und dem Staatsanwalt zuleitete. Er war auch derjenige, der mir eine Vorladung brachte und in meiner Abwesenheit meiner Frau einen heillosen Schrecken einjagte. Mit drei Monaten Strafe müsse ich ganz bestimmt rechnen.

Als ich nach Hause kam, war meine Frau vor Aufregung ganz krank. Schließlich war er auch derjenige, der mir scheinheilig gratulierte, als der Staatsanwalt nach den Voruntersuchungen die Anzeige fallen ließ.

Durst hatte aber auch ein wenig Grund, mir unhold zu sein, ich hatte ihn kurz vorher nämlich im wahrsten Sinne des Wortes „angeschmiert“. Das hatte sich so zugetragen: Mein Schwiegervater, der Betriebsleiter vom Basaltsteinbruch Weilberg, Heinrich Otto aus Grengelsbitze, bekam das Schmieröl für seine Maschinen in großen Holzfässern. Waren diese leer, wurden sie entweder verbrannt oder verschenkt. Eines Abends wollte ich mir ein solches leeres Fass holen, um es als Regenfass zu benutzen. Meine Heimfahrt wurde etwas später, und als ich kurz vor zwölf Uhr nach Oberpleis kam, stand beim „Müllenholz Häuschen“ Wachtmeister Durst auf der Straße. Ich muß noch bemerken, daß zu damaliger Zeit häufig des Nachts gestohlen wurde.

Durst hielt mich an, und als ich auf seine Fragen woher und wohin Antwort gegeben hatte, wollte er wissen, was sich in dem Fasse befinde. Als ich ihm sagte, das Fass sei leer, wollte Durst dieses nicht glauben. Er stieg auf den Wagen, bückte sich tief über das Fass und fuchtelte mit den Armen umher. Licht durfte er nicht machen wegen des Verdunkelungsgebots. Ich wußte, was kam, denn das Faß war innen und außen mit Öl beschmiert. Ich hätte ihn auch warnen können, dachte aber voll Schadenfreude: „Schicksal nimm deinen Lauf“.

Als Durst nichts Verdächtiges fand, war ich in Gnaden entlassen. Anderntags begegnete mir Polizeihauptwachtmeister Schmitz in Oberpleis. Dieser erzählte mir lachend, dass der vorwitzige Durst seinen schönen grünen Anzug in die Reinigung geben müßte, da dieser vollständig versaut gewesen wäre. Das war bestrafte Neugier.

Einen weiteren Zusammenstoß hatte ich mit Wachtmeister Durst vor dem Kriege. Ich fuhr eines Abends im Dunkeln mit meinem unbeleuchteten Fahrrad nach Oberpleis. Licht konnte ich nämlich keines anmachen, da ich keinen Karbid in der Laterne hatte, ich wollte in Oberpleis welchen holen - die Dynamolaternen waren damals noch wenig bekannt. In der Kurve vor der Burg Niederbach blitzte plötzlich ein Licht auf der Straße auf. Im Glauben, es seien spielende Kinder, scherte ich nach links aus, um das Licht zu umfahren. Aber auch hier versperrte mir diese seltsame Lichtquelle die Durchfahrt. Als ich mein Glück nochmals auf der rechten Seite versu-






chen wollte, brüllte mich jemand aus der Dunkelheit an: „Halt, absteigen“ und an der Stimme erkannte ich Wachtmeister Durst. Leider konnte ich aber so kurzfristig nicht mehr absteigen und fuhr der hohen Polizei respektlos gegen den Bauch. Es gab einen „Törmöll“ und dann war die Situation so:

In der Tannenhecke, die damals noch den Burggarten umschloß, lag Wachtmeister Durst. Auf der



Unser Bild zeigt Herrn Bennerscheid mit seinem ominösen Fahrrad, mit dem er der „Polizeigewalt" zu nahe kam.

Erde, ziemlich weit unter Wachtmeister Durst, lag mein Fahrrad und auf dem Fahrrad lag ich. Nach dem Gesetz der Schwerkraft hatte der unterste Teil, in diesem Falle der arme Durst den meisten Druck auszuhalten. Anscheinend drückte ihm das ganze Gewicht die Luft ab, denn er ächzte wiederholt: „Nehmen Sie doch das Fahrrad weg".
Leider ging das aber so schnell nicht, mein Fuß hatte sich in der Fahrradkette verstrickt. Außerdem fühlte ich aber auch schändlicherweise kein Bedürfnis, mein Eigengewicht von ca. 85 Kilo zugunsten des unter mir ruhenden Durst kurzfristig zu verlagern, denn so lange ich ihn gebannt hatte, konnte er anderweitig kein Unheil anrichten.

Als endlich wieder alles hoch war, leuchtete mir Durst ins Gesicht: „Aha, der Herr Bennerscheid“, sagte er, „das kostet Sie aber zwei Mark.“ Ich habe nie gerne unnütz Geld ausgegeben, aber diese zwei Mark habe ich mit Freuden gegeben, es war mir ein Hochgenuss, für nur zwei Mark die hohe Polizeiobrigkeit „in den Dreck“ gefahren zu haben. Noch ganz von diesem Gefühl benommen, wollte ich gedankenlos mein Fahrrad besteigen, um weiter zu fahren. Das war aber doch dem armen lädierten Durst zu viel, der Zwölfender regte sich in ihm und er brüllte: „Herr Bennerscheid, sind sie von Sinnen, sie dürfen im Dunklen nicht ohne Licht fahren“. Nach dieser, mir nicht neuen Belehrung, habe ich dann mein Fahrrad bis Oberpleis gedrückt und dort die Laterne frisch aufgefüllt. Als ich später nach Hause fuhr, stand Durst noch auf seinem Posten. Im Vorbeifahren rief er mir nach: „Recht so, Herr Bennerscheid, aber die zwei Mark soeben hätten Sie sich sparen können.“ Ich aber dachte: „Recht so, Herr Durst, dass ich Sie für zwei Mark zu Boden gezwungen habe.“

Herr Wachtmeister Durst lag in beständiger Fehde mit der damaligen männlichen, halbstarken Jugend, die ihm allerlei Schabernack spielte. Da in damaliger Zeit der Autoverkehr bei weitem nicht so stark war wie heute, wurde im Winter immer am „Flenksberg" (am Hause Gossen) abends gerodelt, das war Wachtmeister Durst ein Dorn im Auge. Dem immer zu Späßen

aufgelegten Christian Dahlhausen aus Eisbach, als Anstreicher bei Wendel in Oberpleis beschäftigt, weit und breit als „Chris" bekannt, hat Durst einmal an einem Abend zwei Protokolle „verpaßt". Erstens wegen Benutzung eines unbeleuchteten Fahrzeuges. Chris befestigte dann an seinem Rodel eine lange Bohnenstange und daran hing er eine alte Stalllaterne. Als Chris nun mit diesem seltsamen Gefährt an dem postenschiebenden Wachtmeister Durst vorüber kam, hustete er zu allem Überfluss auch noch langanhaltend und provozierend: „Hmm – hmm". Das war Durst zuviel und schon war das zweite Protokoll wegen „unanständigen Hustens" fällig. Beide Anzeigen sind aber auf dem Amte im Papierkorb gelandet.
(Fortsetzung folgt)

VIII. Teil

Wer die Schulmesse versäumt, wurde bestraft

Mit dieser Folge möchte ich noch einmal auf meine Schulzeit zurückkommen. Ich habe in früheren Berichten des Öfteren von den merkwürdigen „Schrullen" meines Lehrers Schwind geschrieben. Diese dürften wohl, besonders in den letzten Jahren, etwas krankhaft gewesen sein. Schwind ist ja nur 42 Jahre alt geworden. Ich fühle mich aber verpflichtet, noch zu bemerken, daß Lehrer Schwind ein guter, tief religiöser Mensch war. Zum Besuch der Schulmessen, dienstags und donnerstags wurden wir von ihm streng angehalten. An solchen Tagen war die erste Frage unseres Lehrers nach dem Schulgebet: „Wer war heute nicht in der hl. Messe?" Die Sünder wurden dann mit Strafarbeit, Nachsitzen und in schweren Fällen auch mit „Handschlag" bestraft.

Auch Oberlehrer Harth nahm es mit dem Besuch der Schulmesse sehr genau, auch bei ihm wurden die Säumigen bestraft, wenn sie keine stichhaltigen Gründe hatten. Eine beliebte Strafe bei diesem Herrn war „über die Dummheit der Menschen nachzudenken": Der so Bestrafte musste sich während der Schulpause mit dem Gesichte gegen einen Baum stellen. - Auf dem alten Schulhof standen damals große, schöne Lindenbäume. - Dabei mußten die Kinder intensiv über „die Dummheit der Menschen" nachdenken. Ein Entweichen gab es nicht. Lehrer Harth suchte immer die Bäume aus, die er vom Fenster seiner Wohnung aus sehen konnte. Auch ich habe verschiedentlich an einem Baume gestanden. Was ich dabei gedacht habe, weiß ich nicht mehr, ich erinnere mich aber noch, daß ich dabei von den anderen Kindern, die „schwarzer Mann" spielten, andauernd überrannt wurde.

Lehrer Harth bestimmte auch die Gebete und Gesänge für die Schulmessen. Die Lieder wurden tags zuvor eingeübt. Ich war auch ein Jahr lang „etatsmäßiger" Vorbeter, die Gebete kann ich heute zum Teil noch auswendig. Zum Besuch der Andacht an Sonntagnachmittagen wurden wir zwar von unseren Lehrern angehalten, wurden aber nicht bestraft, wenn wir nicht da waren. Im Übrigen war aber für uns Kinder der Besuch der Andacht an Sonntagnachmittagen so selbstverständlich, wie der Besuch der Morgenmesse. Dieses hielt noch bis über die Schuljahre hinaus an. Ich erinnere mich noch, als ich, fast halbstark, einmal vermeinte, eines Sonntags nicht in die An-






dacht gehen zu müssen. Vater merkte dieses, er zog seinen Sonntagsrock an und sagte: „Komm Jong, jetzt john mer no der Andacht“. Gegen dieses Machtwort gab es keine Widerrede, auch für mich nicht, der ich mich schon erwachsen dünkte. (Worte ermahnen, Beispiele reißen hin.)

In meiner Kindheit wurden Sonntags in der Kirche nur drei hl. Messen gelesen. Die Frühmesse begann um 3 Uhr, sofort im Anschluss daran, ohne eine bestimmte Zeit, war eine stille Messe. Die Kommunion wurde nur in der Frühmesse ausgeteilt, und zwar am Schluss derselben, nicht in der Stillmesse und auch nicht im Hochamt. Ich habe es damals als Kind schon störend empfunden, daß die Kommunion erst ausgeteilt wurde, wenn die Messe beendet war. Die Gläubigen, die zur Kommunionbank wollten, mussten sich immer durch die Leute drängen, die die Messe verließen. Später, unter Pfarrer Lemmen, wurde die Stillmesse auf 8 Uhr, als Bet- und Singmesse, verlegt. Der Fußboden auf dem Kinderchor bestand früher aus Holz. Es war ein ewiges Geklapper mit den Kinderfüßen. Als derselbe durch den jetzigen Mosaikboden ersetzt wurde, war es für die erste Zeit mit der Konzentration auf den Gottesdienst am Altare für uns Kinder aus. Die bunten Steine, Streifen und Figuren im Fußboden hatten es uns angetan. Der Fußboden vor den beiden Seitenaltären war in besondere Felder eingeteilt, diese waren für die Jungen und Mädchen der Schule Thomasberg, die damals noch nach Oberpleis zur Kirche kamen, bestimmt. Diese Einteilung war eigentlich ungerecht, denn die Thomasberger Kinder konnten von den Seiten aus nicht an den Altar sehen und die Oberpleiser Kinder in der Mitte des Chores achteten sehr darauf, daß die Thomasberger in ihrem „Reservoir" blieben. Sobald ein Kind den Mosaikstreifen überschritt, wurde es „mit Schub" wieder zurückbefördert.

Meinen ersten Religionsunterricht hatte ich bei Herrn Vikar Pohl. Dieser war ein sehr gestrenger Herr. Wehe, wenn wir im Unterricht die aufgegebenen Fragen im Katechismus, die Zehn Gebote, die Sieben Sakramente usw. nicht auswendig konnten, dann setzte es was ab! Um alle unliebsamen Weiterungen zu vermeiden, sorgten wir Kinder, daß wir immer gut „präpariert" waren und das war gut so, denn es war eine Vorlage für das ganze Leben.

Etwas über die Pfarrer von Oberpleis

Am 11. Februar 1773 starb der Pfarrer von Oberpleis, Franz Jakob Mauritius Mappius. Ihm folgten: Matthias Meis, von 1773 bis 1813; Johann Wilhelm Stricker, geboren zu Boseroth, von 1813 bis 1834; Johann Krein, geboren zu Thurn, von 1834 bis 1844; Johann Hertel, geboren zu Bonn, von 1844 bis 1881. Hertel war von 1850 bis 1855 Dechant des Dekanates Königswinter. Um seine ausgedehnte Pfarrei besser betreuen zu können, verzichtete Pfarrer Hertel 1855 freiwillig auf das Amt des Dechanten. Gemäß der Überlieferung der alten Leute war Pfarrer Hertel sehr beliebt. Am 21. April 1879 konnte er in Oberpleis sein 50jähriges Priesterjubiläum unter Anteilnahme der ganzen Pfarrgemeinde feiern. Die alten Leute erzählten noch mit Begeisterung von dem schönen Fackelzug, der am Vorabend des Jubiläums von Frohnhardt

aus den Berg hinunter dem Jubilar entgegenkam. Als Jubiläumsgeschenk der gesamten Pfarrgemeinde - damals gehörten Thomasberg und Eudenbach auch noch zu Oberpleis - wurde dem Jubilar ein sehr hoher Sammlungsbetrag für eine neue Kirchenorgel überreicht.

Ganz nebenbei möchte ich hier noch bemerken, daß bei Herrn Pfarrer Hertel eine Tante von mir längere Zeit als Haushälterin wohnte. Diese Tante erzählte als Merkwürdigkeit, daß sie neben dem „Pfarrherrlichen Haushalte" auch noch eine Kuh zu versorgen gehabt habe. Diese Kuh habe ihr Domizil in einem Nebengelasse des Kreuzganges gehabt und sei auch von Pfarrer Hertel öfter besichtigt worden. Das Futter für diese Kuh mußten die Kirchenlandpächter als Deputat liefern; im Sommer Grünfutter und im Winter Heu und Runkeln.

Mit der Kuh war es eine sehr nahrhafte Sache, sie lieferte Butter, Milch und Sahne für die Pfarrersküche, wobei für die Küche des Kaplans auch schon mal was abfiel. So weit, so gut, aber peinlich wurde die Kuhhaltung doch, als diese Kuh, wie wohl alle Kühe, einmal „entbinden" mußte. Das geschah ausgerechnet morgens während der hl. Messe. In ihrer Not hat dann meine Tante aus der Kirche einige ihr bekannte Männer geholt, die der Kuh in ihrer schweren Stunde beigestanden haben. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß sich in der heutigen Zeit die Pfarrhaushälterinnen eine solche Nebenbeschäftigung wünschen.

Pfarrer Hertel muß wohl länger krank und schwach gewesen sein. Am Allerseelentage 1879 zelebrierte er zum letzten Male in der Pfarrkirche, starb aber erst 1881. Von dieser Zeit bis zur Ernennung des neuen Pfarrers im Jahre 1888 verwaltete der damalige Kaplan Vorent die Pfarrei Oberpleis, der dann Pfarrer in Buchholz/Westerwald wurde.

Friedrich Schmitz, geboren am 8. 3. 1836 in Siegburg, wurde 1888 zum Pfarrer von Oberpleis ernannt. Pfarrer Schmitz war ein großer, stattlicher Herr, der ausgezeichnet predigen konnte. Bei manchen Predigtthemen überkam ihn schon mal solche Rührung, daß ihm eine Träne über die dicken Wangen kullerte. Ich habe dann den Herrn Pastor offenen Mundes staunend angesehen. Es war mir unfaßbar, daß große Männer weinen konnten, bis dahin hatte ich das Weinen als Privilegium der Kinder angesehen.

Da ich damals höherer Gedankenflüge noch nicht fähig war, legte ich mir den Vorgang so aus, daß der Pastor wohl in dem Moment irgendeinen körperlichen Schmerz verspüre, wodurch die Tränen kamen. Da ich als Kind öfters Zahnschmerzen hatte, die mich zum Weinen brachten, hatte ich volles Verständnis für die Tränen des Herrn Pastors. Ich fühlte mich solidarisch mit ihm, hatte Mitleid, und ich hätte am liebsten mit geheult.

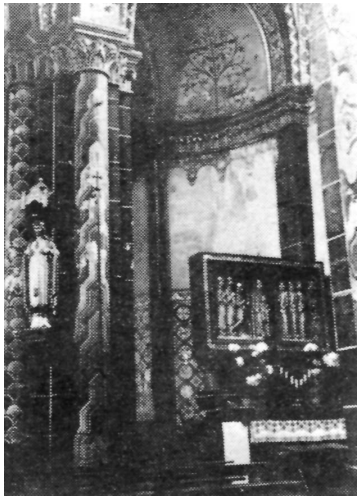
Pfarrer Jakob Schmitz, ein Bruder von Pfarrer Friedrich Schmitz, der zeitweilig Pfarrer in Amerika war, baute sich in Oberpleis einen Ruhesitz. Nach dessen Tode ging das Haus in den Besitz der Olpener Franziskanerinnen über. Diese bauten das Haus zuerst zu einem Krankenhaus und später zu einem Müttererholungsheim aus. Anschließend an das Besitztum der Franziskanerinnen baute die Gemeinde ein Haus, in dem die






Schwestern einen Kindergarten unterhalten.

Unter der Amtszeit von Pfarrer Friedrich Schmitz wurde das Innere der Pfarrkirche renoviert und ausgemalt. Die beiden Seitenaltäre wurden weiter nach oben gerückt und unterhalb des früheren Standorts auf jeder Seite ein Zugang zur Krypta geschaffen. Die Krypta, damals mehr Gerümpelkammer als sakraler Raum wie heute, hatte nur einen einzigen Zugang vom Pfarrhof aus. Bei der Rückwärtsverlegung der beiden Seitenaltäre wurde der Muttergottesaltar rechts durch ein steinernes Reliefbild ersetzt, welches bis dahin in der Seitenwand eingemauert war. Dieses Steinbild, die Anbetung der Hl. Drei Könige, wird von Kunstkennern als sehr alt und wertvoll eingeschätzt. Bei der Renovierung der Kirche nach dem letzten Kriege unter Herrn Pfarrer Wichert wurde dieses Bild ein Bestandteil des Hochaltars. Bei dieser Renovierung sind die beiden Nebenaltäre in der bisherigen Form verschwunden. Nur sehr schade, daß die schönen, schmiedeeisernen Gitter, die sich früher vor den Seitenaltären befanden, aus der Kirche



Unser Photo stammt aus jener Zeit, als der heutige wertvolle Hauptaltar, die Anbetung der Hl. Drei Könige, noch auf der rechten Seite stand und als Seitenaltar diente.
Photo: Dr. Heinen

entfernt wurden. Ich habe diese Gitter nicht mehr gekannt, aber sie wurden von den alten Leuten als sehr kunstvoll geschildert. Diese Eisengitter befinden sich heute als Sehenswürdigkeit in einem Kölner Museum.

Als Pfarrer Friedrich Schmitz im Jahre 1900 starb, wurde Pfarrer Jakob Horst, der bis dahin Pfarrer in Buchholz/Westerwald war, sein Nachfolger. Ich war mit bei dem Jahrgang, den Pfarrer Horst im Jahre 1901 erstmalig in Oberpleis auf Christi Himmelfahrt zur ersten Hl. Kommunion führte. Zu der Zeit hatten die Kinder, die erstmalig zur Hl. Kommunion gingen, vom Schlusse der Herbstferien an, den ganzen Winter hindurch, bis Christi Himmelfahrt des folgenden Jahres jeden Mittwoch und Samstag von 2 bis 3 Uhr Kommunionunterricht. Wir waren bei der ersten Hl. Kommunion 13 Jahre alt und wurden das Jahr darauf aus der Schule entlassen.
In die Amtszeit von Herrn Pfarrer Hertel fiel auch die unselige Kulturkampfzeit. Weil der Pfarrer die antikirchlichen Gesetze nicht anerkennen konnte und wollte, wurde ihm vom 1. Januar 1875 an sein Staatsgehalt entzogen. Da ferner das Pastorat Staatseigentum war, mußte er dieses räumen.

Zu diesem Zweck erschienen am 20. Dezember 1875 der damalige Bürgermeister Heuser in Begleitung des Polizeidieners Müller im Pfarrhaus und erklärten Pfarrer Hertel in Gegenwart von Kaplan Vorent sowie des Kir-

chenrendanten, Anton Weber, daß die Pfarrerwohnung ab sofort zu räumen sei. Pfarrer Hertel wie auch Kaplan Vorent nahmen die Erklärung von Bürgermeister Heuser nur unter starkem Protest entgegen. Sie erklärten ausdrücklich, daß sie die Ausweisung aus ihrer Wohnung nur als großes Unrecht ansähen und sich nur der Gewalt fügen würden. Um diese Gewalt zu dokumentieren, hatte der Bürgermeister ja den Polizeidiener mitgebracht.

Graf Spee bot den beiden Geistlichen Asyl auf der Burg Niederbach an, wo sie solange wohnten, bis sie wieder ins Pfarrhaus einziehen konnten. Der Staat wollte das Pfarrhaus vermieten, es war aber ein Zeichen des gesunden Volkssinnes, dass sieh kein einheimischer Mieter fand. Es zog eine fremde Familie mit vielen Kindern ein, die in kurzer Zeit das schöne Pfarrhaus verwohnten und „versauten".

Ein weiteres Zeichen des gesunden Oberpleiser Volkssinns mit Humor vermischt, war folgender Umstand: Der neue Mieter war ein beglückender Volksapostel, der der damaligen Zeit entsprechende Freiheit und Brüderlichkeit predigte. Als dieser Prediger eines Morgens seine Haustüre öffnen wollte, stolperte er über einen dicken Haufen Mist und in diesem Mist steckte ein Schild: „Auf diesen Felsen sollst du deine Kirche bauen".
(Fortsetzung folgt)



Pfarrer Jakob Horst. (Nach einer Zeichnung von Eduard Horst, Köln.)

IX. Teil

Etwas vom Kulturkampf

In der vorigen Folge habe ich geschrieben, dass Herr Pfarrer Johann Hertel, der in der Kulturkampfzeit Pastor in Oberpleis war, am 20. Dezember 1875 seine Wohnung in der Pastorat räumen mußte, weil er die antikirchlichen Gesetze nicht anerkennen wollte. Zuvor war ihm schon vom 1. Januar 1875 ab sein Staatsgehalt entzogen worden. Da sowohl Pastorat wie auch Vikarie Eigentum des Staates war, mußte auch am selben Tage Vikar Vorent seine Wohnung räumen. Beide Herren wohnten bis zur Aufhebung der Kulturkampfgesetze in der Burg Niederbach, die dem Grafen Spee gehörte.

Bismarck, die Hauptperson im Kulturkampfe, hatte nach dem gewonnenen Kriege von 1870/71 das Deutsche Reich geeint und stark und mächtig gemacht. Nun ging sein Bestreben dahin, in Deutschland auch eine Staatsreligion zu schaffen. Er stieß dabei aber auf erheblichen Widerstand im Reichstage. Die Zentrumspartei unter Führung von Windthorst bekämpfte stark die Gesetze und auch die konservative Partei rückte zum größten Teil von Bismarck ab. Schon wenige Jahre später erkannte Bismarck, daß er






sich geirrt hatte, und daß die Einheit der Religion nicht durchführbar war, ohne die Einheit des Staates zu gefährden, worauf es wieder zur Aufhebung der Kulturkampfgesetze kam.

Der damalige Erzbischof von Köln, Paulus Melchers, ist auch ein Opfer des Kulturkampfes geworden. Nachdem dieser Herr einige Zeit im „Klingelpütz“ in Köln inhaftiert war, wurde er von der Staatspolizei ausgewiesen und ging nach Rom in die Verbannung. Sein Hauskaplan, Dr. Peter Gratzfeld, begleitete ihn auf seinem Leidenswege nach Rom. Dort, fern seiner Erzdiözese, starb der Erzbischof. Kaplan Dr. Gratzfeld überführte die Leiche des großen Dulders nach Köln, wo sie im hohen Dome ihre letzte Ruhestätte fand.

Dr. Peter Gratzfeld, geboren in Hartenberg bei Oberpleis, war ein Oheim von Prälat Peter Buchholz aus Eisbach. Er starb als Oberpfarrer von St. Nicolaus in Aachen und wurde auf dem Friedhof in Oberpleis beerdigt.

Der Kulturkampf, der viele Gemüter erregte und erhitzte, fand auch in Oberpleis seinen Niederschlag. Freisinnige und liberale Elemente taten sich zusammen und gründeten einen Verein: „Concordia“, dessen Mitglieder Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und eine neue Religion predigten. Diese Freigeister hatten ihr Stammlokal beim „obersten Bäßgen", eine Wirtschaft im jetzigen Hause Wendel. Im Unterdorfe von Oberpleis war damals auch eine kleine Wirtschaft Bäßgen, zum Unterschied hieß es damals beim „obersten" oder beim „untersten" Bäßgen.

Die Mitglieder waren vielfach fremde und zugezogene Elemente, so auch der Mieter des Pfarrhauses, der Krahe hieß, und dem ein Oberpleiser Spaßvogel einen Haufen Mist vor die Haustüre setzte mit einem Schild: „Auf diesen Felsen sollst du deine Kirche bauen". Von diesem Krahe erzählten die alten Leute noch folgende köstliche Episode: Zu der damaligen Zeit wurde bei der Burg Niederbach die Brücke über den Pleisbach erneuert. Während dieser Zeit fuhren die Pferdefuhrwerke - Autos gab es damals noch nicht - durch den Bach und damit die Fußgänger trockenen Fußes hinüberkamen, war eine lange Diele über den Bach gelegt.

Eines schönen Morgens kam der vorhin genannte Krahe von Oberpleis den Berg hinunter und wollte über den Bach. Die an der Brücke beschäftigten Arbeiter hatten ihn kommen sehen. Sie zogen schnell die Diele auf die andere Seite und setzten sich dann gemütlich hin zum Frühstücken. Krahe bat von der anderen Seite des Baches flehentlich: „Laßt mich doch hinüber, ich bin doch der Herr Krahe von Oberpleis“. Aber die Arbeiter störten sich nicht an den Herrn Krahe, sondern riefen ihm nur zu: „Kroh oder Elster, du moß dorch de Baach“. Herr Krahe mußte dann, gleich seinen gefiederten „Namenskollegen", von einem Stein auf den anderen hüpfen und kam unter dem Hohngelächter der Arbeiter, mit nassen Füßen auf der anderen Seite des Baches an. Dieser Ausruf ist damals zum geflügelten Satz geworden und ich kann mich noch gut erinnern, wenn früher einer unschlüssig war, hieß es schon mal: „Krah oder Elster, du moß dorch de Baach.“

Viel ernster ist aber folgender Vorgang aus dieser unruhigen

Zeit: Früher gehörte zur Pfarrgemeinde Oberpleis der ganze Bezirk Eudenbach und Thomasberg. Die Ausdehnung war also von den Dörfern Komp und Kotthausen bis nach Wiese, kurz vor Heisterbacherrott. Für die Randbewohner war es ein sehr weiter Weg bis zur Pfarrkirche nach Oberpleis und man konnte es besonders den alten Leuten nicht verübeln, wenn sie im Winter bei tiefem Schnee und schlechtem Wetter sonntags auch schon mal „anschreiben“ ließen. Man stelle sich vor, wie anstrengend es damals für die Geistlichkeit war, bei den schlechten Wegen und den fehlenden Verkehrsmitteln die Kranken und Sterbenden zu betreuen. Es wurde erst besser, als Eudenbach zum Rektorat und später zur selbständigen Pfarrei mit einem eigenen Seelsorger ernannt wurde. Dasselbe betraf auch das jetzige Pfarrrektorat Thomasberg.

Die Betreuung der damaligen ausgedehnten Pfarrei bedingte es, dass neben Pfarrer Hertel noch zwei weitere Kapläne, damals Vikare genannt, tätig waren. So war neben dem vorhin genannten Vikar Vorent, von 1869 bis 1878 der Vikar Johann Heinrich von Dannewitz angestellt. Dieser Herr wohnte in dem jetzigen Hause des Schmiedes Röttgen. Bei ihm wohnte meine Mutter einige Jahre als Haushälterin. Ich besitze noch ein Gebetbuch, welches Vikar Dannewitz meiner Mutter zur Hochzeit geschenkt hat.

Nach zeitgenössischer Überlieferung war von Dannewitz ein tief religiöser und als früherer Offizier (Spätberuf) recht resoluter Herr. Da der Herr Vikar den damaligen freisinnigen Zeitgeist stark bekämpfte, war er den Mitgliedern der „Concordia" ein Dorn im Auge und wurde von ihnen bestens gehasst. Dieser Hass ging so weit, dass man dem Vikar schmutzige Dinge anhängen wollte, die sich bei näherer Untersuchung als grundlos erwiesen. Als die „Ehrenmänner" damit nicht zum Ziele kamen, den Herrn Vikar aus Oberpleis zu vertreiben, scheuten sie nicht davor zurück, ihn tätlich anzugreifen. An einem dunklen Abend überfielen sie ihn heimtückisch auf dem Wege von Oberdollendorf nach Oberpleis. Anscheinend hat sich der Herr Vikar dabei aber tüchtig gewehrt und allerhand Schläge ausgeteilt, denn von seinem Spazierstock brachte er nur noch die Krücke mit nach Hause.

Auch sollen verschiedene von den Bösewichten mit Beulen am Kopf herumgelaufen sein, gewissermaßen als „Kainszeichen“.

Die Oberpleiser Bevölkerung war damals in der überwiegenden Mehrheit von altem Schrot und Korn, deshalb löste die Schandtat eine große Empörung aus. Die Teilnehmer des Überfalles fielen der allgemeinen Verachtung anheim. Hier bewahrheitet sich wieder der Bibelspruch: „Die Sünden der Väter rächen sich bis in das dritte und vierte Grad“, denn kein Nachkomme von den damals zum Teil recht gut situierten Übeltätern ist heute noch in Oberpleis, - verarmt, vergessen, verschollen. - Auch die Mieter des Pfarrhauses konnten sich in Oberpleis nicht mehr halten, eines Morgens waren sie sang- und klanglos verschwunden, nicht ohne das Pfarrhaus voller Unrat und viele Geschäfte in Oberpleis voller Schulden zurückgelassen zu haben. Unterdessen konnte auch Pfarrer Hertel wieder in sein Pfarrhaus einziehen, nachdem es vorher gründlich „ausge-






räuchert“ worden war.

Die Zeche von den unseligen Zuständen in Oberpleis hat wohl zum Teil der arme Vikar von Dannewitz bezahlen müssen. Kurz nach dem feigen Überfall auf ihn, fing er an zu kränkeln, seine Gesundheit ging immer mehr zurück und am 10, März 1878 starb er, erst 37 Jahre alt. Seinen frühen Tod werden wohl zum Teil die „Concordiabrüder" auf dem Gewissen haben. Dieses brachten auch seine Angehörigen insoweit zum Ausdruck, indem sie nicht zugaben, dass der Vikar in Oberpleis, wo er so vieles erdulden musste, begraben wurde. Sie holten ihn in seine Heimat zurück, wo er beerdigt wurde. Einige Jahre zuvor waren auch noch zwei Kapläne in jungen Jahren in Oberpleis gestorben: Peter Josef Billstein, gestorben am 27. Februar 1858, 26 Jahre alt, und Heinrich Esser, gestorben am 26. November 1832, 30 Jahre alt. Beide Herren sind in Oberpleis beerdigt worden.

Das „Beiern“ und Totengeläute

An dieser Stelle möchte ich dem alten Oberpleiser Kirchturm, der jetzt über die Hälfte erneuert wurde und mit dem mich viele alte Erinnerungen verbinden, gewissermaßen einen Nachruf widmen. Es war für uns Kinder schon ein schaurig-schönes Erlebnis, wenn wir mit dem alten Küster, Wilhelm Röttgen, dem „Offermanns Wellem“, den die älteren Leser sicher noch gekannt haben, die dunklen Treppen hinauf in den Turm steigen konnten. Erst wurden mit einem großen „Schwengel“ die Gewichte der Turmuhr hochgezogen und dann durften wir ihm läuten helfen. Es ist keine Stelle im alten Kirchturm, an der ich nicht schon gewesen wäre. Ich bin auch in den Dachreiter zu der kleinen Glocke gestiegen, wovon es heißt, daß sie aus Silberbronze gegossen sei. Über die großen Glocken hinweg in die Helmspitze zu klettern, war ein besonders großes Vergnügen.

Ich habe auch dem Zimmermeister Kurenbach zugeschaut, wenn er „beierte". Dieses Beiern kennt wohl die heutige Jugend nicht mehr. Es war ein harmonisches, kunst- und mühevolles Anschla-



Auch heute wird noch an hohen Festtagen in vielen Orten des Siebengebirges „gebeiert", wie hier ein Mitglied der St.-Sebastianus-Bruderschaft Oberdollendorf zeigt.

gen der Glocken, welches sich sehr schön anhörte. Kurenbach und sein Sohn waren Meister darin. Gebeiert wurde an den Nachmittagen vor den hohen Feiertagen sowie am Feiertage selbst, ferner bei Prozessionen usw. Wenn Kurenbach am Samstag vor der Kirmes mit dem Beiern begann, dann war für uns Kinder die Kirmesfreude schon da.

Ich habe unzählige Male das Totengeläute mitgemacht. Wenn früher aus den Dörfern einer starb, dann wurden vier bis fünf Jünglinge aus dem Dorfe mittags von 1 bis 2 Uhr zum Läuten bestellt. Dieses Läuten ging nach uralten Überlieferungen vor sich. Unter den Dörfern existierte ein gewisser Wettbewerb, welches Dorf am besten läuten konnte. Herr Pfarrer Lemmen, der sich sehr für dieses Läuten interessierte, sagte einmal zu mir, er habe festgestellt, daß von den Jünglingen aus Uthweiler, Oberpleis und Eisbach am schönsten geläutet würde.

Bei diesem Totengeläute wurden die Glocken einzeln angeschlagen, dann wieder alle Glocken zusammen geläutet. Gerade das Zusammenläuten war eine Kunst. Beim Schwung der Glocke wurde der Klöppel ein wenig abgestoßen, damit er nicht anschlagen konnte, er durfte aber nicht zu stark abgestoßen werden, sonst schlug er auf der anderen Seite an. Auf einen Wink des „Obmannes" wurden die Klöppel losgelassen und alle Glocken läuteten gleichzeitig. Zweimal während des Läutens wurden „Kunstpausen“ eingelegt. Wiederum auf ein Zeichen wurden die Klöppel angehalten und nach kurzer Zeit wieder losgelassen. Ebenso gleichmäßig war auch der Schluß, die Glocken schwiegen gleichzeitig und kein einziger Schlag durfte nachkommen. Am Schluß wurde die kleine Glocke noch kurze Zeit allein geläutet, als Symbol des englischen Grußes. Dann wurde als Kreuzzeichen der Klöppel der Glocke nach allen vier Windrichtungen angeschlagen und damit war das Totengeläute beendet.

Um diese alte Sitte der Nachwelt zu überliefern, habe ich sie so ausführlich beschrieben, denn das richtige Läuten war eine Kunst, sie ist in der Form bei dem heutigen „elektrischen Fortschritt“ nicht mehr möglich. Auch kann nicht mehr gebeiert werden und das ist sehr schade.
(Fortsetzung folgt)

X. Teil

Kirche und Friedhof

Nach Aussagen alter Leute war früher das Gewölbe unter dem Turm durch eine Mauer von der Kirche abgetrennt. In diesem Gewölbe hingen die Glockenseile und von dort aus führte eine Tür in die Kirche. Der Kirchenboden lag einige Stufen tiefer als der Boden des Turmgewölbes, ähnlich wie in der Bonner Münsterkirche. An den Pfeilern in der Kirche sind unten noch gehauene Kapitelle, die bei Höherlegung des Kirchenbodens bedeckt worden sind. Weshalb die Anschüttung erfolgt ist, ist heute nicht mehr bekannt. Vielleicht war die Kirche feucht und kalt durch die Tiefenlage, und da man damals die Technik der Trockenlegung noch nicht so wie heute kannte, wurde einfach angeschüttet.

Der heutige Kirchplatz, vom Turm bis an die Dorfstraße, war früher als Friedhof angelegt. Von






der Turmtüre aus ging ein Weg bis an die Straße und auf beiden Seiten dieses Weges wurden die Toten bestattet, südlich sogar bis dicht an das frühere Propsteigebäude, heute Niederstein. Bei der Renovierung unserer Kirche 1948 haben die Maurer dicht am Gebäude eine Kalkgrube ausgehoben, ich habe selbst gesehen, daß dort noch menschliche Überreste zu Tage kamen.

Der damalige Friedhof lag aber höher wie der jetzige Kirchplatz, und war gegen die Dorfstraße durch eine Mauer mit einem aufstehenden Eisengitter abgetrennt. Der Weg, der von der Straße über den Friedhof führte, war nur über einige Stufen von der Dorfstraße aus zu erreichen. Später wurde der Friedhof abgetragen und in gleiche Höhe mit der Dorfstraße gebracht. Die Stufen und auch das Eisengitter entfielen damit.

Mit der Abtragung des Friedhofes hatte es folgende Bewandtnis: Die Straße, die von Oberpleis nach Siegburg führte, fiel schon von Bürling an stark ab. Erkennbar ist das heute noch an dem tiefer liegenden Hof Bürling, auch das alte Haus Schneider, heute Braun, lag tiefer. Die Straße führte dann den Berg hinunter durch den Ortsteil Niederbach, am Hause Pütz, heute Reuter vorbei, der Trasse der Rhein-Sieg-Eisenbahn folgend, die damals aber noch nicht existierte und heute schon wieder verschwunden ist, mitten durch den Hof der Wahlfeldermühle und weiter über Jüngsfeld-Uthweiler auf Siegburg zu.

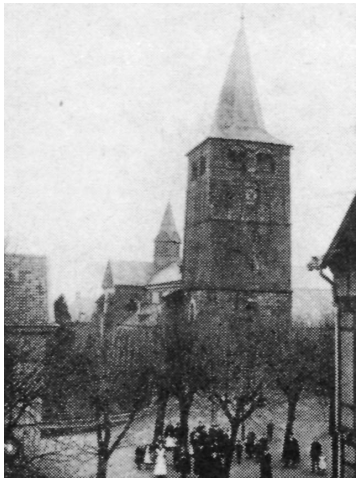
Früher hörte das Dorf Oberpleis mit dem Hause Gossen, ehemals Müller, praktisch auf. Von da führte ein besserer Feldweg durch „die Lütz" weiter nach Wahlfeld und mündete dort auf die vorhin beschriebene Siegburger Straße. Die darunter liegenden Häuser, einschließlich des Bahnhofes sind erst später entstanden.

Als dann die Siegburger Straße in der heutigen Richtung gebaut wurde, fanden am „Flenksberg" bei den Häusern Gossen, Bürling und Braun große Erdaufschüttungen statt. Hierfür wurde die Erde benutzt, die bei der Abtragung des Friedhofes anfiel. Bei der Tieferlegung des Friedhofes kamen natürlich noch viele menschliche Überreste zu Tage, die man nach Möglichkeit sammelte und in einem Massengrab auf dem Friedhof beisetzte. Trotz größter Vorsicht ließ es sich aber nicht vermeiden, dass noch „Teile" mit aufgeladen und am „Flenksberg" angeschüttet wurden. Bei der Auferstehung des Fleisches am jüngsten Tage werden es diese armen Seelen besonders schwer haben, sich durch die harte Straßendecke nach oben zu arbeiten.

Der heutige Rasenplatz vor dem Hochkreuz war früher ebenfalls als Friedhof angelegt, aber nur bis zum Hochkreuz. Die unterhalb des Hochkreuzes liegende dreieckige Fläche, heute auch Friedhof, lag damals höher und zwar in gleicher Höhe mit dem nebenan liegenden Pfarrgarten und er war auch, gleich diesem, durch eine Mauer von dem darunter liegenden Feld, damals noch Ackerland, abgetrennt.

Als der alte Friedhof zu klein wurde, kaufte die Gemeinde ein Stück von dem tiefer gelegenen Feld an. Vom Hochkreuz ab wurde dann das Dreieck abgetragen und dadurch ein Zugang von dem alten zu dem neuen Friedhof geschaffen. Später hat man

diese dreieckige Fläche auch als Friedhof benutzt, als erster wurde dort im Jahre 1900 Herr Pfarrer Schmitz beerdigt.



Auf unserem Photo (es ist übrigens der wertvollen Sammlung des Arbeitskreises für Heimatkunde im Oberpleiser Volksbildungswerk entnommen) ist links ein Teil der alten Schule erkennbar.
Direkt daran anschließend beginnt die Einfassungsmauer des ehemaligen Friedhofes, heute Ehrenmal-Anlage. Allerdings war zu jener Zeit der Kirchvorplatz längst abgetragen und mit Bäumen bepflanzt.

Die ersten Streichhölzer

Im Zusammenhang mit der vorhin erwähnten Wahlfelder Mühle möchte ich noch folgendes bemerken: Meine Großmutter mütterlicherseits stammte aus der Wahlfelder Mühle. Diese erzählte oft, daß, wenn sie von der Wohnung in die Stallungen wollte, die mitten durch den Hof führende Straße überqueren musste. (Man stelle sich das bei dem heutigen Verkehr vor!)

Damals waren Streichhölzer noch unbekannt, wenigstens auf dem Lande. Die gebräuchlichste Form Feuer zu erzeugen, war Stahl, Stein und ein Schwamm. Der Stahl wurde solange gegen den Stein gerieben, bis ein Funke in den darüber liegenden Schwamm sprang und diesen entzündete.

Wenn Großmutter morgens aufstand, ging sie zuerst in den Hof, um zu sehen ob aus einem Kamin der Nachbarhäuser Rauch aufstieg. War dies der Fall, so ging sie sich mit einem Eisentopf etwas Feuer „ausleihen“. Waren aber alle Kamine noch rauchlos, dann mußte sie sich mit Stahl und Stein abmühen.

Bald wurde dieses aber anders. Von Wahlfeld ging ab und zu ein Mann nach Siegburg und holte für die Leute auf Bestellung Ware, weil es zu damaliger Zeit in Oberpleis noch kaum ein Geschäft gab. Eines Tages, als dieser Mann auch wieder von Siegburg kam, rief er die Leute in der Wahlfelder Mühle alle in die Küche, stieg auf einen Stuhl, holte aus seiner Kiepe eine Schachtel, nahm aus dieser Schachtel ein kleines Hölzchen, rieb es an seiner Hose vorbei und das Hölzchen begann zu brennen. Das waren die ersten Streichhölzer und die Leute staunten sehr über die Neuerung. Fortan brauchte meine Großmutter morgens nicht mehr ins Dorf zu gehen, um Feuer zu holen.

Ich habe in meiner frühen Jugend, als es schon lange Streichhölzer gab, noch alte Männer gekannt, die ihre Pfeife trotzdem mit Stahl und einem Schwamm anzündeten, sie behaupteten, die Pfeife schmecke dann besser. Unser Nachbar, der alte Weber, Großvater von Pfarrer Franz Weber, der abends viel zu uns „nopern“ kam, wie das früher so Sitte war, gebrauchte auch gerne Stahl und Schwamm. Eines



Abends hatte sich der alte Weber mal wieder seine Pfeife mit Stahl angezündet und paffte genüsslich große Rauchwolken vor sich her. In den Pfeifengeruch mischte sich aber plötzlich ein penetranter Brandgeruch. Als Großvater Weber die Ursache dieses seltsamen „Duftes“ ergründen wollte, stellte er zu seinem Schrecken fest, daß der Schwamm, den er arglos in seine Hosentasche gesteckt hatte, wohl nicht ganz gelöscht war und ihm nun munter große Löcher in seine Hose brannte. Von diesem Tage an gebrauchte der alte Weber auch die neuartigen Streichhölzer.

Der „Junen Tönn“ und seine Streiche

In Eisbach lebte früher ein Junggeselle namens Anton Jonen, allgemein unter dem Namen „Junen Tönn“ bekannt. Im Jahre 1870 geboren, ist er während des letzten Krieges gestorben. Der „Tönn“ war voller Streiche, die aber nicht immer ganz harmlos waren. Eine große Untugend hatte der „Tönn“, er konnte kein Geld in seiner Tasche leiden. Sobald er welches hatte, war er bemüht, es baldmöglichst unter die Leute zu bringen, wobei ihm seine Freunde gern behilflich waren.

An einem schönen Sonntagnachmittag machte er mit seinem Freund Franz aus Oberpleis einen Bummel durch Bonn. Nachdem die beiden schon verschiedene Kneipen von innen besichtigt hatten, kamen sie in angeheitertem Zustand über den Adolfsplatz. Dort hatte die Heilsarmee ihr Feldlager aufgeschlagen. Auf einem kleinen Podium saß eine Musikkapelle und spielte fleißig Märsche unter kräftiger Bearbeitung der dicken Trommel. Davor stand eine Bank und die Vorübergehenden wurden von dem General und einigen Chargierten eingeladen, auf der Bank Platz zu nehmen und sich aus dem Sündenpfuhl dieser Welt retten zu lassen.

„Tönn“ und Franz von ihrem alkoholischen Bummel müde geworden, ließen sich auf der Bank nieder, fragten aber zuvor den General, ob das Sitzen auch was kosten würde, worauf ihnen dieser versicherte, das koste nichts, im Gegenteil, sie könnten dabei nur gewinnen. Dann wurde die „Heiligung durch den Erlösungsmarsch“, den die älteren Leser noch kennen werden, eingeleitet: „Herein, herein, in die Heilsarmee herein, schon wieder eine Seele, gerettet von der Heilsarmee, schon wieder eine Seele gerettetetetet.“

Dann legte der General den beiden angesäuselten „Heilsbeflissenen“ die Hände auf den Kopf und murmelte Gebete, die niemand verstand. Zwischendurch fragte der General wiederholt, ob sie in ihrem Innern noch keine Umwandlung verspürten, so einen gewissen Drang zum Lichte. Die beiden Schelme verspürten noch nichts. Als nach einer Weile der General, schon leicht ungeduldig, wiederum fragte, ob sie noch immer nichts spürten, so eine Umwälzung im Innern und einen starken Drang nach Erlösung, da sagte Toni, jetzt verspüre er aber deutlich eine Umwälzung in seinem Innern und ... Der General ließ ihn aber nicht ausreden, Trommelwirbel, Tusch, dann rief er: „Herbei ihr lieben Mitmenschen, ihr sollt jetzt alle Zeugen sein, wie sich eine Seele aus dem Sündenpfuhl dieser Erde empor zum Lichte rettet, es ist dieses ein Beispiel, dem ihr alle nachahmen solltet.“ Schnell strömten die Leute zusammen. Dann sagte der General salbungs-

voll zu Toni: „Lieber Mitbruder, jetzt sage hier den Leuten einmal, wie Du den Drang nach dem Lichte und die Sehnsucht nach Erlösung verspürst“. Alles war gespannt, was der Toni jetzt sagen würde, und der platzte in die Stille hinein: „Ech glöven, ech moß ens op et Häuschen“.

Darauf großes Gelächter der Umstehenden. Die „Heiligung“ wurde ab sofort unterbrochen und die beiden Sünder verdrückten sich in die Menge, der General rief ihnen noch nach, daß sie dereinst für diese Sünde schwer büßen müßten. Dann wurde das Feldlager abgebrochen, um es an einer anderen Stelle wieder aufzuschlagen.

Wenn ich diese Geschichte hier wiedergegeben habe, so liegt es mir fern, die Heilsarmee und ihr segensreiches Wirken lächerlich zu machen, nur ihr Aufzug wirkte manchmal zu komisch.

Noch eine andere Schandtat von Toni und Franz möchte ich den Lesern nicht vorenthalten. In einem benachbarten Dorf wohnte eine brave und bescheidene Arbeiterfamilie. Der Mann arbeitete im Steinbruch, hatte nebenbei aber noch eine Kuh und eine Ziege, die von der Frau versorgt wurden. In alten Zeiten hatten die Haustiere alle einen Namen, in diesem Falle wurde die Kuh mit „Rosa“ und die Ziege mit „Griet“ benannt. Nicht weit davon ab wohnte ein älterer Rentenempfänger mit seiner Frau. Im Stalle hatten sie zwei Ziegen und ein Ziegenböcklein, letzteres wurde gemästet, um zum Kirmesfest geschlachtet zu werden, da dann die erwachsenen Kinder zu Besuch kamen.

Die Frau des Steinbrucharbeiters melkte ihre Ziege abends immer um die gleiche Zeit. Im Sommer war das kein Problem, aber im Winter, wenn es schon früh dunkel wurde, musste die Ziege - da es noch kein elektrisches Licht gab - in der Dunkelheit gemolken werden.

An einem Winterabend, kurz bevor die Frau zum Melken in den Stall kam, wechselten die beiden Sünder die Ziege gegen den Ziegenbock, den sie aus dem Nachbarstall holten, aus. Dann legten sie sich hinter dem Stall auf die Lauer und warteten der Dinge die da kommen mußten. Gleich darauf kam auch die Frau mit einem Topf, um ihre Ziege zu melken. Im Dunkeln hatte sie die Auswechslung nicht bemerkt. Das Böcklein aber, welches nicht wußte, wie ihm geschah, war mit den „Annäherungsversuchen“ der Frau nicht einverstanden und sprang hin und her. Die Frau wollte ihre vermeintliche Ziege beruhigen. „Lev Griet, brav Limm, nu bliev doch stohn“. Als es dem Ziegenbock zu toll wurde, stieß er die Frau derart in den Rücken, daß diese samt ihrem Topf weit in den Stall kullerte. Die Frau krabbelte sich hoch, ging zu ihrem Mann, der sich in der Küche am Ofen wärmte und sagte: „Mechel, komm es met der Löch en den Stall, us Griet stenk wie die Pest un well sech garnet melken loßen“. Der „Mechel“ war nicht sehr erbaut von dem Ansinnen seiner Frau, er zündete aber trotzdem eine alte Laterne an und ging mit in den Stall.

Inzwischen hatten die beiden Bösewichter Ziege und Ziegenbock wieder an ihre alte Stelle gebracht und als die Frau mit dem „Mechel“ in den Stall kam, meckerte die Ziege ganz freundlich und ließ sich ruhig melken. Der „Mechel“ brummte: „Domm Fraulöck“ und ging wieder in die






Küche hinter den Ofen. Die Frau aber geriet wegen der Halsstarrigkeit ihrer vermeintlichen Ziege derart in Wut, daß sie dem armen Tier eine gehörige Tracht Prügel verabreichte. Die Sünder hinter dem Stall lachten sich halbtot.

Ein Nachspiel hatte die Schandtat doch noch. Toni und Franz konnten den Mund nicht halten, es kam unter die Leute und wurde auch dem „Mechel“ wieder zugetragen. Dieser lachte aber nicht darüber, an einem dunklen Abend lauerte er dem Toni auf und dieser, als Hauptsünder, erhielt die Prügel, die die arme Ziege unschuldigerweise erhalten hatte mit Zins und Zinseszinsen zurück und zwar in solch verbesserter Auflage, dass Toni einige Tage seine Mahlzeiten stehend einnehmen mußte.
(Fortsetzung folgt)

Teil XI.

Das alte Kaufhaus Dresen

Im März dieses Jahres schloß nach über 150jährigem Bestehen eines der ältesten Oberpleiser Geschäfte, das Kaufhaus Dresen, seine Pforten. Damit verschwand wieder ein altes Stück Oberpleis. Die Familie Dresen übergab ihre Geschäftsräume, bis zum Heranwachsen der jüngeren Generation, der Siegburger Firma Hohage.

Der Werdegang des Hauses Dresen ist mir bekannt und ich möchte ihn hier im Zuge meiner Jugenderinnerungen der Nachwelt überliefern.

Im Jahre 1821 gründete der Weißgerber Bernhard Dresen aus der Wahlfeldermühle in Oberpleis eine Weißgerberei mit einem kleinen Haushaltswarengeschäft. Er war verheiratet mit Magdalene Bellinghausen vom Bellinghauserhof. Damals hieß es im Volksmund vielfach: „Im Weißgerbershus“ statt Dresen. In meiner Jugend wurde dieser Name noch viel von den alten Leuten gebraucht.

Als Bernhard Dresen starb, erbte und vergrößerte sein Sohn Balthasar das Geschäft. Balthasar war ein urwüchsiger Oberpleiser und allgemein unter dem Namen „Ohm Baltes“ bekannt. Baltes hatte auch die Genehmigung zum Schnapsausschank. Da sich diese Genehmigung aber nur auf den Stehausschank bezog, mußten die Gäste die „scharfen“ Sachen stehend einnehmen. Beim „Ohm Baltes“ ging es immer urgemütlich zu, besonders sonntags nach dem Hochamt, dann standen die Bauern um die große Korbflasche im Laden, diskutierten über Vieh- und Getreidepreise, auch schon mal über Politik und der Baltes schenkte ihnen dabei den Kornbranntwein aus.

Es lag auf der Hand, daß diese Sitzungen, vielmehr „Stehungen" manchmal über Gebühr ausgedehnt wurden.
So kam eines Montags eine Frau von Rübhausen in den Laden von Dresen und sagte: „Baltes, dohn mir es ene Schnaps“. Nachdem die Frau den Schnaps getrunken hatte, sagte sie: „Jetzt kann ech och begriefen, weshalb menge Mechel gestern esu spät us der Humeß hemkohm, Baltes, schött mer noch enen“.

Dieser Ausdruck der Frau wurde damals zum geflügelten Wort, immer wieder hieß es: „Baltes, schött mer noch enen“. Es war damals eine gemütliche Zeit.

Peter Dresen, der von seinem Vater Balthasar das Geschäft erbte, ist nicht alt geworden; ich habe ihn kaum noch gekannt. Seinen Bruder, den Ohm Bernhard, habe ich aber noch sehr gut in der Erinnerung. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er in der weißen Schürze hinter der Theke stand. Ohm Bernhard hat später in Altenkirchen selbständig ein Geschäft angefangen.

Die Frau von Peter Dresen hieß Katharina, geb. Thiebes. Sie war eines von den bekannten drei „Thiebesmädchen". Thiebes Griet (Frau Koch), Thiebes Trin (Frau Dresen) und Thiebes Fränz (Frau Müller). Frau Dresen war eine gute Geschäftsfrau. Von ihr erhielten wir Kinder, wenn wir etwas kauften, immer die großen gelben Honigkaramellen, die in einem großen Glas auf der Theke standen und von uns Kindern sehnsüchtig betrachtet wurden. Wenn ich auf dem Schulweg Ware mitbringen mußte, teilte ich mir diese in kleine Mengen ein, um möglichst viele Karamellen zu erhalten.

Es war für eine Frau ein sehr großes Wagnis, als Frau Dresen im Jahre 1913 das große Geschäft in der heutigen Form baute, es zeugte von einem geschäftlichen Weitblick und Unternehmungsgeist, der allgemein bewundert wurde.

Die letzte Inhaberin war Katharina Dresen, geb. Reuter. Über diese brauche ich wohl nicht viel zu schreiben, sie ist noch Jedermann als beliebte, tüchtige und umsichtige Geschäftsfrau bekannt. Leider starb ihr Mann, Peter, ein guter Freund von mir, viel zu früh: Aber sie meisterte ihre Aufgabe und führte das große Geschäft in vollendeter Form weiter, wobei ihr „Tante Lena" treulich zur Seite stand.

Wenn es auch einerseits bedauerlich ist, daß mit der Aufgabe des anderthalb Jahrhunderte alten Geschäftes wieder ein Stück Poesie des alten Oberpleis verloren ging, so muß man doch andererseits sagen, Frau Dresen hat richtig gehandelt, wenn sie es auch schweren Herzens getan hat. Man kann es verstehen, sie selbst wird älter, der Konkurrenzkampf wird härter, das Geschäft muß immer auf der Höhe gehalten werden usw., dieses alles ist für eine Frau doch etwas viel. Man kann auch nicht wissen, was später kommen kann, Nachwuchs ist da und damit stehen alle Möglichkeiten offen.

Der neue Inhaber des Kaufhauses Dresen

Am 7. März 1969 wurde das Kaufhaus Dresen nach vollkommener Neueinrichtung von der Firma Hohage aus Siegburg wiedereröffnet.

Das Sortiment der Firma umfaßt im 1. Stock: Haushaltwaren, Glas, Porzellan, Geschenkartikel, Möbel, Spielwaren, Heimwerkerbedarf, Elektrobedarf und Lampen. Außerdem eine groß angelegte Gardinen-Abteilung.

Im Erdgeschoß befindet sich die Textil-Abteilung einschließlich Damen-Oberbekleidung. Außerdem die Abteilungen Lederwaren, Schuhwaren, Schreibwaren, Uhren, Schmuck, Parfümerie und Sämereien. Der Firmenchef ist bemüht, ein möglichst breites Sortiment unter einem Dach für den Kunden bereit zu halten. Heinrich Hohage ist gebürtiger Westfale. Er gründete Ende 1945 in Siegburg ein Geschäft für Haushaltswaren. Durch gute Beziehungen zur Industrie konnte






immer Ware für den freien Verkauf beschafft werden. Erinnert sei nur an die Tausende von „Kesselchen“ die die Firma frei, ohne Bezugsscheine, verkaufen konnte.

Durch diese Aktionen kam die Firma Hohage weit über Siegburg hinaus ins Gespräch.

Der richtige Aufschwung aber setzte erst nach der Währungsreform unter dem Leitsatz „Gute Ware zu kleinem Preis“ ein. Die Geschäftsräume wurden laufend vergrößert und so weit wie möglich modernisiert. Dazu gehörte auch frühzeitige Umstellung auf Freiwahl.

Durch die Ehefrau tatkräftig unterstützt erfolgte im Herbst 1963 die Umstellung auf Kaufhausbetrieb. Geführt wurden nun außer Haushaltswaren und Glas - Porzellan - Geschenkartikel auch Kleinmöbel, Polstermöbel, Spielwaren, Uhren, Schmuck, Papier- und Lederwaren. Beschäftigt waren bis zu diesem Zeitpunkt ca. 40 Mitarbeiter.

Durch Tochter und Schwiegersohn unterstützt erfolgte 1966 eine Filialgründung in Waldbröl.

Hier wurde das Sortiment wesentlich erweitert und ausgedehnt auf Textilwaren, Schuhwaren, Parfümerie, Rundfunk und Schallplatten.

1967 wurde ein Zentrallager in Niederpleis nach modernsten Erkenntnissen erbaut und Anfang 1968 in Betrieb genommen. An drei Laderampen ist gleichzeitige Abfertigung fremder und eigener Lkw's möglich.

Im Spätherbst 1968 fiel die Entscheidung, nach Oberpleis zu gehen und das dortige Unternehmen Kaufhaus Dresen zu übernehmen. Zur Zeit beschäftigt die Firma Hohage 75 Mitarbeiter.

Über seine geschäftliche Tätigkeit hinaus findet der Firmenchef immer noch Zeit zur Mitarbeit in den verschiedensten Gremien. So ist er u. a. Handelsrichter beim Landgericht Bonn und Mitglied der Vollversammlung der Industrie- und Handelskammer Bonn.

(Fortsetzung folgt)



Das 1913 erbaute Geschäftshaus Dresen, heute Kaufhaus Hohage.
Photo: Steeg

Teil XII

Christi Himmelfahrt in meiner Jugend

Diese Zeilen schreibe ich am Nachmittag von Christi Himmelfahrt 1969 und stelle fest, daß ich heute vor 68 Jahren zur ersten heiligen Kommunion gegangen bin. Damals gingen die Kinder im 13. Lebensjahre zur ersten heiligen Kommunion und mit 14 Jahren kamen sie zur Schulentlassung. Vom Schluß der Herbstferien des vorhergegangenen Jahres an, bis Christi Himmelfahrt, hatten wir jeden Mittwochnachmittag von 2 bis 3 Uhr Religionsunterricht. Zu „Großvaters Zeiten“ war es noch viel strenger, es stand dem Pfarrer, der zugleich Lokalinspektor war, frei, ein Kind aus Gründen, die ihm als genügend schienen, noch ein Jahr zurückzustellen. Das betroffene Kind ging dann erst mit 14 Jahren zur ersten heiligen Kommunion, was zur Folge hatte, daß es auch ein Jahr länger in die Schule gehen mußte, denn ein Jahr nach der ersten heiligen Kommunion wurden die Kinder aus der Schule entlassen. Aus übergroßer Ehrfurcht vor dem heiligen Sakrament hatten damals die Kinder auch nur alle zwei Monate gemeinschaftliche Kommunion nach gründlicher Vorbereitung. Aus uns unbegreiflicher Angst, diese Ehrfurcht würde sich verflachen oder verlieren, wurde damals nicht zu öfterem Empfang der heiligen Kommunion gedrängt. Gott sei Dank, hat sich dieses gründlich geändert.

Es war eine Tradition für uns Jungen, am Himmelfahrtstag einen Ausflug in das Siebengebirge zu unternehmen, natürlich zu Fuß, mit Autos waren wir damals noch nicht belastet. Dabei muß man bedenken, daß der Ausflugsverkehr mit dem von heute bei weitem nicht vergleichbar ist. Hierzu ein Beispiel:

Mein Freund Josef Buchholz und ich waren etwa 15 Jahre alt, als wir Christi Himmelfahrt nachmittags den Ölberg „besteigen“ wollten. Jeder von uns hatte bare zwanzig Pfennig bei sich, dafür wollten wir uns auf dem Ölberg Limonade kaufen.
Als wir auf den Berg kamen, stellten wir fest, daß wir die einzigen Ausflügler waren. Damals existierten noch keine Bauten auf dem Ölberg, nur ein windschiefes Trinkbüdchen, das aber wegen Mangels an Publikum geschlossen war, eine Fahnenstange ohne Fahne und eine Holzbank standen da. Das war alles.

Voll jugendlichem Tatendrang banden wir die Bank an die Leine der Fahnenstange und zogen diese dann unter vielen Mühen hoch, worauf wir wieder zu Tal stiegen. Unterwegs schauten wir uns immer und immer wieder um und wir waren schon durch Heisterbacherrott, als wir im Zwielicht der Dämmerung die Bank auf dem Ölberg noch immer baumeln sehen konnten.

Es war für uns Knirpse ein großes Erlebnis und wir freuten uns königlich, besonders auch darüber, daß wir im Hinblick auf die nahe Oberpleiser Kirmes die zwanzig Pfennig noch in der Tasche hatten.

Die Eisbacher Wasserleitung

Noch ein anderer Gedenktag ist heute. Vor einiger Zeit habe ich in alten Papieren festgestellt, daß auf Himmelfahrt 1896 die erste gemeinschaftliche Besprechung der Bewohner von Eisbach stattfand, mit dem Zwecke, eine Wasserleitung für das Dorf Eis-






bach anzulegen. Das war heute vor 73 Jahren. Um es der Nachwelt zu erhalten, möchte ich einige Begebenheiten aus dieser Zeit vorbringen.

In Oberpleis wurde die Wasserleitung schon ein Jahr früher, 1895/96 gebaut. Bis dahin entnahmen die Oberpleiser ihr Wasser aus Pumpen oder Brunnen. Die Pumpen waren fast alle in Privatbesitz, während die Brunnen für die Öffentlichkeit zugänglich waren. Dort konnte jeder Wasser entnehmen.
Der nächstgelegene Brunnen für die Schule lag neben dem Hause Düppenbecker, jetzt Max Wiese. Dieser Brunnen war mit einer dünnen Wölbung überdeckt. Da die niedrige Tür aber meistens offenstand, konnten auch Hunde und Katzen ihren Durst beliebig an dem Brunnen stillen.

Hygienisch gesehen, wäre dieser Brunnen heute undenkbar, er war nur durch die Straße und einer steilen Böschung von dem alten Friedhof getrennt. Die Böschung war sehr wasserreich und speiste wohl auch zum Teil den Brunnen neben der Straße. Trotzdem ist nie ein Fall von Typhus bekanntgeworden.

Uns Schulkinder war es streng verboten, aus diesem Brunnen Wasser zu nehmen, wegen der damit verbundenen Gefahr des Hineinfallens. Wir benutzten in den Pausen meistens die Pumpen bei Bröl oder Dresen, ich habe früher schon darüber geschrieben. Es kam uns Kinder wie ein Weltwunder vor, als nach Vollendung der Wasserleitung eine Pumpe auf dem Schulhof stand. Man brauchte nur auf einen Hebel zu drücken und schon war das Wasser da. Der Hebel wurde von uns reichlich bedient, noch mehr wie wir Durst hatten.

Die Wasserleitung in Oberpleis wurde, wie gesagt, im Jahre 1895/96 angelegt. Trotzdem ich damals erst ins zweite Schuljahr ging, kann ich mich noch sehr gut daran erinnern. Wenn wir mittags aus der Schule kamen, waren die Arbeiter meistens beim Essen. Wenn dann die Luft „rein“ war, liefen wir durch die ausgeworfenen Gräben. Erwischte uns der Schachtmeister dabei, gab es allerdings Ohrfeigen, die nicht von schlechten Eltern waren.

Einmal hatten wir in unserem jugendlichen Übermut es für gut befunden, am „Flenksberg“ (Niederbach) einige von den schweren Eisenrohren, die oben auf der Böschung lagen, in den Graben hinein zu rollen. Es war ein schweres Stück Arbeit für uns, aber wir schafften es mit vereinten Kräften. Dann kam das dicke Ende. Der Schachtmeister meldete die Freveltat in der Schule und unser lieber Lehrer Schwind zeigte wieder einmal mehr seine hervorragende Erziehungskunst. Alle Jungen (den Mädchen traute er anscheinend so was nicht zu) aus seiner Klasse, die von Eisbach und Pleiserhohn waren, mußten in einer Reihe vor seinem Katheter antreten, wo sie dann von Schwind hintereinander ohne viel Federlesens und ohne jede nähere Untersuchung, der Reihe nach gründlich verprügelt wurden. Wenn auch nicht alle Delinquenten an der Schandtat beteiligt waren, so ging unser lieber Lehrer von der klugen Überlegung aus, daß die Richtigen doch dabei sein würden.

Es war wirklich stabile deutsche Handarbeit, was da Schwind leistete, denn er gebrauchte zu solchen Exekutionen mit Vorliebe seine Fäuste. Als ich an die Reihe kam, da war es, wie in der Bibel steht: „Er sah ihn und ging vor-

über“. Ich ging, wie gesagt, erst ins zweite Schuljahr und mein Lehrer dachte sicher, solche Winzigkeit könne wegen „Kräftemangel“ unmöglich an der Freveltat beteiligt gewesen sein. Vielleicht hatte er auch Angst, er könne mir mit seinen großen Fäusten einige diverse Knöchelchen zerbrechen. Ich hatte aber doch aus besten Kräften mitgeholfen und in der Pause haben mir dann meine „Kollegen“ aus edler Kameradschaft einen Teil ihrer, von Schwind erhaltenen Prügel abgelassen und zwar mit solcher Freigebigkeit, daß ich mich, wegen der damit verbundenen Schmerzen, doch besser von Schwind „behandeln“ hätte lassen.

Soviel ich mich erinnern kann, war Eisbach das erste Dorf, welches dem Beispiel von Oberpleis folgte und ebenfalls eine eigene Wasserleitung baute. Nach vielen Vorbesprechungen, die zum Teil recht stürmisch verliefen, wurde im Winter1896/97 mit dem Bau der Wasserleitung begonnen, nachdem mein Vater lange Zeit berechnet, nivelliert und die ganze Leitung zu Papier gebracht hatte. Damals ist der Name: „kloke Isbijer“ (kluge Eisbacher) entstanden und wir Eisbacher können heute noch stolz darauf sein, daß unsere Väter damals so „klok“ waren, dieses Werk ohne jede fremde Hilfe zu schaffen. Lediglich hat ein Maurer den Hochbehälter gebaut und ein Installateur die Hausanschlüsse angefertigt. Die Schlußabrechnung nach Fertigstellung war noch nicht die Hälfte des Betrages, den vorher verschiedene Unternehmer gefordert hatten. Damals war ein Zuschuß der Provinzial Feuerversicherung erbeten und auch bewilligt worden. Da es sich hierbei um öffentliche Gelder handelte, wurden die Arbeiten vom Kreisbaurat und auch vom Kreisarzt öfter besichtigt, damit sie ordnungsgemäß durchgeführt wurden.

Bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges hat unsere Wasserleitung tadellos funktioniert. Durch die starken Truppenbelegungen und die nach dem Kriege einsetzende Völkerwanderung stieg der Wasserverbrauch stark und unsere alte Quelle schaffte es nicht mehr. Für den Einbezug einer weiteren Quelle wurde uns von maßgebender Stelle kein Darlehen bewilligt, mit dem Hinweis darauf, uns dem damals neu gegründeten Wasserbeschaffungsverband Thomasberg anzuschließen. Dazu kam es aber auch nach folgendem Umstand:

Nach dem Kriege wurde unsere Wasserleitung, wie wohl alle Wasserleitungen, in gewissen Abständen von der Gesundheitsbehörde überprüft, wobei immer wieder festgestellt wurde, daß unser Wasser angeblich gesundheitsschädliche Keime enthalten sollte. Folgendes kann ich heute noch nicht begreifen: In der damaligen Zeit haben wir unser Wasser öfters von maßgeblicher Stelle bei der Universität in Bonn untersuchen lassen, durch Gutachten bescheinigte diese Stelle uns immer wieder, daß das Wasser aus unserer Leitung völlig einwandfrei und zu Genußzwecken sehr geeignet sei. Diese Gutachten hat die Gesundheitsbehörde nie anerkannt mit der Begründung, daß ihre Untersuchungen für sie maßgebend wären, im Gegensatz zu den Gutachten aus Bonn. Wer hatte hier Recht? Wir haben uns dann, wenn auch schweren Herzens entschlossen, dem Wasserbeschaffungsverband beizutreten.

Aus der Zeit der dauernden Über-






prüfungen unseres Wassers durch die Gesundheitsbehörde möchte ich noch folgende schöne Geschichte erzählen:

Eines Tages wurde ich aus dem Feld nach Hause gerufen, dort war ein Herr, der mich fragte, ob ich der Vorsitzende des Eisbacher Wasserleitungsvereins wäre. Als ich dieses bejahte, sagte der Herr, er käme von der Gesundheitsbehörde und müsse von mir eine Stuhlprobe abholen. Anhand dieser Probe müsse festgestellt werden, ob ich noch länger als Vorsitzender tragbar wäre. Der Herr mußte seine Ansprache wiederholen, ehe ich den Sinn erfaßt hatte.

Ich war beim Tod meines Vaters 1919 durch das Vertrauen meiner Mitbürger zu dessen Nachfolger als Wasserleitungsvereinsvorsitzender gewählt worden. Daß aber nun jetzt meine „Fäkalien“ ausschlaggebend sein sollten, ob ich noch länger Vorsitzender bleiben könne, das kam mir unsäglich lächerlich vor. Wenn ich den Hochbehälter als Swimmingpool benutzt, oder die Gewohnheit gehabt hätte, mich in diesem zu baden, hätte ich das allenfalls noch verstehen können, aber ich kam ja mit dem Wasser überhaupt nicht in Berührung. Deshalb fragte ich den Herrn, ob dieses nicht noch ein verspäteter Fastnachtsscherz sei. Darauf wurde der Herr leicht ungeduldig, er zeigte mir eine lange Liste vor, wo er noch „Unrat“ abholen müsse, dabei wollte er mir eine Flasche in die Hand drücken und versuchte mich, ihn sofort abzufertigen.

Als ich merkte, daß das „Herrlein“ gänzlich humorlos war, dachte ich, ich könne mich ja mal ganz dumm stellen. Ich sagte ihm, ich würde ihm sehr gerne helfen, aber da bis jetzt solches noch nicht von mir verlangt worden wäre, könne ich mir allein sehr schlecht helfen. Begreiflicherweise könne ich auch meine Frau nicht in Anspruch nehmen, wenn er aber seinerseits die Freundlichkeit hätte, die Flasche zu halten, so würde ich meinerseits sehr gerne sehen, was zu machen wäre.

Damit hatte ich aber in ein Wespennest gestochen. Der Herr wurde sehr zornig, er setzte die strengste Amtsmiene auf, die ihm zur Verfügung stand und dann eröffnete er mir, daß ihm bis jetzt noch keiner solches Ansinnen gestellt hätte, er würde den Vorgang seiner Behörde melden, von dort würde ich das Weitere hören. Dann packte er seine Flasche ein und verschwand.

Das „Weitere“ kam dann zwei Wochen später in der Gestalt des Herrn Wilhelm Laufenberg, Schneidermeister und „Desinfekteur“ aus Weiler. Dieser versuchte mir in längerer, wohlgesetzter Rede klarzumachen, wie wichtig die Maßnahme für die öffentliche Gesundheit sei, dabei ließ er durchblicken, daß gegebenenfalls dieser Vorgang auch erzwungen werden könne.

Als mich dann Laufenberg inständig bat, ihm doch zu helfen, hatte ich Mitleid mit dem alten Herrn und ich sagte ihm, er solle sich setzen. Dann nahm ich ihm die Flasche ab und ging damit - in den Kuhstall. Dort hatte unsere liebe Kuh gerade für frischen Vorrat gesorgt, wodurch ich den Herrn Laufenberg reichlich bedienen konnte. Ich habe dann die Flasche vorschriftsmäßig verschlossen, schön in Papier eingewickelt und sie dem braven Herrn Laufenberg „noch kuhwarm“ in die Hände gedrückt.

Dieser bedankte sich freundlichst und ging.

Ich habe bis jetzt diesen Schwindel noch keinem Menschen erzählt, da aber nunmehr über zwanzig Jahre vergangen sind, kann ich nicht mehr wegen Betrugs belangt werden, weshalb es jetzt jeder wissen darf. Merkwürdig ist nur folgendes: Damals erhielt, ich einige Wochen später über das Amt Oberpleis ein Schreiben der Gesundheitsbehörde, daß die von mir abgeholte Probe negativ ausgefallen sei.

Mir fiel ein Stein vom Herzen und ganz Eisbach atmete auf, denn die Gefahr, daß durch mich ganz Eisbach verseucht werden konnte, war gebannt und ich konnte wieder mit aufgesteckten Ohren durch das Dorf gehen. Mit diesem Schreiben bin ich in den Kuhstall gegangen und habe meiner lieben Kuh ihr amtliches Gesundheitsattest vorgelesen. Das brave Tier blinzelte mich verständnisvoll an, anscheinend freute auch sie sich sehr darüber. Ich bin dann von der Gesundheitsbehörde nicht wieder „unsittlich“ belästigt worden.

(Fortsetzung folgt)

XIII. Teil

Sind Schutzengel noch gefragt?

Gemäß der Lehre der Kath. Kirche hat der Herrgott jedem Menschen einen Schutzengel beigegeben, der über das Wohl und Wehe seines Schützlings wacht. Dieser Schutzengel ist, wenn ich mich modern ausdrücken darf, gewissermaßen der Kurier zwischen Gott und dem Menschen.

Was ich hier über den Schutzengel schreiben möchte, wird sicherlich auch die evangelischen Leser der Siebengebirgs-Zeitung interessieren, die Menschen aber, die überhaupt keinen Glauben mehr besitzen, möge es zur Bedenklichkeit stimmen.

Vor einiger Zeit las ich einen Artikel in einer Zeitschrift, in dem sich der Verfasser recht abfällig über die Schutzengellehre ausdrückte. Er war der Ansicht, daß der Schutzengel nicht persönlich aufzufassen sei. In etwas gedrechselten Phrasen vertrat er die Ansicht, daß in jedem Menschen im Unterbewußtsein eine Abwehr gegen alles Böse und Schlechte vorhanden sei, in Verbindung mit einem gewissen Selbsterhaltungstrieb wäre das dann die Funktion, die nach einer veralterten Auffassung den Schutzengel darstelle.

Wenn ich auch ein alter Mann bin, der mit der heutigen, modernen Welt nicht mehr so recht mitkommen kann, offen gesagt, auch nicht immer mitkommen will, so glaube ich doch, trotz aller Bischofskonferenzen und trotz aller verdrehten Zeitungsschreibereien noch fest an die Existenz eines unsichtbaren Schutzengels, wenn es auch die meisten Menschen nicht mehr wahrhaben wollen.

Lesen Sie folgende Begebenheit, die mir Herr Heinrich Bellinghausen aus Hartenberg erzählte und dann urteilen Sie selbst, ob es nicht doch noch einen Schutzengel geben kann. Diese Geschichte ist vor weit über hundert Jahren passiert, lebt aber heute in der mündlichen Überlieferung noch weiter.

In alten Zeiten hatten in den Dörfern noch viele Bauernhäuser eine Nebenbezeichnung, so wurde in Hartenberg ein Haus im Volksmund „et Gadenhus“ (Gartenhaus) genannt. Die Be-






wohner des „Gadenhuses“ hatten ein kleines Kind, welches noch nicht sprechen konnte. Beim Spiel auf der Straße nahmen durchziehende Zigeuner das Kind in ihrem Wagen mit.

Ob das kleine Kind nun von selbst laufen ging, oder ob es die Zigeuner aussetzten, steht nicht fest, jedenfalls ganz weit im Hessischen fanden Dorfbewohner das weinende Kind auf der Straße stehen. Auf Befragen konnte es keinen Namen nennen, es stammelte nur immer wieder „Gadenhus“. Die Bewohner des Dorfes wußten damit nichts anzufangen, aber dann war es dem Dorfpolizisten, der auch hinzugekommen war, so, als habe er den Namen „Gadenhus“ schon einmal gehört. Nach längerem Nachdenken fiel ihm plötzlich ein, daß er vor langen Jahren im Rheinland als Offizier gelegen hatte und zwar in einem Dorfe namens Hartenberg, dort hatten die Leute für das Nachbarhaus „et Gadenhus“ gesagt.

Nachforschungen ergaben dann, daß das kleine Kind tatsächlich aus dem „Gadenhus“ stammte. Die Eltern hatten es schon seit Wochen schmerzlich vermißt.

Da es zu der Zeit noch keine öffentlichen Verkehrsmittel gab, wurde das Kind mit dem Pferdefuhrwerk zurück ins „Gadenhus“ zu seinen erfreuten Eltern gebracht.

Was sagen die ungläubigen Experten dazu, war es bloß ein Zufall, oder höhere Fügung?

Auch in meiner eigenen Familie kann ich mit einigen Schutzengelgeschichten aufwarten. In der Franzosenzeit, ebenfalls vor weit über hundert Jahren, als Napoleon das Rheinland besetzt hatte, geschah folgendes: Meine Urgroßeltern waren im Wald damit beschäftigt Laub als Einstreu für den Viehstall zu sammeln. Da niemand mehr im Hause war, mußten sie ihr kleines Kind mit in den Wald nehmen. Die Mutter breitete ihr Umschlagtuch auf der Erde aus, setzte das Kind darauf und band die Zipfel über der Schulter zusammen, damit es dem Kind nicht zu kalt wurde. Plötzlich sprengte eine Abteilung französischer Reiter durch den Wald. Der Korporal, der vorne ritt, bückte sich vom Pferde und zog das Tuch unter dem Kind weg. Dadurch verlor das Kind den Halt, kullerte unter die Pferde und die ganze Abteilung sprengte über das kleine Menschlein hinweg, welches aber wie durch ein Wunder unversehrt blieb. Wenn auch die Pferdekenner behaupten, ein Pferd würde nie auf einen Menschen treten, der am Boden läge, so darf man doch annehmen, daß auch hier der Schutzengel seine Hand im Spiel hatte. Durch mündliche Überlieferung hat sich die Geschichte trotz der langen Zeit in unserer Familie erhalten.

Noch eine weitere, merkwürdige Begebenheit möchte ich an dieser Stelle erzählen. Mein Vater hat als Soldat den Krieg 1870/71 mitmachen müssen. Eines Tages unternahm das Regiment, bei dem mein Vater diente, einen Sturmangriff auf eine feindlich besetzte Höhe. Diese war allerseits gut übersichtlich und lag deshalb stark unter Feindfeuer. Wegen den überaus großen Verlusten kam der Angriff auf halber Höhe zum Stehen, rechts und links fielen die Kameraden von Vater. In dieser gefährlichen Lage verrichtete mein Vater ein kurzes Stoßgebet zum hl. Schutzengel, wobei er gelobte, falls er heil aus dieser mißlichen Lage heraus käme, würde er in seinem

ferneren Leben an diesem Tage die hl. Messe besuchen.

Plötzlich zischte eine Gewehrkugel so dicht vor den Augen meines Vaters vorbei, daß seine Augenbrauen versengt wurden. In Sekundenschnelle war es wie ein Blitz so hell vor seinen Augen und in dieser Helligkeit hatte mein Vater für den Bruchteil einer Sekunde eine Vision. Er sah im Geiste das elterliche Anwesen, Hof und Haus in aller Deutlichkeit. Sein Vater stand im Hofe und seine Mutter in der Haustüre. Da kam der Briefträger in den Hof und brachte die Nachricht, daß der Sohn gefallen wäre. Dann kam Vater wieder zu sich und außer einigen Verbrennungen im Gesicht war er heil geblieben.

War das Zufall oder höhere Fügung? So lange ich ihn gekannt habe, ging er an diesem Tage zur Kirche.

Von einem „Schutzengel" ganz anderer Art will ich hier noch kurz berichten, nämlich vom Schinderhannes. Den älteren Lesern wird dieser Name doch sicher noch in der Erinnerung sein. Schinderhannes hat damals auch in unserer Gegend viel sein Unwesen getrieben. Gemäß der Überlieferung habe dieser Unhold die armen Leute beschützt und ihnen beigestanden, umsomehr aber habe er die reichen Leute geschröpft und bestohlen.

Zu der Zeit kam abends eine Frau aus Eisbach zurück von Oberpleis. Sie hatte Waren eingeholt und es war ihr dabei dunkel geworden. Sie hatte große Angst vor dem Schinderhannes, der wiederholt in der Gegend gesehen worden war. Unterwegs überholte sie ein Mann und in ihrer Angst fragte die Frau, ob sie mit ihm gehen dürfe, da sie sich vor dem Schinderhannes fürchte. Der Mann ging mit der Frau und trug ihr auch den Korb bis vor die Haustür. Als er sich verabschiedete, sagte er, sie solle ihrem Manne sagen, der Schinderhannes hätte ihr den Korb getragen.

Mir scheint, daß die Zeit der mündlichen Überlieferung endgültig vorbei ist. In der heutigen hektischen und unruhigen Welt haben die Menschen für solche Erzählungen vielfach keine Zeit, aber auch kein Interesse mehr. Daher ist es zu begrüßen, daß es hier und da noch Leute gibt, die die Begebenheiten aus früheren Jahren aufschreiben und damit der Nachwelt erhalten.
Daß die heutige Jugend vielfach kein Verständnis mehr für solche Geschichten hat, ist wohl verständlich. Besonders die liebe männliche Jugend hat heute viele Hobbys, die ihr wichtiger erscheinen, z.B. Sport, Auto, Fernsehen, Mädchen usw. Auch müssen viele Jünglinge ihre langen Haare pflegen, was auch viel Zeit in Anspruch nimmt. Ich will aber absolut nichts gegen diese Mähnenträger sagen, es ist noch lange nicht das Schlimmste, was sie anfangen könnten, zudem müssen sich diese Zeitgenossen ja auch selbst mit den Folgen abfinden. Hierzu ein Beispiel:

In der heißen Witterung vor einigen Wochen war ich bei meinem Hoffriseur in Oberpleis. Da ich noch warten mußte, setzte ich mich auf die Bank. Neben mir saß ein Jüngling im „lockigen Haar". Ich habe ihn mit Samson aus dem alten Testament verglichen. Der arme Junge tat mir sehr leid, er schwitzte nämlich fürchterlich unter seiner Haarpracht. Vorsichtig rückte ich etwas von ihm ab, denn ich hatte






Angst, aus seinem dichten Haardschungel könnte plötzlich eine Invasion Kleinstlebewesen über mich herfallen. Als der junge Mann an die Reihe kam, freute ich mich schon darauf, einen rasanten Scherenschnitt erleben zu können, doch weit gefehlt. Der Friseur „fitschte“ ihm auf seinem Hemdkragen die Haare etwas gradlinig, ebenso vorne auf der Stirn, damit der Junge wieder „Klarsicht“ bekam und dann überließ er ihn seinem selbstgewählten Schicksal – der arme Junge mußte wieder schwitzen. Ich will mich aber beileibe nicht über die langhaarigen Zeitgenossen lustig machen, im Gegenteil, ich kenne Pilzköpfe, die ganz kluge Gedanken haben, leider müssen diese Gedanken aber etwas mehr Zeit haben, ehe sie durch den dichten Haarwuchs an die Öffentlichkeit treten können.

Der „Gesells Petter“

Ich habe soeben von dem Friseur Peter Gesell aus Oberpleis geschrieben und da mir noch etwas Raum zur Verfügung steht, möchte ich noch einiges von seinem Großvater, dem alten „Gesells Petter“, seines Zeichens Hausschlachter und Rasierer, erzählen. Wenn der „Petter“ schlachten kam, war das für uns Kinder der Beginn einer besseren Küche. Vor dem angekündigten Termin wurde alles bereitgestellt: eine große Holzbütte zum Abbrühen des Schweines, eine Leiter zum Aufhängen und nicht zuletzt ein „Schöppchen“ für den „Petter“. Wenn er auch kein passionierter Trinker war, so war es doch Ehrensache für den Schweinehalter, den Schnaps für „Petter“ bereitzuhalten. Gesell war ein Freund von meinem Vater. Beide hatten den Krieg 1870/71 mitgemacht, mein Vater bei der Infanterie und Gesell bei der Artillerie. Aus seiner Artilleristenzeit rührte auch noch sein Kraftwort „Kanonendonner“ her, welches er bei jeder Gelegenheit anwendete. Wenn Gesell und Vater ans Erzählen kamen, dehnte sich das Schlachten schon mal etwas länger aus und dann blieb es auch nicht immer bei einem „Schöppchen“.

Als Kind habe ich das Schweineschlachten immer als Tierquälerei angesehen. Das Schwein wurde von kräftigen Männern aus dem Stall gezerrt, hingeworfen und festgehalten. Dann stürzte sich der Schlachter mit einem langen Messer auf das Tier und stach so lange zu, bis der letzte Blutstropfen entwichen war. Erst dann hauchte das arme Tier seine Schweinsseele aus. Dies alles unter lautem Protest des Schweins, man konnte in Frohnhardt hören, wenn in Eisbach ein Schwein geschlachtet wurde. Später wurde es durch einen kräftigen Hieb mit der Axt betäubt. Noch später war es für die Schweine wirklich ein Vergnügen zu sterben, sie wurden mittels einer Schußwaffe kampfunfähig gemacht und das Schlachten ging schmerz- und geräuschlos her.
Ein Intermezzo von dem braven “Petter“ ist mir noch in guter Erinnerung.

Gesell hatte sich für Nachmittags 5 Uhr bei uns angesagt. Alles einschließlich des „Schöppchens“ war bereitgestellt. Da Gesell stark beschäftigt war, wurde es aber 7 Uhr, bis er bei uns ankam. Da es damals noch keinen Strom gab, mußte die Szene notdürftig durch eine Petroleumfunzel erhellt werden. Dann wurde das arme Tier mit roher Gewalt aus dem Stall geholt. Da es schon in süßem Schlummer lag, protestierte es energisch dagegen, daß es nun sterben sollte. Das Schwein wur-

de hingeworfen, der „Petter“ setzte gewohnheitsmäßig sein Knie vor den Hals des Schweines und stach zu. Dieses Mal aber mit solcher Vehemenz, daß er durch den schmächtigen Hals des Tieres (armer Leute Schweine hatten immer dünne Hälse) hindurch in sein eigenes Knie stach. Hier wurde die Szene nun zum Tribunal. Gesell, der durch die schon vorher genossenen „Schlachtungsschöppcher“ innerlich und durch die Dunkelheit äußerlich stark benebelt war, vermeinte in seinem unsicheren Zustande, das Schwein hätte ihn ins Bein gebissen. „Kanonendonner“, rief er, „dat Bies well mech och noch bießen“ (Das Biest will mich auch noch beißen) und dann stach er nochmals kräftig nach, mit dem Erfolg, daß sich auf der Erde Schweineblut mit Menschblut vermischte. Da nunmehr der „Petter“ Feierabend hatte, wurde das Blut mit einem nochmaligen „Schöppchen“ abgewaschen.

Wenn das Schweineschlachten drängte, konnte die Familie Gesell mit 5 Mann in den Einsatz gehen, das war der alte „Petter“ selbst mit seinen 4 Söhnen: Peter (Vater von dem Friseur Peter), Wilhelm, Josef und Robert. Der alte Gesell hatte einen Bruder, namens Balthasar. Als tapferer Kämpfer für sein Vaterland war auch Balthasars Name unter den vielen Helden verzeichnet, die in Stein gehauen das Kriegerdenkmal auf dem Siegburger Marktplatz zieren. Wenn der alte Petter früher nach Siegburg kam, ging er immer an das Denkmal, um sich zu überzeugen, daß der Name seines Bruders noch da stand.

Eines Tages kam Gesell auch wieder nach Siegburg, wobei er feststellte, daß der Name seines Bruders Balthasar durch Staub und Schmutz nicht mehr deutlich zu lesen war. Kurz entschlossen stieg „Petter“ über das Umfassungsgitter, kletterte an dem Denkmal hoch, zog sein Taschentuch hervor, spuckte kräftig hinein und begann zu Wischen. In diesem Moment kam ein Schutzmann vorbei. Als dieser den Gesell sah, rief er: „Mann, was machen sie denn da?“ Der „Petter“ ließ sich nicht stören und rief von oben herunter: „Ech söken usen Balthes.“

Der Schutzmann muß wohl eine Seele von einem Menschen gewesen sein, denn er stieg zu Gesell hoch, zog ebenfalls sein Taschentuch und dann putzten beide vereint die Marmortafel wieder blank, bis der Name Balthasar von unten wieder gut zu lesen war. Nachdem der Schutzmann und der „Petter“ wieder abgestiegen waren, bedankte sich Gesell bei dem Schutzmann und ging hochbefriedigt nach Hause. Der Name seines Bruders Balthasar war wieder deutlich sichtbar.
(Fortsetzung folgt)

Teil 14

Ich werde immer wieder gefragt, ob ich meine „Jugenderinnerungen“ nicht weiterschreiben wolle. Es ist erstaunlich, wie auswärtige Leser der Siebengebirgs-Zeitung auf meine Aufsätze reagieren, manche Zuschriften erhalte ich aus diesen Kreisen, wofür ich an dieser Stelle danken möchte. Mein letzter Artikel erschien am 6. September 1969. Während dieser Zeit lag ich viele Wochen an Rippenfellentzündung erkrankt im Krankenhaus. Dort haben mich die Ärzte und die Pflege der Schwestern wieder soweit zusammengeflickt, daß ich






auf vielseitigen Wunsch meine „Erinnerungen“ wieder aufnehmen kann.

Der „Gesells Petter“

Ich schrieb zuletzt von dem alten braven „Gesells Petter“. Dieser war Friseur und Hausschlachter. Am Tage schabte er den Schweinen, die er geschlachtet hatte, die Borsten ab und abends die Bartstoppeln der Männer und Jünglinge, die zu diesem Zweck in seine Rasierstube kamen. Dabei waren die Schweine im Vorteil, da sie mausetot waren, denn sie spürten von dieser Prozedur nichts, wohingegen beim Rasieren am „lebenden Objekt“ öfter Grimassen geschnitten wurden, wenn das Messer nicht recht schneiden wollte. Einen „Damensalon“ gab es damals noch nicht. Wenn sich die weibliche Jugend fein machen wollte, stellte sie die Dauer- und Wasserwellen mittels der „Klöckelschere“ her, die zuvor über dem Zylinder der Petroleumlampe glühend gemacht wurde. Vielleicht wurde damals gegen heute viel Geld gespart.

Ich hatte den „Gesells Petter“ eigentlich schon verabschiedet, da erreichte mich noch ein Anruf von Gemeindekämmerer i. R. Josef Düppenbecker aus Sieglar, früher wohnhaft in Oberpleis. Dieser erzählte mir noch einen Witz von dem braven „Petter“, worauf ich mir nicht versagen möchte, diese „Köstlichkeit“ noch nachzuschreiben.

Als gedienter Artillerist und Teilnehmer des Feldzuges 1870/71 war der „Petter“ ein begeistertes Mitglied des Kameradenvereins, der zu der Zeit zum größten Teil aus Teilnehmern dieses Feldzuges bestand. Gesell war Fahnensekundant und trug bei festlichen Gelegenheiten einen schwarzen Anzug mit schwarzweißer Schärpe und einen Zylinder. Das Hochfest feierte der Kameradenverein zu Kaisers Geburtstag. Morgens war heilige Messe, an der wir Schulkinder auch teilnehmen mußten. Nach der Messe hatte der Kameradenverein auf dem Kirchplatz Appell. Theodor Bellinghausen aus Hartenberg, wohl einer der ältesten Kriegsteilnehmer, ließ antreten, ausrichten usw. Dann erstattete er Meldung an den Sanitätsrat Dr. Frings, der, als früherer Oberstabsarzt, in Uniform erschienen war. Dieser hielt eine kurze Ansprache, die in dem üblichen „Majestätshurra“ ausklang, die Helden zogen dann geschlossen zum alten Zoll, die Treppe hinauf in das kleine Sälchen, wo der ganze Feldzug noch einmal aufgerollt wurde.

Inzwischen hatten wir Kinder eine Feier in der Schule. Der Pfarrer, als Lokalschulinspektor war da und noch einige Herren vom Schulvorstand. Lehrer Harth hielt eine kurze Rede, es wurden Gedichte aufgesagt und einige patriotische Lieder gesungen. Dieses alles mit einem sehnsüchtigen Blick in die Ecke des Schulzimmers, wo ein großer Korb mit den köstlichen Geburtstagsstuten stand, denn nach der Feier erhielt jedes Kind einen solchen Stuten und wir zogen hochbefriedigt nach Hause.

Gegen zwei Uhr war auch die große Schlacht der Veteranen beim alten Zoll beendet und die Krieger zogen sieges- und alkoholfreudig nach Hause, wo sie von ihren Frauen ob des langen Ausbleibens mehr oder weniger freundlich empfangen wurden.

Unser Fahnensekundant Peter Gesell zog auch die Straße hinun-

ter. Den Zylinder schief auf dem Kopf sang er, weniger schön als laut: „Bei Sedan, wohl auf der Höhe usw.“ Als er bei seiner Wohnung ankam, stand dort auf der Höhe der Treppe seine Frau. Gesell wollte die Höhe der Treppe im Sturm nehmen, mußte aber auf halbem Wege in die Knie gehen, denn das genossene „Zielwasser“ hatte ihn doch unsicher gemacht. Den Rest der Treppe versuchte er in „Anschleichformation“ zu nehmen. Auf der Höhe angelangt, richtete er sich an seiner Frau, „sengem leven Bell“, wieder in die Höhe, faßte sie um den Hals und gedachte, mit diesem leichten Geplänkel die Schlacht zu beenden.

Seine Frau, sonst immer lieb und freundlich, war durch das lange Ausbleiben ihres Ehemannes verärgert und fuhr schwere Geschütze auf. „Petter“ in die Abwehr gedrängt, schoß scharf zurück und es entwickelte sich dann eine Redeschlacht, die weithin zu hören war. Die lieben Nachbarn hatten schon lange „Horchposten“ bezogen. In diesem Augenblick kam der frühere Pfarrer Schmitz vorbei, blieb stehen und sagte zu Gesell: „Herr Gesell, das ist aber nicht schön, daß Sie mit ihrer Frau so schimpfen.“ Da sagte der „Petter“ zum Herrn Pastor: „Leeven Här Pastur, wenn Ühr meng Bell hät, dann dät Ühr noch lauter schängen wie ich.“ Kopfschüttelnd ging Pastor Schmitz weiter, solchen Eheargumenten war er scheinbar nicht gewachsen. Dann führte „et Bell“ ihren Mann liebevoll ins Haus. Die Schlacht war damit beendet und die „Horchposten“ konnten sich wieder auf ihre Ausgangsstellungen zurückziehen.

Im Oberdorf von Oberpleis existierte früher ein zweiter Friseur, die älteren Leute werden ihn noch unter dem Namen „Heildiener“ gekannt haben. Er wohnte in einem kleinen Häuschen, wo heute die Tankstelle Hödtke-Bellinghausen steht.
Seine Frau zog mit einem Korb voll Kleinkram über Land hausieren. Der Mann hieß Broich und war als Friseur nicht sehr beschäftigt, wohl aus dem Grund, weil er immer unangenehm kalte Hände hatte, auf ihn paßte wohl das Lied: „O, wie eiskalt ist dein Händchen“. Nebenbei verkaufte er Heilmittel gegen Hühneraugen, Gicht, Bauchweh usw. Auch konnte er zur Ader lassen und Blutegel ansetzen; deshalb der Name „Heildiener“.

Der Friseur Quad

Noch einen dritten Rasiermesserhelden möchte ich hier nicht unerwähnt lassen und zwar den ehrsamen Friseur Christian Quad aus Oberpleis. Im Nebenberuf war er Obst- und Gemüsehändler. Als kleines Kind kann ich mich noch daran erinnern, daß an der Stelle, wo jetzt die Metzgerei Mirbach steht, eine kleine Gastwirtschaft stand, die allerdings höher lag wie die Trasse der Straße, man mußte von der Straße den Berg hinauf. Beim Bau der Häuser Lichtenberg wurde dieser Berg abgetragen und mit der Straße gleichgelegt. Der Inhaber dieser kleinen Wirtschaft hieß Steinringen und war ein Onkel des Wirtes Jakob Lichtenberg. Aus diesem Hause stammte die Familie Steinringen, die früher in Oberpleis wohnte; zum Beispiel die Zahndentistin Frau Schmitz, geb. Steinringen, sowie auch Ännchen Steinringen, die bei ihrem Neffen Peter Krey wohnte und dort eine Büglerei betrieb. Zuerst hat Jakob Lichtenberg, genannt „Köbes“, noch die Wirtschaft auf dem „Berge“






betrieben, die er von seinem Onkel, Steinringen, übernommen hatte. Dann baute der Köbes die beiden Häuser gleich an der Straße. Eines davon verkaufte er seinem Bruder Adolf und in dem anderen betrieb er die Gastwirtschaft weiter.
Die „Köbes Lena“, leider kürzlich verstorben, erzählte mir einmal, daß sie noch in dem Hause auf dem „Berge“ geboren wäre, ihr Vater hätte sie dann, noch als „Wickelditzgen“ in das inzwischen fertiggestellte neue Haus getragen.

Der „Köbes“ überließ das Haus nebenan seinem Bruder Adolf, der dort mit seiner Frau, der allbekannten „Tante Agnes“, die heute, wohl 90 Jahre alt, noch lebt, eine Metzgerei einrichtete. Tante Agnes hielt nebenbei Kostgänger, ihre gute Küche war bekannt. Später übernahm Johannes Mirbach die Metzgerei. Mirbach, unter dem Namen „Mirbachs Hannes“ bekannt, war bis dahin Geselle bei seinem Oheim, Josef Lichtenberg. Die Familie Mirbach stammt aus Mönchengladbach. Die alten Eheleute Mirbach haben in Oberpleis bei ihrem Sohn „Hannes“ ihren Lebensabend verbracht.

Wenn auch der Name Mirbach geblieben ist, so hat sich die Leitung doch verjüngt, der Schwiegersohn Josef Weiser hat die Metzgerei übernommen, er betreibt diese in altbekannter Güte weiter.

Und nun zurück zu unserem ehrbaren Meister Quad, der in der Wirtschaft Steinringen auf dem „Berge“ eine Rasierstube eingerichtet hatte. Als nun der „Köbes“ in sein neues Haus zog, bekam hier auch Quad eine Friseurstube eingeräumt.

Hier hat Quad noch lange gewohnt, dann an verschiedenen anderen Stellen und zuletzt im Unterdorf, Bürling gegenüber. Hier betrieb er auch einen schwungvollen Obsthandel. Quad lief über die Dörfer, kaufte Obst ein, welches er wieder an seine Kunden absetzte. Damals existierte der „Erzeuger Großmarkt" in Bonn noch nicht, auch kannte man die bequemen Obstkisten nicht, das Obst wurde in Körben verpackt, darüber kam eine Lage Stroh, welches mit Gertenspriegel festgehalten wurde. Es war eine mühsame Arbeit für Quad, besonders da er wegen eines Beinleidens sehr hinkte.

Während der Obstzeit hatte Quad das ganze Haus voller Obstkörbe stehen, auch die Rasierstube. Die Kunden waren das gewöhnt, sie schlängelten sich durch die Obstkörbe hindurch zum Rasierstuhl. Eines Tages kam auch der damalige Vikar und jetziger Prälat Derichs um sich die Haare schneiden zu lassen. Es war in der Obstzeit und Quad hatte die Stube voller Obstkörbe, bereit zum Abtransport, stehen. Quad vermeinte nun dem hohen Herrn gegenüber wäre doch etwas mehr Rücksicht am Platze. Da er nun wegen seines Beinleidens die Körbe nicht selbst hinausschleppen konnte, seine Frau aber schon geraume Zeit auf der Straße stand, um mit der Nachbarin kurz Neuigkeiten auszutauschen, riß er das Fenster auf und rief: „Frau komm erenn un dohn de Quetschen erus, ech moß usem Verkarries de Hoor schneggen.“ Die arme Frau Quad kam eilends gelaufen, sie schleppte mühsam die Körbe aus der Stube und Quad geleitete seinen hohen Besuch zum Frisierstuhl, wo er seines Amtes waltete. Dann schleppte Frau Quad die Körbe wieder in die Stube, wobei ihr Vikar Derichs behilflich war.

Quad fühlte sich über den hohen Besuch und die prompte Bedienung hochgeehrt. Damals hat sich Herr Vikar Derichs über die Geschichte köstlich amüsiert.

Peter Bürling und sein Motorrad

Da ich nun im Unterdorf bin, möchte ich noch kurz bei dem ehrsamen Dachdeckermeister Peter Bürling einkehren. Bürling und auch Quad hatten den Schalk im Nacken sitzen, der ihnen viel zu schaffen machte. Wenn die beiden beim Kalauern waren, gingen den Zuhörern die Haare zu Berge.

Über Bürling wären viele Witze zu erzählen, eines möchte ich hier herausgreifen. Bürling war einer der ersten Motorradbesitzer in Oberpleis. Es war ein altes Vehikel mit einem klobigen Motor. Wenn Bürling damit über die Straße fuhr, brachten sich Menschen und Tiere in Sicherheit.

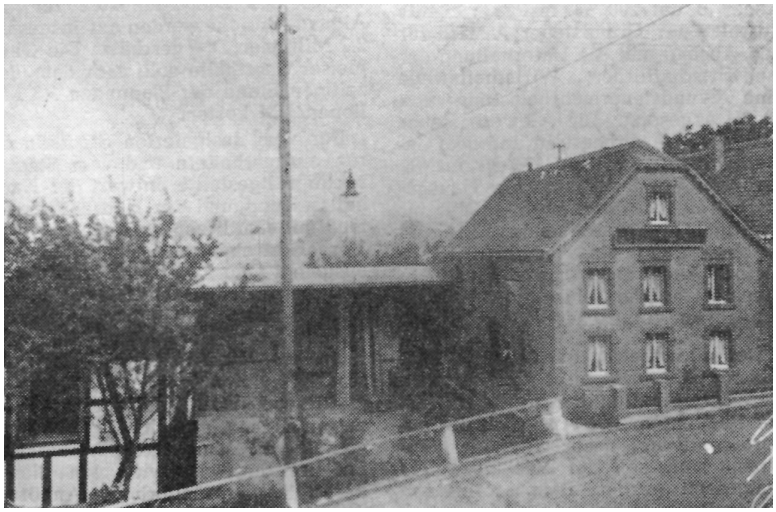
An einem Winterabend mußte Bürling noch geschäftlich nach Ittenbach. Da es sehr kalt war, kehrte er in einer Wirtschaft ein, um sich etwas aufzuwärmen. In der Gaststube saß der allbekannte feuchtfröhliche Martin G. schon leicht angesäuselt. Bürling rieb sich die Hände und sagte zu Martin, er möge doch so gut sein und ihm ein Brikett in sein Motorrad legen, damit das Feuer in der Kälte nicht ausginge, er selbst könne mit seinen frostkalten Fingern das Ofentürchen nicht aufmachen.

Martin, dem damals die Technik eines Motorrades noch unbekannt war, schnappte sich aus dem Kohlenkasten ein Brikett und ging stolz hinaus. Nach einiger Zeit kam Martin kleinlaut zurück: „Meester Bürling, Ühr mot es met john, ech kann et Öfjen net finge." („Meister Bürling, Sie müssen mitgehen, ich kann das Öfchen nicht finden").
(Fortsetzung folgt)

XV. Teil

Die vergessenen Heiligen

Vor zwei Jahren wurden aus dem kirchlichen Kalender verschiedene Heilige gestrichen. Die maßgebenden Stellen begründeten dies damit, man könne nicht mit Sicherheit sagen, ob sie jemals gelebt hätten. Dabei wurde es aber den Gläubigen freigestellt, die Heiligen auch noch weiter zu



Unser Bild zeigt das Wohnhaus und die Werkstatt Peter Bürlings.






verehren. Wie es nun damit geht, haben wir an den früher so schönen Feiertagen Peter und Paul, Maria Empfängnis usw. erfahren. In den ersten Jahren wurden sie noch als „freiwillige Feiertage“ gefeiert, dann aber wurde es still um sie und die heutige Jugend weiß überhaupt nichts mehr von ihnen.

Von den Heiligen, die aufs „Altenteil“ gesetzt wurden, waren bei uns St. Barbara, 4. Dezember, und St. Christoph, 18. Dezember, sehr beliebt. Bevor nun diese Heiligen auch in Vergessenheit geraten, möchte ich ihnen an dieser Stelle gewissermaßen noch einen Nachruf widmen.

Die heilige Barbara hatte wichtige „Funktionen“. Sie war die Schutzheilige für alles „was knallte“, bzw. mit Gefahr verbunden war. Ich habe als Kind noch alte Steinbrecher gekannt, die morgens vor Beginn ihrer gefährlichen Arbeit gemeinschaftlich den Schutz der hl. Barbara erflehten. Auch war sie die Schutzheilige der Feuerwehren und es hat mich gefreut, im vergangenen Dezember in der Zeitung zu lesen, daß der „Barbaratag“ noch von einigen Feuerwehren festlich begangen wurde.

Schon zu Kaiser Wilhelms Zeiten wurde der „Barbaratag“ von der Artillerie gefeiert. Es gab „Extrazulagen“ und meistens war der Tag auch dienstfrei. Als Vorläufer vom Nikolaus legte uns Barbara eine Kleinigkeit in die dazu aufgestellten Schuhe, einige Äpfel und getrocknete Zwetschgen, wenn es gut ging auch noch einige Plätzchen und Karamellen. Als Kind mußte ich mir meine Schuhe immer selber putzen. Ich tat das sehr ungern, nur am 4. Dezember brachte ich mit Freuden meine Schuhe auf Hochglanz, denn St. Barbara legte ihre Gaben nur in blank geputzte Schuhe. Daß auch früher die heilige Barbara bei Zahnschmerzen angerufen wurde, ist heute, bei der Zunahme von guten Zahnärzten nicht mehr so akut.

Auch der heilige Christopherus hatte viel zu tun. Er war an erster Stelle der Schutzpatron der Autofahrer. So mancher Protz, der nicht mehr an den Herrgott und nicht mehr an den Teufel glaubte, hatte doch in seinem chromblitzenden Auto eine Plakette vom Christopher angebracht. Beileibe nicht aus Frömmigkeit, aber in seinem Unterbewusstsein, hatte er den Gedanken, durch diese billige Handlung könne er den Heiligen bewegen, seinen kostbaren Wagen vor Schaden zu bewahren. Jetzt könnte der Geldsack denken, wenn dem Heiligen „amtlicherseits“ alle „Funktionen“ abgesprochen worden sind, kann er mir auch nicht mehr helfen, deshalb heraus mit dem Manne aus meinem Wagen. Vielleicht verliert damit der Autobesitzer die letzte religiöse Bindung, die er evtl. noch hatte. Schade!

Auch war der heilige Christopherus der Schutzpatron der Schiffe. Die Legende erzählt, daß er im Jordan an einer seichten Stelle die Menschen durch den Strom auf die andere Seite getragen hätte, er war damit wohl die erste „Fähre“, die in Betrieb war. Eines Tages kam ein kleiner Junge, der sich auch „übersetzen“ lassen wollte. Es war der Jesusknabe, aber St. Christoph erkannte ihn nicht. Der Heilige nahm den Knaben mit Leichtigkeit auf seine Schulter und stieg mit ihm ins Wasser. Unterwegs wurde die Last aber immer schwerer und schwerer und der

große starke Mann erreichte nur mit Mühe und Not das andere Ufer. Als er dort die schwere Last von der Schulter nahm und sich wunderte, daß der kleine Knabe so schwer sein konnte, erwiderte der Jesusknabe: „Lieber Christoph, du hast die ganze Welt auf deinen Schultern getragen."

Im Kölner Dom steht an einem Pfeiler St. Christoph mit dem Kinde auf der Schulter in Lebensgröße aus Stein, den ich als Junge immer mit großer Ehrfurcht betrachtet habe. Auf die Gefahr hin, als Ketzer angesehen zu werden, geht meine Meinung doch dahin, daß in der heutigen Zeit viele Probleme wichtiger sind, als die Heiligen zu „sortieren". Man sollte die Gemüter der Gläubigen nicht mehr beunruhigen, als unbedingt notwendig ist. Wem hat es geschadet, als früher die betreffenden Heiligen noch „vollwertig" waren? Wem nützt es, daß diese Heiligen jetzt aus dem kirchlichen Kalender verschwunden sind?

Die bequeme Jugend von heute

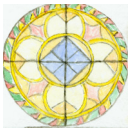
Ein Freund von mir hat Krach mit seinem Sohn. Dieser, 18 Jahre alt, ist bei einem Architektenbüro beschäftigt und muß morgens und abends eine halbe Stunde zu Fuß gehen, zum Mittag nimmt er sich das Essen mit. Der Herr Sohn ist nun der Ansicht, es könne ihm keiner abverlangen, daß er morgens und abends eine halbe Stunde zu Fuß laufen müsse, er verlangt, daß ihm der Vater ein Auto kauft. Ich kenne die Verhältnisse des Vaters, es wird ihm finanziell sehr schwer fallen, den Wunsch seines Sohnes zu erfüllen.

Das mit dem Auto sind reine Privatsachen, es geht mich nichts an, aber daß der Sohn meint, er vollbringe eine Glanzleistung, wenn er abends ein halbes Stündchen zu Fuß laufen muß, nachdem er den ganzen Tag auf dem Stuhl gesessen hat, daß gibt mir doch zu denken. Wenn es auch wirklich keinen Sinn hat, der heutigen Jugend einen Vortrag über frühere Zeiten, Verkehrsverhältnisse usw. zu halten; es wird nicht geglaubt oder es heißt: da waren die Leute auch noch dumm, so verdient doch Folgendes festgehalten zu werden:

Mein Vater hat von 1868 bis 1870 in Königswinter gearbeitet. Damals wurde das Gelände, wo jetzt das Bahnhofsgebäude steht, planiert und eingeebnet. Der Tagelohn war 2 Mark pro Tag, ein für die damalige Zeit sehr hoher Lohn. Aus diesem Grunde wurden auch für diese schwere Arbeit mit Schaufel und Schubkarre - damals gab es noch keine Hilfsmaschinen - nur junge und starke Männer angenommen.

Mein Großvater erzählte oft, daß er 1860 noch als Scheunendrescher im Winter 50 bis 60 Pfennig pro Tag verdient hätte. Mein Vater hat nach dem Kriege 1870 als 22-jähriger Junge noch das Stellmacherhandwerk erlernt und aus alten Kontobüchern ist ersichtlich, daß er als Handwerksmeister die erste Zeit eine Mark bekam. Erst als er heiratete hat er zwei Mark pro Tag bekommen und da haben die Bauern geschimpft, der Meister Bennerscheid wäre aber jetzt so teuer, den könne keiner mehr bezahlen.

Die Arbeitszeit in Königswinter war, wie damals überall üblich, von morgens 6 bis abends 8 Uhr. Das bedeutete, daß Vater morgens um 4.30 Uhr schon aus dem






Hause sein mußte, um pünktlich um 6 Uhr auf der Arbeitsstelle zu sein. Abends um 21.30 Uhr war er wieder zu Hause.

Dann stand das Essen auf dem Tisch und anschließend ging man zu Bett, damit man morgens wieder ausgeruht war. Es gab auch kein Wochenende. Samstags wurde bis 7.30 Uhr gearbeitet, dann kam der Schachtmeister mit der Löhnung. Abends zählte Vater dann 12 harte Mark als Wochenverdienst auf den Tisch des Hauses und die ganze Familie war stolz darauf, daß „der Jung so viel Geld verdiente“ und es wurde allgemein bedauert, als der Krieg 1870/71, den mein Vater mitmachen mußte, dem guten Verdienst ein Ende machte.

Mein Vater war aber keine Ausnahme. Zur damaligen Zeit bestand in Oberpleis fast keine Verdienstmöglichkeit, wer etwas verdienen wollte, mußte schon in Kauf nehmen, wegen Fehlens jeder Verkehrsmöglichkeit, stundenlang zu Fuß zu laufen. Es gab auch noch keine Fahrräder. Zum Beispiel ist der schon längst verstorbene Johann Weiler aus Oberpleis über 25 Jahre von Oberpleis bis Siegburg zu Fuß gegangen. Er arbeitete damals in der Königlichen Geschoßfabrik. Ebenfalls Johann Zerres aus Pleiserhohn, der mit Weiler in Siegburg arbeitete, ist jahrelang von Pleiserhohn bis Siegburg gelaufen, später fuhr er mit dem Fahrrad bis Hennef und von dort mit der Bahn. Weiler lief aber weiter zu Fuß, er konnte sich an die modernen Fahrräder nicht gewöhnen.

Der erste Rendant der früheren Spar- und Darlehnskasse Oberpleis, Matthias Bellinghausen, hat mir öfter erzählt, daß er in den Anfangsjahren der Kasse unzählige Male zu Fuß nach Siegburg gegangen wäre, wenn er dort geschäftlich zu tun hatte. Als Kuriosum erzählte er, daß er auf dem Hinweg jedesmal zwei Zigarren geraucht hätte, die erste hielt bis Birlinghoven und die zweite bis Siegburg, demnach war Birlinghoven der halbe Weg.

Zum Thema „Zufußgehen“ noch ein weiterer Beitrag: Vor längerer Zeit wohnte in Eisbach ein armer Tagelöhner namens Faßbender. Sein größter Reichtum waren drei junge, starke Söhne. Diese Söhne mußten der Reihe nach in Berlin bei der Garde dienen. Die Dienstzeit war damals drei Jahre. Zu der Zeit war es noch möglich, sich mit Geld loszukaufen oder einen bezahlten Ersatzmann zu stellen. Dafür hatte der arme Vater jedoch kein Geld. Als einzige Vergünstigung wurde ihm zugestanden, daß der zweite Sohn erst einzutreten brauchte, wenn der erste seine Dienstzeit vorbei hatte.

Da es damals noch keine Verkehrsmittel gab, mußten die angehenden Rekruten auf vorgeschriebener Marschroute bis Berlin zu Fuß laufen. Das hatte zur Folge, daß sich immer zwei Brüder sechs Jahre lang nicht zu sehen bekamen. Wenn der eine nach Hause kam, war der andere schon unterwegs. Wegen der weiten Entfernung war an Urlaub nicht zu denken. Tragisch war es, daß einmal 2 Brüder zu gleicher Zeit in einem Dorfe übernachteten, einer auf dem Hin- und der andere auf dem Rückwege, ohne daß einer von dem anderen etwas wußte. Erst als sie wieder alle zu Hause waren, stellte es sich heraus.

Die Bewohner von Eisbach haben wohl damals mit der armen Familie Faßbender viel Mitgefühl gehabt, denn bis in meine Jugend-

zeit hat sich dieser Fall mündlich überliefert, immer wieder wurde davon gesprochen, daß der arme Faßbender alle drei Söhne hergeben mußte, also praktisch neun Jahre lang nur zwei Jungen hatte, wohingegen so mancher reiche Bauer seine Söhne loskaufen bzw. einen Ersatzmann stellen konnte.

Das Stammhaus der Familie Faßbender in Eisbach steht schon lange nicht mehr, ich habe es nicht mehr gekannt.
Eine Schwester von den oben genannten Söhnen Faßbender war die Urgroßmutter der Frau Dahs, die heute noch in Oelinghoven lebt. Weitere Nachkommen aus dieser Familie leben noch in Pützstück, Oberpleis und Bonn.

Die Mutter von dem früher in Oberpleis stationierten Oberwachtmeister Schmitz, bekannt und beliebt unter der Namen „Schmitz Dures“ war auch ein Abkömmling dieser Familie Faßbender. Ich habe die Frau Schmitz, geb. Fassbender, noch gut gekannt, es war eine große starke Frau, die viele Söhne geboren hat, welche meistens den Polizeiberuf ergriffen.

Die verflixte Laus

Zur Aufheiterung will ich zum Schluß noch eine „lausige“ Geschichte aus meiner Schulzeit erzählen. Wer heute 70 bis 80 Jahre alt ist und behauptet, er hätte nie Läuse oder Flöhe aus der Schule mit nach Hause gebracht, der lügt. Wenigstens war es bei uns auf dem Lande so, wie es in der Stadt war, entzieht sich meiner Kenntnis. Auf dem Lande waren die Läuse vielfach so allgemein, daß es keine Schande war. Es war eben so und damit mußte man sich abfinden.

Ein Vorgang ist mir noch deutlich in der Erinnerung: In der Religionsstunde wurde uns an Hand der Bibel der Durchgang der Israeliten durch das rote Meer erläutert. Mein Nachbar hatte seine Bibel vergessen, er rückte näher an mich heran, um bei mir einzusehen. Dabei stießen unsere Köpfe zusammen und vom Kopfe meines Mitschülers fiel eine dicke, fette Laus auf meine Bibel und zwar mitten in das rote Meer. Wir schauten interessiert dem niedlichen Tierchen zu, wie es durch das rote Meer krabbelte, als es dann aber in die Gegend am Jordan kam, „wo Johannes taufte“, da blies der Lausejunge seinen Abkömmling von der Bibel hinweg dem Vordermann auf den Nacken. Die Laus stutzte einen Moment, dann witterte sie Neuland und zog sich in das „Innere“ zurück, damit war dieser Junge auch glücklicher Lausbesitzer.

Als ich nach Hause kam, erzählte ich harmlos mein Erlebnis mit der Laus, daraufhin erhielt ich zuerst einige Ohrfeigen als Strafe, weil ich mich so leichtsinnig der Gefahr ausgesetzt hatte, denn mein Nachbar war bekannt als „überdimensionaler“ Lausbesitzer. Daraufhin wurden mir Kopf und Hals kräftig mit Seife, Soda und Bürste gewaschen, was noch schlimmer war als vorher die Ohrfeigen. Namen darf ich hier nicht nennen, denn bezüglich Läuse waren wir in der Schule so ziemlich gleichgeschaltet.
(Fortsetzung folgt)

XVI. Teil
Die kommunale Neuordnung und mein Heimatdorf

Wenn ich über mein Heimatdorf schreibe, so ist mir bewußt, daß






nicht alle Leser viel Interesse dafür aufbringen werden. Ich werde den Artikel aber so halten, daß auch diese Leute etwas darin finden werden, was ihnen gefällt.

Wer kennt auch schon am Rhein das kleine Dorf Eisbach im Hinterland, mit noch nicht vierzig Wohnhäusern. Nach der neuen Raumordnung gibt es überhaupt kein Dorf Eisbach mehr, denn wir sind jetzt stolze Stadtbewohner von Königswinter geworden.

Die erste Auswirkung davon war, daß ich mir einen neuen Anzug kaufen mußte; meine Frau war nämlich der Ansicht, in meinem alten „Wölbchen“ könne ich unmöglich einen Stadtbewohner repräsentieren. Da nun hier Ursache gleich Wirkung ist, wäre es schön, wenn mir die Stadtkasse Königswinter die Unkosten erstatten würde.

Traurig ist es, aber wahr: der uralte Name Eisbach, als Dorfbezeichnung, besteht nicht mehr, sogar die sonst zuvorkommende Post hat den Namen Eisbach in ihrem neu herausgegebenen Merkblatt nicht mehr angeführt. Um den Namen Eisbach zu erhalten, wurde uns versprochen, die Hauptstraße in Eisbach als „Eisbacher Straße“ auszuweisen, eine entsprechende Beschilderung ist aber nicht erfolgt.

Die älteren Leute kommen mit der neuen, etwas komplizierten Raumordnung noch nicht so richtig aus. Zum Beispiel war unsere Adresse früher: 5201 Oberpleis/Eisbach. Unter dieser Anschrift erreichten uns sogar Briefe aus dem Ausland. Heute aber, wo alles „vereinfacht“ worden ist, heißt es bei uns: 533 Königswinter 21, Stadtteil Oberpleis, Eisbacher Straße. Fast könnte man versucht werden, mit Eulenspiegel zu sprechen: „Warum einfach, wenn es auch umständlich geht?“

Wir Oberpleiser haben nunmehr eine Nummer bekommen, dabei müssen wir der Vorsehung noch dankbar sein, daß wir nicht 51 sondern 21 bekommen haben, das wäre doch wirklich eine Blamage für uns gewesen.

Mit der neuen Raumordnung haben sich die betreffenden Stellen sehr schwer getan, und doch wäre gerade im Raume Oberpleis eine bessere Lösung leicht möglich gewesen. Wir leben in einer Demokratie, wo es jedem Bürger erlaubt ist, seine Meinung frei zu äußern.
Ich liebe meine Heimat und ich bedaure es sehr, daß das tausendjährige Oberpleis in kultureller, politischer und geschäftlicher Hinsicht durchaus selbständig, zu dem Satteliten einer Stadt degradiert wurde, mit der wir bis jetzt wenig Beziehung hatten.
Auch könnte es einen schmerzlich berühren, daß dem alten schönen Namen Oberpleis nunmehr der Name Königswinter gleichsam als Fremdkörper vorgesetzt wurde.

Daß die von Willi Weyer forcierte Reformfreudigkeit nicht gerade der Weisheit höchstes Ideal ist, hat vor einiger Zeit ein Urteil des Verfassungsgerichtshofes bewiesen. Die Reformisten hatten eine Gemeinde unweit von Hagen aufgeteilt, wobei der größte Teil der Stadt Hagen zugesprochen wurde. Die betreffende Gemeinde erhob Einspruch, und der Verfassungsgerichtshof entschied, daß das Vorgehen der Reformisten verfassungswidrig gewesen sei. So zu lesen in einer großen Tageszeitung unter der Überschrift: „Verfassungswidrig ein Dorf geschluckt“.

Aber ich darf nicht meckern, zu leicht könnte ich in den Verdacht kommen, es ginge mir darum, demnächst in den Stadtrat gewählt zu werden (?). Dem ist aber nicht so, erstens bin ich viel zu alt dazu und zweitens habe ich das auch nicht notwendig, ich habe auch so mein Auskommen. Zudem habe ich aber auch nicht gerne, wenn die Leute schlecht von mir denken, es gibt nämlich Menschen, die müssen schon ihr leeres Gehirn mit Meckern ausfüllen, damit die Umgebung auf sie aufmerksam wird und zu dieser Sorte Menschen möchte ich doch nicht gerne gehören. Ich bemerke aber ausdrücklich, daß ich hierbei keine bestimmten Personen im Auge habe, auch ein Stadtvater müßte schon ein Engel in Menschengestalt sein, wenn er es allen Leuten recht machen wollte.

Man darf wohl sagen, daß an die heutigen Stadtvertreter ganz andere Probleme herantreten, wie zum Beispiel an den Gemeinderat vor dem ersten Weltkriege. Dieser bestand damals meistens aus Landwirten, die vielfach mehr Ahnung von Kühen und Pferden hatten, als vom Weltgeschehen. Zum Teil waren es ältere, würdige Männer. Wenn diese wegen fehlender Intelligenz den Verhandlungen und Beratungen nicht immer so folgen konnten, wie es nötig gewesen wäre, so hieß es auch manchmal bei der Abstimmung: „Ich meine wie der Herr Bürgermeister meint“. Damit hatten, diese guten Männer ihr Gesicht gewahrt, denn damals war der Bürgermeister eben „Mädchen für alles“ und kein standesbewußter Rat, damals „Cheffen“ genannt, würde es gewagt haben, gegen die „Meinung des Bürgermeisters“ anzugehen.

Die „Cheffen“ waren damals in der Gemeinde hochangesehene Männer und der Posten eines Cheffens war sehr begehrt. Ich kann mich noch gut an einen Bauern vom Nachbardorf erinnern, der meinte, wenn nicht durch Klugheit, so aber doch wegen seines großen Viehbestandes hätte er Anrecht auf das Amt eines Cheffen. Als er dann trotz seines großen Kuhstalles bei der Wahl durchfiel, sagte er ärgerlich zu meinem Vater: „Meng beste Koh ein Stall hät ech dröm je jenn, wenn ech dorchkonn wär.“ Es war ihm unfaßbar, daß ihn seine Kühe im Stich gelassen hatten.

Der Name Eisbach

Und nun zu meinem Heimatdorf Eisbach. Dieser Name ist uralt. Im Wandel der Zeiten hat er verschiedene Abänderungen erfahren. In alten Schriftstücken heißt es schon mal Ißpich, Ißbadi, woraus dann der Name Eisbach entstanden ist. Um 1700 wohnte schon ein Peter Ißbach in Eisbach. Auch der Name Bennerscheid ist sehr alt. Schon vor 200 Jahren schrieb ein Schultheiß Wilhelm Bennerscheid ein Notizbuch, damals „Almanach" genannt. Die Schrift ist schlecht lesbar, wohl mit der Gänsefeder auf schlechtes Papier geschrieben. Ob dieser Bennerscheid ein Vorfahr von mir war, ist mir unbekannt.

An einer Stelle in dem Notizbuch heißt es: „Heut die Kroße Klokk klücklich aufgezogen.“ Das kann doch nur die Klosterkirche betreffen, denn die alte Pfarrkirche war zu der Zeit schon baufällig.
Vielleicht war es die Glocke, womit die Bauern und Bürger von Oberpleis die Mönche des Benediktinerklosters in Oberpleis hinters Licht geführt haben. Der Turm der alten Pfarrkirche






war, wie gesagt so altersschwach, daß er die Belastung einer Glocke nicht mehr aushalten konnte. Die Oberpleiser Pfarrangehörigen hätten aber doch gerne eine eigene Glocke gehabt, die sie für ihre Zwecke läuten konnten. Sie haben dann den Abt des naheliegenden Klosters um Erlaubnis gebeten, eine pfarrangehörende Glocke in dem großen Turm der Klosterkirche aufhängen zu dürfen.

Der Abt hat diese Erlaubnis gegeben, mit der Bedingung, daß die Glocke aufgehängt und auch für die Belange der Pfarrangehörigen benutzt werden dürfe, aber in das Eigentum des Klosters eingehen müsse. Die Oberpleiser gingen scheinbar auf diese Bedingung ein und bestellten die Glocke. Als diese nun enthüllt wurde, stand darauf in Altdeutscher Schrift eingegossen: „Ich bin den Dorfleuten und nicht den Mönchen, man soll mich läuten zum Sturm". Als der Abt merkte, daß ihn die Bauern hintergangen hatten, war er sehr erbost und er sprach den Bann über die Glocke aus, daß sie auch im Sturm zerschellen möge. Dieser Fluch ist in Erfüllung gegangen bei den Separatistenkämpfen 1923 bei Oberpleis. Als diese gegen Oberpleis anrückten, hat ein eifriger Abwehrkämpfer mit einem Schmiedehammer auf der Glocke Sturm geschlagen und zwar so heftig, daß ein Stück aus der Glocke sprang und nicht mehr benutzt werden konnte. Diese Glocke ist heute ein Bestandteil des Kriegerehrenmals in Oberpleis.

In dem vorhin erwähnten Almanach steht auch noch als Neuheit eine „schnellreitende Post von Köln nach Frankfurt" angeführt. An- und abgehende Post konnte für unsere Gegend entweder in Siegburg, Hennef oder Uckerath erledigt werden. Man vergleiche den damaligen Geschäftsverkehr mit heute.

Die Dorfgemeinschaft

Die Bewohner von Eisbach waren zu alten Zeiten meistens kleinere Landwirte. Industrie gab es noch nicht, die kam erst mit der Steinkohle auf. An Handwerkern waren im Dorfe: zwei Stellmacher, ein Schreiner, ein Leineweber und ein Leinenmacher. Heute, wo fast jeder Bauer einen Traktor und mechanische Ackergeräte hat, ist der Stellmacherberuf verschwunden. Der Leinenmacher in früherer Zeit stellte Pflugleinen und Stricke her. Nebenbei war er Dorfbarbier. Samstagabends kamen die Bauern zu ihm und ließen sich die Bartstoppeln schaben. Als Beleuchtung diente eine Medizinflasche mit Petroleum, verschlossen mit einem Korkstopfen mit durchgezogenem Docht. Die Frau des „Geschäftsinhabers" mußte die Flasche halten. Überlieferungsgemäß hat diese Frau auch schon mal eine Ohrfeige bekommen, wenn die „Beleuchtung" nicht richtig klappte. Dort saßen dann die Bauern abends in der dunklen, rußigen Stube zusammen, warteten bis sie auf die „Folterbank" kamen und erzählten sich inzwischen greuliche Geschichten von Hexen und Geistern.

Der Leineweber stellte aus dem Garn, welches ihm die Leute brachten, schönes weißes Leinen her. Dieses Leinen war Selbstprodukt, denn jeder Bauer hatte ein kleines Stück Land mit Flachs stehen. Dieser wurde nach der Ernte mit viel Arbeit so weit gebracht, daß er gesponnen werden konnte. Das Spinnen, eine Arbeit für Frauen und Mädchen,

war eine Kunst, je feiner der gesponnene Faden, umso schöner war das fertige Leinen. Jede Hausfrau war stolz auf einen Schrank voll Leinen. Das Spinnen geschah meistens in Gemeinschaft. Nach dem Abendessen kamen die Mädchen mit ihren Spinnrädern in einer vorher bestimmten Stube zusammen. Dort wurde gesponnen, gesungen und gelacht, und wenn sich dann gelegentlich einige Dorfjungen mit der Ziehharmonika in die Spinnstube verirrten, gab es auch schon mal „Gaudi".
(Fortsetzung folgt)

Teil XVII

Die Dorfgemeinschaft

Früher war die Dorfgemeinschaft stärker wie heute. Wenn zum Beispiel Bohnen, Kappes oder Stielmus zum Einkochen vorbereitet wurden, oder wenn Birnen zum Krautkochen geschält wurden, so war das eine Angelegenheit für die gesamte Nachbarschaft. Auch wenn eine Kuh kalbte, wurden die Nachbarsmänner zu Hilfe gerufen. Wenn sich dann die Kuh Zeit ließ, lagen die Männer hinter der Kuh im Stroh und erzählten sich Geschichten. Wenn die Kuh nicht voran wollte, so hieß es auch schon mal: „Loß mer en de Köch john, wenn us die Koh he em Strüh liggen sieht, ment die, sie hätt at jekalbt."

In alten Zeiten wohnte auch in Eisbach ein Viehhändler namens Lichtenberg. Ich erwähne das nur, weil dieser einmal auf originelle, man könnte auch sagen auf unredliche Art, einen Prozeß gewonnen hat.
Lichtenberg war ständig in Geldnöten, deshalb konnte er auch nur billiges Vieh kaufen. Einmal kaufte er eine ältere Kuh und im anderen Stalle ein kleines Kälbchen, die er auf dem Viehmarkt in Pützchen verkaufen wollte. Ein Junge führte die Kuh am Strick und hinterher trottete Lichtenberg mit dem Kalb. Dem Kälbchen war der Weg zu weit, es legte sich unterwegs öfter hin und behauptete, nicht mehr laufen zu können. Lichtenberg hob dann das arme Tier von der Erde auf, legte es der Kuh auf den Rücken und diese mußte das Kälbchen so lange tragen, bis es wieder bei Kräften war.
Auf dem Markt fand Lichtenberg einen Käufer für Kuh und Kalb. Auf die Fragen des Käufers nach der Milch, sagte Lichtenberg wiederholt: „Die Kuh hat das Kalb getragen". Jeder Bauer weiß, daß eine Kuh nach dem Kalben mehr Milch gibt als vorher. In diesem Falle blieb aber die Milch aus und der Käufer verklagte Lichtenberg.

Dieser beschwor am Gericht, daß die Kuh das Kalb getragen hätte und kam frei. Wie das Lichtenberg mit seinem Gewissen in Einklang brachte, das mußte er selbst wissen.

Da hier von Milch die Rede ist, fällt mir eine Episode ein, die vor langer Zeit im Nachbardorf passiert ist und sich mündlich überliefert hat.
Dort hatte ein wohlhabender Bauer eine Magd beschäftigt, die unter anderen Arbeiten auch die Kühe zu melken hatte. Eines Tages trat ihr eine unruhige Kuh in den vollen Eimer, dieser ging zu Bruch und zehn Liter Milch flossen die Gosse hinunter. Der hartherzige Bauer verklagte die Magd auf Schadensersatz. Die Angelegenheit kam vor Gericht und da die arme Magd kein Geld für einen Anwalt hatte, hielt sie






dort folgende Verteidigungsrede: „Angenommen, Herr Richter, Ihr wäret en Koh un ech dät öch mellken, wenn ür mir dann en den Emer dät tredden, wat könnt ech dann dofür?“ Solchen Argumenten war der Richter nicht gewachsen und er sprach die Magd frei.

Der Mann mit dem „unflätigen“ Beruf

Die alten Leute erzählen auch noch von einem anderen Handwerker, der vor langer Zeit in Eisbach gelebt hat, seinen Namen habe ich nie gehört. Dieser Mann hätte einen „unflätigen“ Beruf, er leerte nämlich für wenig Geld den Leuten, die ihn bestellten, die Abortgrube. Sein Handwerkszeug war eine Schubkarre mit einer kleinen Tonne, einer Schöpfkelle und ein Holzstab mit Einkerbungen. Mit dem Stab stellte der Mann die Dimensionen der Grube fest und las an den Kerben sein „Honorar“ ab. Nach dem Gebrauch streifte der Mann den Stab mit der Hand ab und rieb ihn an seiner Hose wieder blank, damit die Einkerbungen wieder sichtbar wurden. Anscheinend hatte der Mann Sinn für Reinlichkeit.

Die Tätigkeit dieses Mannes ist daraus zu verstehen, wenn man bedenkt, daß es damals noch kein WC gab, auch gab es noch wenige Jauchekeller. Das „Örtchen“ lag wegen des „Ozongehaltes“ möglichst weit vom Haus ab, meistens in der Nähe des Viehstalles.
Da die weite Entfernung bei Nacht besonders für alte Leute sehr beschwerlich war, mußte der obligate Nachttopf gewissermaßen als „Kurier“ in Tätigkeit treten. Morgens, nach der „Entrümpelung“ wurde das Requisit außen neben dem Schlafkammerfenster an einen Haken gehangen, wo es dann Abends wieder eingezogen wurde. Als kleiner Junge habe ich noch alte Bauernhäuser gesehen, wo der Nachttopf in der vorhin angegebenen Art „offengelegt“ war.

Der Reinigungsmann hielt anscheinend sehr gut auf Standesehre, einmal beklagte er sich bei der Hausfrau, seine Arbeit wäre versaut worden. Er hatte nämlich in der Grube ein paar alte Kinderschuhe gefunden. Ein andermal fiel von einem überhängenden Ast ein Apfel in die Grube der Mann fischte ihn heraus, rieb ihn im Grase und an seiner Hose blank und verzehrte ihn genüßlich.

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich diese „unsaubere“ Geschichte bringe, aber sie gehört ja auch zur Wiedergabe der „guten alten Zeit“.

Der vorgesehene Bau einer Eisenbahn

Wäre der Krieg 1870/71 nicht gekommen, so wäre heute Eisbach jedenfalls größer wie Oberpleis. In den Jahren 1860 bis 1870 war eine Eisenbahn geplant und zwar im Zuge der Linie Köln-Frankfurt als Verbindungsstrecke zwischen Troisdorf und Limburg zur Entlastung der Sieg- und Rheinstrecke. In Eisbach, unterhalb der Stelle, wo jetzt die Kapelle steht, war das Gelände für den Bahnhof mit Pfählen abgesteckt. Den Bauern waren die Pfähle damals sehr hinderlich bei der Feldbestellung. Es war auch schon eine Straße vom Bahnhof Eisbach nach Oberpleis vermessen. Die Bahnstrecke ging über Pleiserhohn, Eisbach, Frohnhardt, Berghausen usw.

Diese geplante Eisenbahn war damals ein Ereignis für das stille

Dorf Eisbach und ein beliebtes Gesprächsthema für die langen Winterabende. Die Bauern saßen dann in der dumpfen Stube des Dorfbarbiers zusammen, wobei der Viehhändler Lichtenberg als „weitgereister Mann“ den Kopf seiner langen Pfeife auf dem Fußboden ausklopfte und in die Asche den andächtig zuschauenden Bauern die Lage der Bahn und des Bahnhofes einzeichnete. An dem Bahnhof war Lichtenberg besonders interessiert, sein altes baufälliges Häuschen mußte nämlich dabei weichen und Lichtenberg sah sich im Geiste schon als wohlbestallter Bahnhofswirt.

Es fehlte aber auch nicht an Abwehr, besonders bei den alten Leuten, die noch nie eine Eisenbahn gesehen hatten. Diese meinten, das wäre Teufelswerk und man müsse beten, daß Eisbach von diesem Unheil verschont bleibe. Die meisten Leute aber begrüßten die Bahn, besonders die jüngeren witterten dabei Arbeit und Verdienst. Trotz der hohen Vermessungskosten ist der geplante Bahnbau nach dem Kriege 1870/71 nicht wieder aufgegriffen worden, vielleicht war er strategisch nicht mehr so wichtig. Wäre damals die Bahn gebaut worden, so hätte wohl die Rhein-Sieg-Eisenbahn nie das Licht der Welt erblickt.
(Fortsetzung folgt)

XVIII. Teil

Bevor ich auf vielseitigen Wunsch mit meinen Erinnerungen fortfahre, stelle ich noch folgendes fest.

In Nr. 19 der Siebengebirgs- Zeitung bemerkt Herr Jodokus, daß er sich über mein Geschreibe freue, er schrieb wörtlich: „Bennerscheid müßte man heißen und in Eisbach wohnen", usw. Es tut mir leid, aber ich kann dem Herrn Jodokus mit dem besten Willen nicht helfen. Ich habe zwar noch eine Tochter, ob die aber von einem Zeitungsschreiber etwas wissen will, möchte ich doch bezweifeln, die hat schon die Nase voll von meinem Geschreibe. Zudem hat Herr Jodokus doch seine liebenswerte „Amanda“, da wird er sich wohl oder übel mit begnügen müssen.

Daß Jodokus gerne in Eisbach wohnen möchte, gereicht uns zur Ehre und mir persönlich ist es Antrieb, auch diese Folge noch meinem Heimatdorf zu widmen.

In meinem vorigen Artikel hatte ich von dem Manne mit dem „unflätigen“ Beruf, dem Grubenentleerungsmeister Brocket geschrieben. Ich hatte damals überlegt, ob ich dieses bringen dürfe, ohne meinem guten Ruf zu schaden. Inzwischen habe ich aber festgestellt, daß nicht alle Leute so schamhaft sind wie ich, denn ich erhielt von verschiedenen Seiten weitere Aufklärung über die Tätigkeit dieses Mannes, die ich hier nicht gerne wiedergeben möchte. Fest steht, daß Brocket früher in seiner „Branche" ein angesehener und begehrter Mann war.

Das berühmte „Eisbacher Kröckgen“

Wir nehmen nun endgültig Abschied von diesem Mann mit dem seltsamen Beruf und kehren nach Eisbach zurück. Wenn die älteren Leute Eisbach hören, werden sie unwillkürlich an „Kröckgen" denken. Wir sind früher deshalb viel geschmäht worden. Tatsache ist, daß in Eisbach viel Birnenkraut gekocht wurde.






Zur Ehrenrettung muß ich aber hier bemerken, daß der allergrößte Teil davon in den Export ging, wegen der guten Qualität war immer starke Nachfrage. Der Ursprung kam daher, daß Eisbach früher in einem Wald von Obstbäumen lag.
Eine geregelte Baumpflege kannte man damals noch nicht; wo eben etwas Platz war, setzte man einen Baum hin und ließ ihn wachsen wie er wollte. Der Preis des Obstes war sehr gering, mit Äpfeln ging es noch allenfalls, aber Birnen waren kaum abzusetzen. Der „Kröckges Petter" (Krautfabrik Peter Lichtenberg in Oberpleis) kaufte Birnen auf, aber zu einem Preis, daß sich die Mühe des Hinbringens kaum lohnte. Um ihre Birnen einigermaßen zu verwerten, griffen die Leute zur Selbsthilfe: sie kochten aus ihren Birnen gutes, süßes Kraut, das allenthalben sehr begehrt war.

Ich will hier den Kochvorgang in kurzen Zügen schildern. Um die Kapazität eines normalen Kupferkessels auszunützen, wurden zuerst 5 bis 6 Zentner ungeschälte Birnen gekocht. Schon dieses Kochen erforderte Übung; waren die Birnen nicht weich genug gekocht, ließen sie sich schlecht pressen, andernteils durften sie aber auch nicht durch zu starkes Kochen aufplatzen, da dann der wertvolle Saft auskochte. Der ausgepreßte Saft wurde dann stundenlang gekocht, damit das noch vorhandene Wasser verdampfte. Sodann wurden diesem dickflüssigen Saft etwa 150 Pfund geschälte und ausgekernte Birnen zugegeben, worauf die ganze Masse so lange gekocht wurde, bis sich die Birnen gut durch ein Sieb pressen ließen.

Unter beständigem Umrühren mit einem Holzstab wurde das Ganze sodann mehrere Stunden gekocht, wobei der Stab nicht stillstehen durfte, um das Anbrennen zu verhüten, da sonst der gute Geschmack verloren ging. Wenn dann die Kocherei in den „letzten Zügen" lag, mußte das Feuer unter dem Kessel langsam abklingen, um das gute Aroma zu erhalten. Es durfte dann auf eine Stunde länger nicht ankommen.
Das Endergebnis waren dann etwa 100 Pfund fertiges Erzeugnis in solcher Güte, daß das Birnenkraut jahrelang aufbewahrt werden konnte, ohne einen „Bart" zu bekommen.

Da der Andrang im Herbst zu den Kochstellen stark war, waren derer im Dorfe mehrere vorhanden. Dagegen gab es in früheren Zeiten für das ganze Dorf nur einen Gemeinschaftskessel. Dieser wurde auf dem Bungert eingegraben und nach der Wetterseite durch ein ausgehobenes Scheunentor geschützt, worauf die Kocherei beginnen konnte. Im Dunklen wurde die Szene durch eine Petroleumlaterne notdürftig erhellt.

Wie die alten Leute erzählten, soll dabei einmal folgendes passiert sein: Ein dicker vorwitziger Frosch kam über die Wiese gehüpft, mit einem mächtigen Satz wollte er über den Kessel springen, da er aber die Distanz anscheinend nicht richtig eingeschätzt hatte, sprang er zu kurz und fiel mitten in die brodelnde Masse. Der Kocher war in Nöten, er mußte mit einer Hand tüchtig rühren, um das Anbrennen zu verhüten und mit der anderen Hand wollte er mit einem großen Löffel dem Selbstmörder das Leben retten. Dieses gelang ihm aber nicht, der Frosch sank in die Tiefe und der Koch rief dann ganz erbost: „Du domm Dier, wenn du net anders wells,

mos du och sehn, wie et dir geht.“ Darauf rührte er fleißig weiter, der Frosch löste sich in seine Bestandteile auf und es gab „Birnenkraut mit Rauchfleisch“ und gerade die Füllung wäre wegen des pikanten Geschmackes sehr begehrt gewesen.

Nach dem zweiten Weltkrieg, als der Wohlstand begann, wurden nur noch bessere Konfitüren verlangt und da inzwischen auch die Obstanbauer auf die Zucht von Edelobst geschult waren, kam die Krautkocherei zum Erliegen.

Der „Schmitz Hannes“

An dieser Stelle möchte ich noch eines schon längst verstorbenen Eisbacher Bürgers gedenken, des Johann Schmitz, genannt „Schmitz Hannes“. Es war eine biedere Seele, noch vom alten Schlag. Der Hannes war immer hilfsbereit und da er nicht mit weisen Ratschlägen für Menschen und Vieh sparte, wurde er im Dorfe allgemein „der Doktor“ genannt. Schmitz hatte in früherer Zeit den größten Obstbesitz in Eisbach, er führte jedes Jahr größere Mengen Birnenkraut dem Export zu.
Da er deshalb in der Krautkocherei führend war, konnte es nicht ausbleiben, daß er auf einer Eisbacher Karnevalssitzung zum Dr. Kro ernannt wurde.

Eine Episode habe ich noch mit Hannes in Erinnerung. Ich half ihm einmal bei der Abfüllung des Birnenkrautes, wobei ich dieses mit einem großen Löffel in die Steinguttöpfe schöpfte, die mir Schmitz hinhielt. Dabei muß wohl ein Topf einen Knacks gehabt haben; der Boden fiel nämlich aus dem halbgefüllten Topf und die glühend heiße Masse ergoß sich über die Hosenbeine vom Hannes. Der arme Mann ließ den Topf fallen und führte Indianertänze in höchster Vollendung auf, wobei er Sprüche von sich gab, die in keiner Bibel verzeichnet waren.

Hannes spielte leidenschaftlich gerne Karten. Er hatte der gesamten Eisbacher männlichen Jugend das früher sehr beliebte „Solokartenspiel“ beigebracht. Im Winter wurde bei Schmitz fast jeden Abend Karten gespielt, manchmal bis tief in die Nacht und zwar bis Aschermittwoch. Während der Fastenzeit wurde nur sonntags gespielt. Es war dieses für den Hannes bei seiner Liebe zum Kartenspiel gewiß eine Buße, aber er hielt durch. Nach Ostern ging es dann aber wieder los. Es wurde nicht hoch gespielt, meistens nur um Pfennige. Schmitz konnte schlecht sehen, deshalb saß die gute Schmitz Mutter neben ihm und verwaltete die Finanzen, wobei sie noch das Heizen besorgte, damit es uns nicht zu kalt wurde. Das aber nur so lange, wie ihr Ehemann gewann; hatte er einmal eine Unglückssträhne, wie das unter Spielern öf-



Johann Schmitz und Frau anläßlich ihrer goldenen Hochzeit im Jahre 1940. Sohn Heinrich und Frau feiern in der kommenden Woche goldene Hochzeit.






ter vorkommt, so vergaß sie das Heizen, wir mußten dann entweder selbst das Heizen übernehmen, oder mit kalten Füßen nach Hause gehen.

Als guter Hausvater hielt Schmitz nach dem Abendessen immer ein ausgedehntes Nachtischgebet, wie das früher vielfach üblich war. Wenn wir dann abends schon mal was früher zum Kartenspiel kamen, war die Familie Schmitz öfters noch mit dem Abendessen beschäftigt. Der Vater ließ sich dann aber nicht stören und es wurde mit dem Spiel nicht früher angefangen, bis er seine Heiligen in gewohnter Ordnung absolviert hatte und wenn sein Sohn Hein noch so ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her rutschte und sehnsüchtig nach der Karte schielte, die auf dem Fensterbrett lag.

Einige Heiligen-Anrufungen sind mir noch in der Erinnerung. Unter anderem betete er zum „heiligen Rochus und Sebastianus, die uns an diesem Tag so gründlich behütet haben, sie mögen uns auch in der Nacht vor allem Unglück bewahren an Menschen und Vieh“. Er betete auch „um den göttlichen Segen zu erhalten“ und am Schluß sagte dann der Hannes noch: „Loß mer noch en Vateunser bedden, um eine gedeihlige Witterung.“ Im Gegensatz dazu sagt heute der Vater nach dem Essen zu seiner Frau: „Ahl, drähn es et Radio an, datt mer hüren, wie lang et der Deibel noch rähnen lät“. Der Herrgott ist heute beim Wettermachen gänzlich ausgeschaltet, deshalb spielt das Wetter heute wohl auch manchmal so verrückt, denn wo der Herrgott in den Kühlschrank gestellt wird, da geht alles drunter und drüber, gleich, ob das beim Wetter oder in der Politik ist.

Da fällt mir noch ein Gegenstück ein, welches früher in einem Nachbardorf passiert ist. Dort hatte der Sohn des Hauses einige Jahre bei der Garde in Berlin gedient, vor dem ersten Weltkrieg. Dieses war dem Jungen wohl zu Kopf gestiegen. Als er wieder nach Hause kam, sprach er nur noch Hochdeutsch und konnte auch keinen Dialekt mehr verstehen. Dieses war auf dem Lande ungewöhnlich und auch hier betete der bekümmerte Vater abends nach dem Essen: „Loß mer och noch en Vaterunser bedden, datt unser Jung seng Sproch wedder erhält“. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten, der „Gardist“ wurde sich seiner Herkunft wieder bewusst und war dann wie in der Bibel, wo der Herrgott den Taubstummen heilte. „Das Band seiner Zunge ward gelöst und er redete recht.“

Um noch einmal auf den „Schmitz Hannes“ zurückzukommen, muß ich bemerken, daß sein Sohn Hein am 23. Juli dieses Jahres goldene Hochzeit feiert mit seiner Gemahlin Maria. Die Siebengebirgszeitung berichtet an dieser Stelle darüber. Ich persönlich möchte hier schon dem Goldjubelpaar meine herzlichsten Glückwünsche darbringen.
(Fortsetzung folgt)

Teil 19

85 Jahre Kirchenchor Oberpleis

Im vergangenen Jahr sind es 85 Jahre geworden, daß der kath. Kirchenchor in Oberpleis gegründet wurde. Die Siebengebirgs-Zeitung hat in ihrer Ausgabe Nr. 44/71 kurz darüber berichtet. Ich war ungefähr 50 Jahre Mitglied des Kirchenchores, war

mit ihm immer sehr verbunden, und es drängt mich, diesem kurzen Bericht noch folgendes hinzuzufügen, um es der Nachwelt zu erhalten:

Im Jahre 1856 wurde in Oberpleis ein Männergesangverein gegründet. Wenn dieser Verein auch wohl mehr weltlichen Charakter hatte, so sang er an hohen Feiertagen doch auch schon mal in der Kirche. Das sonntägliche liturgische Hochamt wurde zu der Zeit von vier oder fünf älteren Männern, den sog. Chorsängern gesungen. Zu diesem Zweck umstanden diese auf der Orgelbühne ein Choralbuch, das auf einem Pulte lag. Zu meiner Zeit lag dieses alte Monstrum noch in einem Schrank auf der Orgelbühne, es wäre interessant, wenn dieses alte Buch als Andenken an frühere Zeiten aufbewahrt würde.

Von verschiedenen Mitgliedern dieses Männergesangvereins wurde der Wunsch laut, einen Verein zu gründen, der in der Hauptsache dem Kirchengesang dienen sollte. Der Initiative der drei Gebrüder Reuter aus Jüngsfeld, sowie deren Halbbruder Bernhard Dahs war es dann zu verdanken, daß 1886 der Kirchenchor, damals Cäcilienverein genannt, gegründet wurde. Der neu gegründete Kirchenchor, zunächst als reiner Männerchor, fand schnell Zuwachs. Als ich 1909 in den Gesangverein kam, war dieser ca. 50 Mann stark.

In der ersten Zeit wechselten die Dirigenten verschiedentlich. So wurde der Kirchenchor zeitweise von einem Lehrer Gabriel Flink und dem vorhin genannten Bernhard Dahs aus Jüngsfeld dirigiert. Zu meiner Schulzeit war der Organist Commer nebenbei Dirigent. Als Organist mag wohl Commer tüchtig gewesen sein, wie die alten Sänger erzählten, als Dirigent sei er aber recht unsicher gewesen. Dies mag folgende Begebenheit beweisen:

In Heisterbach fanden in früherer Zeit traditionelle Sängerfeste statt, zu denen auch regelmäßig der Oberpleiser Kirchenchor eingeladen war. Die Sänger standen bei ihren Vorträgen auf einer erhöhten Tribüne, die dicht an der Klostermauer aufgeschlagen war. Bei Auftritt der Oberpleiser Sänger geschah dann die Panne.

Dirigent Commer hatte schon mehrere Male einen völlig falschen Ton vorgegeben, mit dem die Sänger nichts anzufangen wußten. Als er nun das Zeichen zum Einsatz gab, blieben die Sänger verständlicherweise stumm. Commer wiederholte seine Mißtöne – wiederum kein Einsatz.

Da inzwischen die Zuhörer unruhig wurden und die Oberpleiser Sänger sich unter keinen Umständen blamieren wollten, sprangen sie kurzerhand über die Klostermauer und verschwanden im Gebüsch. Beim vierten vergeblichen Einsatzversuche stand Commer schließlich noch allein auf der Bühne. Verschämt und resigniert mußte auch er abtreten.

Nach dem Rücktritt Commer`s wurde das damals noch sehr junge Mitglied des Kirchenchores, Bernhard Mohr aus Bellinghausen, zum Dirigenten ernannt.

Mohr war damals schon sehr musikalisch; die Konzertzither spielte er meisterhaft. Ohne besondere Vorbildung erlernte er von sich aus Harmonielehre und Orgelspiel, beim Gesang war er im Angeben der Einsätze sehr sicher. Herr Pastor Lemmen, selbst ein tüchtiger Musiker, sagte damals schon, daß Mohr ihm im






Choralgesang überlegen wäre. Bei diesem außerordentlichen Talent war es schade, daß Mohr keine gründliche Ausbildung bekam.



Bernhard Mohr aus Bellinghausen. Er war 50 Jahre Dirigent des Kirchenchores

Von Beruf war Mohr ein tüchtiger Schreiner, sein Sohn Johannes hatte ebenfalls das Schreinerhandwerk erlernt und es war ein schwerer Schlag für den Vater, als Johannes aus dem Krieg nicht zurückkam, er starb bei Stalingrad.

Trotzdem war sein Humor unbesiegbar und seine drastischen Redensarten machen heute noch die Runde bei den wenigen alten Sängern, die noch leben. Oft sagte er bei Beginn der Probe: „Jetz mot ihr schön sengen, den Buch voll Odem un dann dran, un net su, als wenn mer övver en ahl Säg strich."

Ich kann hier diese Redensarten nicht alle wiedergeben, aber einen Vorfall möchte ich doch noch bemerken. Es war während der Abendpredigt einer früheren Mission, die von Franziskanerpatern gehalten wurde. Der Pater predigte an dem Abend laut und eindringlich von den Sündenstrafen, und als er eine kurze Pause machte, hielt alles den Atem an in Erwartung dessen, was nun kommen würde. Und dann geschah es: In diese große Stille hinein entschlüpfte einer Frau in den untersten Bänken der Frauenseite ein Rülpser. Eindringlich stieg der Ton zu der darüberliegenden Brüstung der Orgelbühne und war dort noch deutlich vernehmbar. Ob die Dame sich über die Predigt so erschreckt hatte, oder ob sie sich etwa beim Abendessen übernommen hatte, war natürlich nicht festzustellen. Als wir nach der Predigt die Orgeltreppe hinuntergingen sagte Mohr ganz trocken: „Der Pater darf net mie esu laut predigen, söns werden die Fraulöck rebellisch." Ich weiß nicht, ob ich mit der Wiedergabe dieser Begebenheit ein Sakrileg begangen habe, aber schließlich sind wir ja doch alle Menschen.

Der Kirchenchor, früher 45 bis 50 Mann stark, pflegte in der Hauptsache den liturgischen Chorgesang. Dieser war für jeden Sonntag verschieden und mußte deshalb in den Proben, die regelmäßig freitagsabends stattfanden, neu eingeübt werden. Diese wöchentlichen Proben waren immer gut besucht, trotz der winterlichen Dunkelheit, den weiten und damals schlechten Wegen. Was trotzdem die Sänger an Begeisterung für die gute Sache aufbrachten, kann nur der ermessen, der es selbst mitgemacht hat.

Der Kirchenchor bestand früher aus drei Abteilungen: Aktive Sänger, Ehrenmitglieder (das waren die früheren Sänger, die Altershalber nicht mehr zur Probe kommen konnten) sowie inaktive

Mitglieder, das waren Leute, die den Kirchenchor durch einen jährlichen Beitrag unterstützten. Die aktiven Sänger waren beitragsfrei.

Natürlich wurden neben dem kirchlichen Gesang auch weltliche Chöre und Lieder eingeübt. Auch die Geselligkeit wurde gepflegt. So hatten wir immer am zweiten Weihnachtsfeiertag abends einen Gesang- und Theaterabend. Da es damals noch kein Radio und kein Fernsehen gab, waren diese Veranstaltungen immer stark besucht.

Cäcilia, als Tag der Schutzheiligen der Kirchenchöre, wurde immer festlich begangen. Morgens Festmesse in der Kirche und abends gemütliche Zusammenkunft im Vereinslokal mit Theater und Gesang, nebst „Festessen". Zu letzterem Zwecke schlachtete unser Vereinswirt, der „Post-Mattes", vorher ein Schwein. Die edlen Teile von diesem Tier wurden dann am Festabend „zu Ehren der Hl. Cäcilia" verzehrt. Zu diesem Festessen wurden die Geistlichkeit, die Ehrenmitglieder und die inaktiven Mitglieder eingeladen. Ich erinnere mich noch an einen Festabend, wo auch Kaplan Düster eingeladen war. U. a. gab es Bratwürste mit Sauerkraut. Pfarrer Lemmen schmunzelte während des Essens schon immer, und als wir fertig waren sagte der Pfarrer, er hätte soeben festgestellt, daß Kaplan Düster innerhalb zwei Tagen mit größtem Appetit zum 4. Mal Sauerkraut gegessen habe.
Die Haushälterin von Kaplan Düster war verreist; er war Samstagmittags- und -abends an verschiedenen Stellen und Sonntagmittags beim Pfarrer eingeladen. An jedem Tisch gab es Sauerkraut und abends bei uns zum Abschluß auch. Aber auch das Sauerkraut bei uns verzehrte Kaplan Düster sichtbar mit gutem Appetit.

Auch der Namenstag unseres Präses, des jeweiligen Pfarrers, wurde entsprechend gefeiert. Wir zogen abends mit einem Blumenstrauß bewaffnet zum Pfarrhaus. Dort wurde eine Ansprache gehalten, die Blumen wurden überreicht und man sang einige Lieder. Ich sehe ihn noch vor mir, den guten Pfarrer Horst mit dem freundlichen Gesicht und den roten Bäckchen. Nach der Gratulation kam bei Pfarrer Horst der obligatorische Griff in die Westentasche, wo ihm vorher seine Schwester ein Geldstück hineingesteckt hatte und dann zogen wir zum Vereinslokal, wo inzwischen der „Post-Mattes" schon ein Fäßchen Bier angeschlagen hatte.
An einem dieser Namenstage hatte sich unser Mitglied, der „Donnesch Thures" von Uthweiler wohl etwas zuviel zugetraut. Das Namenstagsbier wollte nicht zu Ende gehen und als es dann endlich alle war, zogen wir nach Hause. Thures hatte sichtlich Schlagseite, er tastete sich an den Häusern vorbei und als er dann bei Bürlings ankam und die Häuser „alle" wurden, stand er auf der Straße und rief: „Hüser her; Hüser her". Dieses Stoßgebet ist heute noch bekannt.

Auch die jährlichen Dekanatsversammlungen der Kirchenchöre, die innerhalb des Dekanats stattfanden, besuchten wir regelmäßig. Eine Blütezeit hatte der Kirchenchor unter den Pfarrern Lemmen und Dick. Es verging fast kein Probenabend, wo diese nicht einmal kurz bei uns vorsprachen. Viele schöne Ausflüge haben wir mit diesen Herren gemacht.






Der Nachfolger von Commer als Organist war Peter Bellinghausen aus Eisbach, vorher Organist in Stieldorf. Ein Bruder von ihm, Wilhelm Bellinghausen aus Eisbach, kann im März seinen 93. Geburtstag feiern; er war über 50 Jahre Vorsitzender des Kirchenchores Oberpleis. Fast die gleiche Zeit waren die Verstorbenen Bernhard Otto und Wilhelm Pannenbecker Schriftführer bzw. Kassierer.

Als Peter Bellinghausen starb, war der Organistenposten einige Jahre verwaist. Während dieser Zeit wurde die Orgel abwechselnd von Peter Zens aus Weiler, Mitglied des Kirchenchores, und Bernhard Mohr gespielt, bis dann den Kirchenvorstand der Ansicht war, daß Küster sowohl wie Organist und Dirigent Ersparnisse halber in eine Hand gelegt werden sollten. Nacheinander fungierten dann als Küster, Organist und Dirigent Hambüchen, Schenk, Wirtz und Clasen. Ich bedaure es heute noch, daß sich damals der Kirchenvorstand nicht entschließen konnte, den vorhin genannten Peter Zens, der Jahre lang aus hilfsweise die Orgel spielte, als Dirigent und Organist einzustellen, der ewige Wechsel wäre dann unterblieben. Zens ist heute noch Küster, Organist und Dirigent in Heisterbacherrott, außerdem ist er Dirigent einer ganzen Anzahl von Gesangvereinen.

Nach der Neuordnung der Meßfeier und dem Wegfall der sonntäglichen lateinischen Liturgie hat der Kirchenchor nicht mehr die Bedeutung wie früher, deshalb soll durch diesen Bericht der Nachwelt vor Augen geführt werden, welchen Zweck früher der Kirchenchor zu erfüllen hatte.

Ich muß gestehen, die heutige Meßfeier gefällt mir auch ganz gut, sie ist dem Volke näher und verständlicher als die früheren lateinischen Gesänge. Trotzdem hat es mir als alten Kirchenchorsänger wohl getan, als ich im Sommer bei Gelegenheit einer Reise in einer fremden Kirche war, wo ein Hochamt in alter Form mit Weihwasserausteilung usw. gehalten wurde. Allerdings wurde die Messe länger und ich stellte fest, daß viele Kirchenbesucher die Messe verließen, bevor sie zu Ende war.

Von den früheren, älteren Mitgliedern des Kirchenchores leben heute nur noch wenige: Wilhelm Bellinghausen, Eisbach, 92 Jahre, war früher über 50 Jahre Vorsitzender des Kirchenchores. Ferner Peter Otto, Ruttscheid, 84 Jahre, Johann Bennerscheid, Eisbach, 83 Jahre, Toni Bellinghausen, Eisbach, 74 Jahre, Wilhelm Weber, Bellinghausen, 71 Jahre. Wilhelm Gratzfeld, Eisbach, 71 Jahre und Josef Bellinghausen, Eisbach, 68 Jahre.
(Fortsetzung folgt)

20. Teil

Im März diese Jahres sind es 27 Jahre geworden, seid wir von Kriegsnot und Naziterror erlöst wurden. Wohl ein Drittel der heute in der Bundesrepublik lebenden Menschen haben diese traurige Zeit nicht erlebt. Sie haben auch die Hungersnot nicht erlebt, die nach dem verlorenen Krieg über uns hereinbrach. Sie haben auch nicht erlebt, wie die hungernde Stadtbevölkerung in Massen auf das Land zog, in der Hoffnung dort etwas Eßbares zu bekommen, denn bei ihnen zu Hause war der Hunger groß. Was diese armen Menschen eben noch entbehren konnten, oft ge-

nug das letzte Stück ihrer Aussteuer, wurde gegen Lebensmittel eingetauscht. Einerseits hat sich in jener Zeit manch hartherziger Bauer an diesen armen Leuten schwer versündigt, andererseits darf aber auch gesagt werden, daß von vielen Bauern manches Beispiel von Hilfsbereitschaft konstatiert wurde.

Wie gesagt, hat die jüngere Generation diese Notzeit nicht erlebt und bei den älteren Zeitgenossen ist diese Notzeit nur noch verschwommen in ihrem Gedächtnis, wozu wohl auch der nach der Hungersnot ausgebrochene Wohlstand beigetragen hat. Es liegt wohl in der Natur des Menschen, daß die schlechte Zeit schnell vergessen wird, sobald es ihm besser geht.

Mit diesen Zeilen will ich die Ereignisse der damaligen Zeit, soweit sie in meinem Gedächtnis haften geblieben sind, der Nachwelt überliefern. In mehreren Folgen werde ich über die Dinge, wie sie sich in der engeren Heimat zugetragen haben, berichten, so zum Beispiel, wie sich Abt Ildefons vom Michaelsberg in Siegburg bei Eisbach einen bombensicheren Stollen graben wollte. Der Herr Abt wurde von den Nazis vom Michaelsberg verjagt, er wohnte in dieser Zeit in der Burg Niederbach in Oberpleis. Der Herr Abt ist vor einiger Zeit gestorben, aber der Stollen, an dem er mit großem Fleiß gegraben hat, ist heute noch deutlich sichtbar.

Meine Kriegsausbildung 1914/18

Zuerst will ich aber für die älteren Leser noch einige Erinnerungen aus dem ersten Weltkrieg wachrufen, den ich von Anfang bis Ende mitmachen mußte.
Am 15. August 1914 bin ich eingezogen und am 22. November 1918 wieder entlassen worden. Ich war nicht ehrgeizig, ich habe es noch nicht einmal bis zum Gefreiten gebracht. Ich habe nicht mehr getan, wie ich unbedingt mußte und dieses noch nicht einmal gerne. Beim Antreten verdrückte ich mich immer ins zweite Glied, es geschah aus reiner Nächstenliebe, ich wollte hinter mir stehenden Soldaten nicht die Aussicht verderben. Der liebe „Söntgens Petter“ (Peter Schug) war auch in meiner Kompanie. Vom vielen Arbeiten hatte „Petter“ vorne und hinten einen „Ausbau“. Wenn es dann beim „Richt euch“ vorne klappte, vermasselte der „Petter“ die ganze Hinteransicht. Der Feldwebel verbannte deshalb den „Petter“ für dauernd ins zweite Glied, wo wir uns dann gegenseitig trösteten.

Ich war damals beim ersten Ersatz, der eingezogen wurde. Unsere Ausbildung, vom 15. August bis 1. November 1914, war denkbar kurz. Sie war aber auch danach, denn als ich ins Feld kam, hatte erst zweimal auf dem Schießstand scharf geschossen. Immer wieder wurde uns gesagt, es wäre Eile notwendig, denn „da vorne“ würden wir dringend gebraucht. Es ahnte damals ja keiner, daß der Krieg „da vorne“ noch jahrelang dauern würde.

Unsere Ausbildung bestand zum größten Teil aus Gruppenbewegungen und Ehrenbezeigungen vor dem Vorgesetzten. Auf Letzteres wurde großes Gewicht gelegt und es wurde auch entsprechend geübt: Den Vorgesetzten stramm angesehen, 6 Schritte vorher: Zack die Hand an die Kopfbedeckung, 3 Schritte weiter: Zack, die Hand wieder herunter. Dieses wurde bis zum Umfallen geübt.






Hier ein Beispiel, wie sich der übertriebene Grußkult auswirken konnte: Während meiner Ausbildungszeit hatte ich Sonntagsurlaub eingereicht, von Samstagmittag 13 Uhr, bis Sonntagabend 22 Uhr. Ich wollte nach Hause fahren. Zwölf Uhr war Antreten vor der Schreibstube zum Empfang der Urlaubspässe. Trotzdem die Pässe schon stundenlang vorher vom Hauptmann unterschrieben waren, war es ein Hobby von unserem Feldwebel, die Austeilung möglichst lange hinauszudehnen, es gehörte zur internen Quälerei innerhalb der Kaserne. Es war bereits 13 Uhr, als sich der Spieß endlich bequemte, die Urlaubspässe auszugeben. 13.30 Uhr fuhr mein Zug von Ehrenbeitstein und ich brauchte 20 Minuten, um von der Rheinanschlußkaserne im Eilschritt zum Bahnhof zu kommen, dabei herrschte ein starker Schneesturm. Ich mußte den Kopf schiefhalten, um überhaupt etwas sehen zu können.

Kurz vor dem Bahnhof Ehrenbreitstein ereilte mich das Schicksal, denn plötzlich ertönte ein scharfes „Halt". Als ich aufblickte, stand ein blutjunger Unteroffizier vor mir, der mich anbrüllte: „Können Sie nicht grüßen?" Ich sagte, er möge entschuldigen, aber durch das dichte Schneegestöber hätte ich ihn nicht bemerkt. Es half nicht, ich mußte zurück: Marsch, marsch. Ich grüßte dann vorschriftsmäßig, soweit dies in dem Schneesturm überhaupt möglich war, aber dem Herrn Vorgesetzten war es nicht genug. „Nochmal zurück", brüllte er, aber in dem Moment riß ihm der Sturm die Mütze vom Kopf und rollte sie vor sich her. Ein freundlicher Zivilist, der der Sache zugesehen hatte, gab der Mütze noch einen Tritt, damit sie gehörig in Schwung kam. Der Unteroffizier verschwand im Schneegestöber, um seine Mütze einzuholen und ich verschwand in der Bahnhofshalle.
Als ich am Schalter meine Fahrkarte löste, hörte ich den Zug einfahren. Ich rief alle 14 Nothelfer an, aber als ich auf den Bahnsteig kam, erblickte ich gerade noch den letzten Wagen des abfahrenden Zuges und ich mußte drei Stunden mit der Fahrkarte in der Tasche auf den nächsten Zug warten. Als ich nach Niederdollendorf kam, war der letzte Zug der Heisterbacher Talbahn weg und ich mußte in dem Schneegestöber bis Oberpleis zu Fuß laufen. Ich habe damals einen gräßlichen Schwur getan, niemals Unteroffizier zu werden und wenn ich zehn Jahre Soldat hätte bleiben müssen. Den Schwur habe ich gehalten, trotzdem ich im weiteren Verlauf meiner Dienstzeit zweimal Gelegenheit hatte, Unteroffizier zu werden, beileibe nicht durch Tapferkeit, aber davon später.

Wir sind noch drei Wochen in unseren Zivilkleidern ausgebildet worden, anscheinend waren nicht genügend Uniformen vorhanden. In Zivil haben wir sogar eine Kaiserparade mitgemacht. Auf dem großen Exerzierplatz der Karthause war die Garnison Koblenz in einem großen Viereck angetreten. Der Kaiser, hoch zu Roß, ritt mit seinem großen Gefolge an uns vorbei. Als er uns Vaterlandsverteidiger in Zivil erblickte, stutze er und hielt sein Pferd an. Der Kaiser fragte dann, wo wir herkämen und ein Mann im ersten Glied rief: „Aus Bonn, Majestät."

„So, aus Bonn kommt ihr?" sagte der Kaiser. „Ist denn einer bei Euch, der mich in Bonn als Student mal besoffen gesehen hat? (Bekanntlich hatte der Kaiser an

der Universität in Bonn verschiedene Semester studiert und gekneipt). Es war wirklich eine welterschütternde Frage aus kaiserlichem Munde, das Gefolge lachte pflichtschuldigst und die Kolonne ritt weiter. Ein zweitesmal habe ich den Kaiser in Ehrenbreitstein erlebt. Wir exerzierten auf dem „Pfaffendorfer Plätzchen“, als einige Autos mit dem kaiserlichen Stander anfuhren. Die Kavalkade hielt eine Weile an und dann stieg ein Adjutant aus, kam auf uns zu und sagt, seine Majestät hätte geruht, uns einen Moment beim Exerzieren zuzusehen, welches seiner Majestät sehr gefallen hätte. Wir mußten dann dreimal „Hurra“ brüllen und die Herrlichkeit zog weiter.

An der Front

Am Allerseelentag 1914 rückten wir von Koblenz aus, der Front entgegen, nach nur zehnwöchiger Ausbildung. Für kurze Zeit kamen wir in dem lothringischen Dorf Noveant an der Mosel ins Quartier. Wie ich nach dem Krieg erfuhr, wohnte hier ein Herr Klein aus Oberpleis, ein Bruder von dem Kohlenhändler Michael Klein. Im Kriege 1870/71 hatte dieser Klein hier ein Mädchen gefunden, welches er nach dem Krieg heiratete und zu ihm nach Noveant zog. Schade, daß ich das damals nicht wußte, sonst hätte ich ihn aufgesucht. Noveant war vor dem Krieg 1870/71 französisch, wurde nach diesem Krieg deutsch, um dann nach dem letzten Krieg wieder französisch zu werden.

Von Noveant ging es in den sogenannten Priesterwald, unweit der Stadt Pont a Mousson in Stellung. Auf dem Wege dahin, in einem schmalen Hohlweg kam uns die Kompagnie entgegen, die wir vorne ablösen mußten, sie führte die Toten und Verwundeten mit sich zurück. Es war kein schöner Anblick für uns „Frischlinge“. Hier erlebte ich auch eine große Enttäuschung: Unser Hauptmann, ein korpulenter Herr, hielt uns in der Garnison Koblenz öfter Vorträge und Ansprachen, daß wir stolz darauf sein sollten, unser Vaterland verteidigen zu dürfen, auch wenn wir dabei den Heldentod erleiden müßten. Auf dem Wege in die Stellung mußten wir einen dichten, schönen Buchenwald passieren. In diesem Walde wurden wir von den Franzosen stark beschossen und hier, wo unser Herr Hauptmann seinen Mut beweisen hätte könnten, war er der erste der Kompagnie, der ausschwärmte, um seine dicke Figur hinter einer möglichst dicken Buche in Sicherheit zu bringen. „Der dickste Baum ist für mich“, brüllte er. Wir rückten nachts in die Stellung ein und als es hell wurde, stieg einer von uns Neulingen aus dem Schützengraben, um sich die Gegend etwas anzusehen und dann war es, wie es im Lied heißt: „eine Kugel kam geflogen“; für diesen unerfahren Soldaten war schon nach wenigen Stunden der Krieg aus. Im Priesterwald wurden keine großen Schlachten geschlagen, es war ein gewöhnlicher Stellungskrieg, ein Auf und Ab.
Einmal haben wir die Stadt Pont a Mousson genommen, mußten aber wieder in die alten Stellungen zurück, wo unser Regiment, Landwehr 58, fast bis Kriegsende liegen blieb.

Als Kurier des Kaisers

Nach einigen Jahren, als ich mein „Soll“ erfüllt hatte, machte sich mein früheres Fußleiden wieder stark bemerkbar, wodurch ich beim besten Willen dem Lauf der






Dinge „nicht mehr folgen“ konnte. Nach viermonatigem Aufenthalt im Reservelazarett in St. Wendel wurde ich für „g. v.“ erklärt und kam wieder zurück zum früheren Ersatz-Batallion nach Koblenz. Dort wurde ich zuerst zum Roten Kreuz nach Niedermendig abkommandiert. Das Rote Kreuz hatte dort während des Krieges einen Mineralwasserbrunnen gepachtet, ich mußte Flaschen abfüllen und hatte in Niedermendig ein schönes Privatquartier. Als ich wieder zum Ersatz-Batallion nach Koblenz mußte, aber noch nicht wieder „k. v.“ war, kam ich dort auf die Batl.-Kammer, wo ich schnell festen Fuß faßte. Der Kammerfeldwebel war aus Bonn und der Batl.-Kurier aus Römlinghoven. Beide hatten zu Hause große Familien und beide, besonders der Kurier, hatten in der Kaserne eßbare Sachen zu verwalten. Neben meiner Tätigkeit auf der Kammer, die in fünf großen Räumen untergebracht war und wo über ein Dutzend Mann beschäftigt waren, wurde ich zum Kurier zwischen Koblenz, Bonn und Römlinghoven ernannt, wo ich Lebensmittel hinbringen mußte. Es war mir dies anfangs etwas zuwider, aber es war das angenehme dabei, daß ich jedesmal eine Nacht zu Hause bleiben konnte. Hier war es auch, wo ich Unteroffizier hätte werden können. Etwa ein Drittel unserer Kammerbelegschaft waren Zivildienstverpflichtete. Da der Kammerfeldwebel die meiste Zeit auf seinem Büro beschäftigt war, verfügte der Major, daß bei den Kammerleuten eine ständige Aufsicht sein müsse, die sofort zum Gefreiten befördert würde. Um in etwa meine Kurierdienste zu belohnen, wollte der Kammerfeldwebel mich vorschlagen, wobei er mir in Aussicht stellte, daß ich in absehbarer Zeit zum Unteroffizier steigen würde. Ich dachte aber an meinen Schwur und verzichtete. Dieser Verzicht wurde aber noch durch den Umstand versüßt, daß mir ein jüngerer Streber 50 Mark bot, wenn ich ihn beim Feldwebel vorschlagen würde, was dann auch meinerseits geschah, denn 50 Mark waren damals viel Geld für mich. Ich hatte aber einen feinen Riecher gehabt, denn kaum war der Mann zum Unteroffizier befördert, stellte eine übergeordnete Prüfungskommission fest, daß dies Geldverschwendung sei. Da der Mann nicht degradiert werden konnte, geriet er in die



Freunde in der Garnison
V. l. n. r.: Joh. Henseler, Oberpleis; Weber, Waschpohl; Peter Gratzfeld, Eisbach; Wilh. Bellinghausen, Obepleis; Röhrig, Uthweiler; sitzend: Baumann, Oberpleis; Joh. Bennerscheid, Eisbach

„k.-v-Maschine“ und war in kurzer Zeit wieder an der Front.

Noch eine weitere Beförderung habe ich ausgeschlagen. Der Lehrer Heinrich Neuhalfen aus Westerhausen war mir aus seiner Tätigkeit in Oberpleis bzw. Sandscheid bekannt. Neuhalfen hatte als etatsmäßiger Feldwebel eine Abteilung beim Chorbekleidungsamt in Lützel unter sich. Da ihm bekannt war, daß ich eine gute Handschrift hatte, wollte er mich auf sein Büro holen, auch er garantierte mir, daß er in absehbarer Zeit meine Beförderung bei seinem Major durchdrücken könne. Der Titel Unteroffizier wirkte auf mich wie ein rotes Tuch und auch hier verzichtete ich.

Auch einen weiteren Umstand möchte ich hier noch bemerken. Im Verlauf des Krieges wurde an vielen Stellen der Zivildienst eingesetzt. Auch auf unserem Batl.-Büro war eine Dame als Schreibhilfe eingesetzt. Dieses „Weib“ stellte mir nach und wollte mich verführen, allerdings nicht so, wie die schlaue Eva den armen Adam im Paradies übertölpelte. Es war damals durchaus möglich, daß ein Soldat noch nachträglich auf Antrag das „Eiserne Kreuz“ erhalten konnte. Bedingung war dabei, daß der .Soldat längere Zeit im Felde war und entsprechende Gefechte mitgemacht haben mußte.

Die genannte Edeldame führte diese Vorschlagsliste. Sie hatte in meinen Personalien festgestellt, daß dies bei mir der Fall war, ferner hatte sie festgestellt, daß in meinem Militärpaß als Beruf Landwirt angegeben war. Diese aber standen in der „hungrigen Zeit“ damals hoch im Kurs. Eines Abends begegnete mir diese Verführerin in einem dunklen Flur und flüsterte mir zu, was es mir an Fertigkeiten wert wäre, wenn sie mich in die vorhin genannte Vorschlagsliste hineinschmuggeln würde. Ich habe aber der Dame die alle Verführungskünste bei mir anwandte, widerstanden. Ein Pfund Butter war mir lieber als das eiserne Kreuz.

Freund in der Kaserne

In der Garnison Koblenz waren damals viele Oberpleiser, wir trafen uns öfter, wobei auch vorstehendes Gruppenbild zustande kam.

Von Freund Adolf Zerres fällt mir mir noch eine Episode ein, er wird mir wohl nicht böse sein, wenn ich sie hier erzähle.
Eines Abends wollt ich Adolf in seiner Kaserne besuchen. Adolf war damals noch in der Ausbildung und als ich auf seine Stube kam, war hier noch Putz- und Flickstunde, unter der Aufsicht eines Unteroffiziers. Adolf stand auf einem Schemel, mit einem Messer bewaffnet. Er hatte den sträflichen Leichtsinn begangen, an seiner Drilllichjacke den obersten Knopf offen zu lassen. Als Strafe mußte sich der arme Adolf mit dem Messer sämtliche Knöpfe der Jacke abschneiden, wobei er bei jedem Knopf einen Spruch sagen mußte. Dann durfte Adolf vom Schemel steigen und sich seine Knöpfe wieder annähen.

In meiner Kompanie war der Hermann Haas aus Gräfenhohn, ein baumlanger Kerl, stark wie ein Bär und hungrig wie ein Wolf. Eines Morgens war ich auf der Kammer beschäftigt. Nebenan, nur durch eine Bretterwand getrennt, war die Kammer der zweiten Kompanie. Dort hielt sich Kammer-Feldwebel Zipp auf, ein kleiner, verwachsener Zwölfender aus dem Osten.






Ich hörte, wie Hermann bei Zipp auf der Kammer vorsprach, um seine Stiefel umzutauschen, die ihm angeblich zu klein waren. Dreimal mußte Hermann seine Bitte wiederholen und dann ging es los: „Was, du Bauernlümmel, zu Hause bist du in Zigarrenkisten herumgelatscht, jetzt hast du mal ordentliche Stiefel, jetzt kannst du nicht laufen. Marsch, raus."

Jetzt gab es Wirbel nebenan, durch die Bretterwand konnte ich das gut hören. Kisten fielen um und Hermann brüllte wie ein Stier. Vorsichtig machte ich die Türe auf und sah, wie Hermann mit dem Feldwebelchen geschleift kam, er hatte ihn an Rockragen und Hosenboden gefaßt, hielt ihn über die Treppenbrüstung im vierten Stock und wollte ihn hinunterwerfen. Als Zipp wie ein Hund winselte, zog ihn Hermann wieder zurück. Auf die Beschwerde von Zipp gab es eine große Untersuchung. Hermann und ich mußten vor dem Major erscheinen. Hermann beteuerte mit dem unschuldigsten Gesicht, er hätte um das Auswechseln seiner Stiefel gebeten und als ihm dies verweigert wurde, war er wieder gegangen, weiter wisse er nichts. Dann meinte der Major, ich hätte das doch durch die dünne Bretterwand hören müssen. Ich gab an, ich wäre nebenan so beschäftigt gewesen, daß ich beim besten Willen nichts gehört hätte. Die Angelegenheit war unklar und da Feldwebel Zipp sowieso bei den Vorgesetzten schlecht angesehen war, verlief die Sache im Sande.
(Fortsetzung folgt)



Nein, eine Fortsetzung folgte diesem 20. Teil der Jugend- und Schulerinnerungen des Johann Bennerscheid leider nicht mehr. Kurz nach der Veröffentlichung dieses letzten Teils seiner Erzählungen verstarb Johann Bennerscheid im Alter von 84 Jahren am 3. August 1972.

















Hommage an Eisbach

Eisbach, ein kleines Dorf, am Siebengebirge gelegen,
wo die Bewohner noch Traditionen pflegen.
Dreh- und Angelpunkt eine kleine Kapelle,
ein Zufluchtspunkt für alle Fälle.
Ob Gottesdienst, Andacht, Taufe oder Hochzeit,
es wird gebetet, bei Freud und Leid.
Sie liegt auf dem höchsten Punkt des Dorfes,
der ganze Stolz eines schönen Ortes.
Doch nicht nur das hat Eisbach zu bieten,
wo schon viele Leute ins Schwärmen gerieten.

Geschichte schrieb auch schon die 100jährige Kegelbahn,
wo gekegelt wird zwischen Genie und Wahn.
Ob die Kegel alle fallen oder nur vier,
begossen wird jeder Wurf mit einem kühlen Bier.
Sie entspricht zwar keiner Wettkampfnorm,
doch sie hält die Kegler auch so in Form.
Montag, Mittwoch und Freitag wird die Kugel gequält,
die gefallenen Kegel bejubelt und gezählt.
Und geht es dann für die Herren und Damen zur Kegeltour,
so sind sie sich alle einig - es ist Genuss und Spaß pur.











Jedes Jahr am ersten Sonntag im Oktober ist es soweit,
das Dorf macht sich für das Kapellenfest bereit.
Die Straße wird gefegt und mit Fahnen geschmückt,
ein schönes Fest ist bislang jedes Mal geglückt.
Morgens beginnt der Tag mit einer Messfeier,
am Nachmittag kommen auch die Oberpleiser.
Eine Andacht wird nach der Prozession mit allen gehalten,
ein Tag, den alle mit ihrer Anwesenheit gestalten.
Doch dann ist noch längst mit dem Fest nicht Schluss,
der anschließende Kaffee in „Gretchens Festhalle“ ist ein Muss.
Bei Kaffee und Kuchen wird gefeiert und gelacht,
und sich ab 17 Uhr über die Reibekuchen hergemacht.

Doch dies ist nicht das einzige Fest im Kalenderjahr.
Denn auch Pfingsten wird gebührend gefeiert – ist doch klar.
Die Männer werden für ihren Gesang mit Eiern belohnt,
mit Inbrunst wird gesungen und die Kehle nicht geschont.
Und auch die Frauen tragen erheblich zum Feste bei,
denn sie backen Eierkuchen, schlagen auf jedes einzelne Ei.
Manch ein Fässchen wird dann auch schon mal leer gemacht,
an die Arbeit am nächsten Tag wird dann nicht gedacht.
Doch das ist aus des Eisbachers Sicht nicht schlimm,
denn so ein Fest hat einen anderen Sinn.
Man geht als Gemeinschaft durch gute und schlechte Zeiten,
doch Eisbach wird stets Frohsinn und Geschlossenheit verbreiten.

Eisbach ist nicht nur ein Dorf, wo man wohnt.
Es ist ein Ort, wo es sich zu leben und zu feiern lohnt.
Eisbach hat seinen eigenen Charme –
das merkte jeder, der bislang hierhin kam.

Thomas Fehlemann





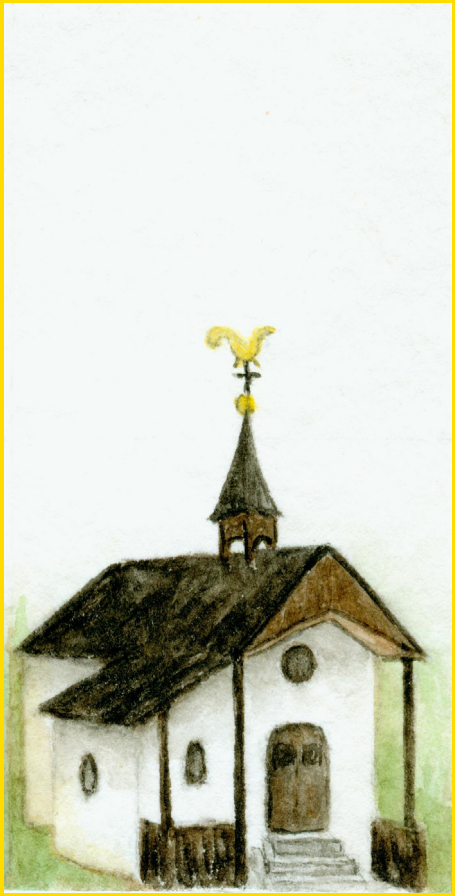




„Dat maach us Spass"

– Leben und Feiern

















100 Jahre Kegelklub und Kegelbahn

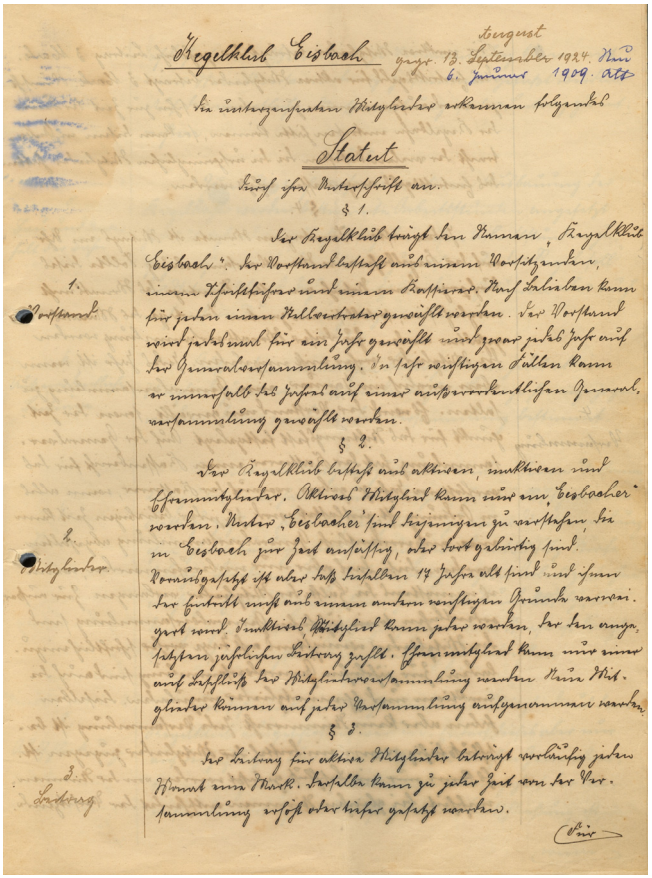
– 1909 bis 2009

Am 1. Januar 1909 brach in Eisbach eine neue Epoche an. „Der Kegelklub Eisbach wurde gegründet“.



Im Jahre 1909 fanden sich in dem kleinen Dorfe Eisbach bei Oberpleis, noch nicht 25 Häuser groß, etwa 10 Bauern- und Handwerkersöhne im Alter von 18 bis 24 Jahren zusammen, um dem schönen Kegelsport zu huldigen. Vorerst wurde der „Kegelklub Eisbach“ gegründet.

Nach den noch vorhandenen Schrift- und Bilddokumentationen besteht der Kegelklub Eisbach mindestens seit dem 06. Januar 1909. Ein vom 13. August 1924 datiertes Statut – welches heute noch im Original vorliegt – gibt davon Zeugnis.


Kegelklub Eisbach gegr. 13. August September 1924 Neu 6. Januar 1909. alt

Die unterzeichneten Mitglieder erkennen folgendes Statut durch Ihre Unterschrift an.

Statut

§ 1.

Der Kegelklub trägt den Namen „Kegelklub Eisbach“. Der Vorstand besteht aus einem Vorsitzenden, einem Schriftführer und einem Kassierer. Auf Jahren kann für jeden einen Stellvertreter gewählt werden. Der Vorstand wird jährlich für ein Jahr gewählt und zwar jeweils auf der Generalversammlung. In besonderen Fällen kann er innerhalb des Jahres auf einer außerordentlichen Generalversammlung gewählt werden.

1. Vorstand

§ 2.

Der Kegelklub besteht aus aktiven, inaktiven und Ehrenmitgliedern. Aktives Mitglied kann nur ein „Eisbacher“ werden. Unter „Eisbacher“ sind diejenigen zu verstehen, die in Eisbach zur Zeit ansässig, oder dort geboren sind. Vorausgesetzt ist aber, daß sie das 18 Jahre alt sind und ihre Aufnahme nicht aus einem anderen wichtigen Grunde verweigert wird. Inaktives Mitglied kann jeder werden, der den angesetzten jährlichen Beitrag zahlt. Ehrenmitglied kann nur einer auf Beschluß der Mitgliederversammlung werden. Neue Mitglieder können auf jeder Versammlung aufgenommen werden.

2. Mitglieder

§ 3.

Der Beitrag für aktive Mitglieder beträgt vorläufig jeden Monat eine Mark. Darüber kann zu jeder Zeit von der Versammlung erhöht oder hierher gesetzt werden.

3. Beitrag

Dieses Statut hat folgenden Wortlaut:

„Kegelklub Eisbach

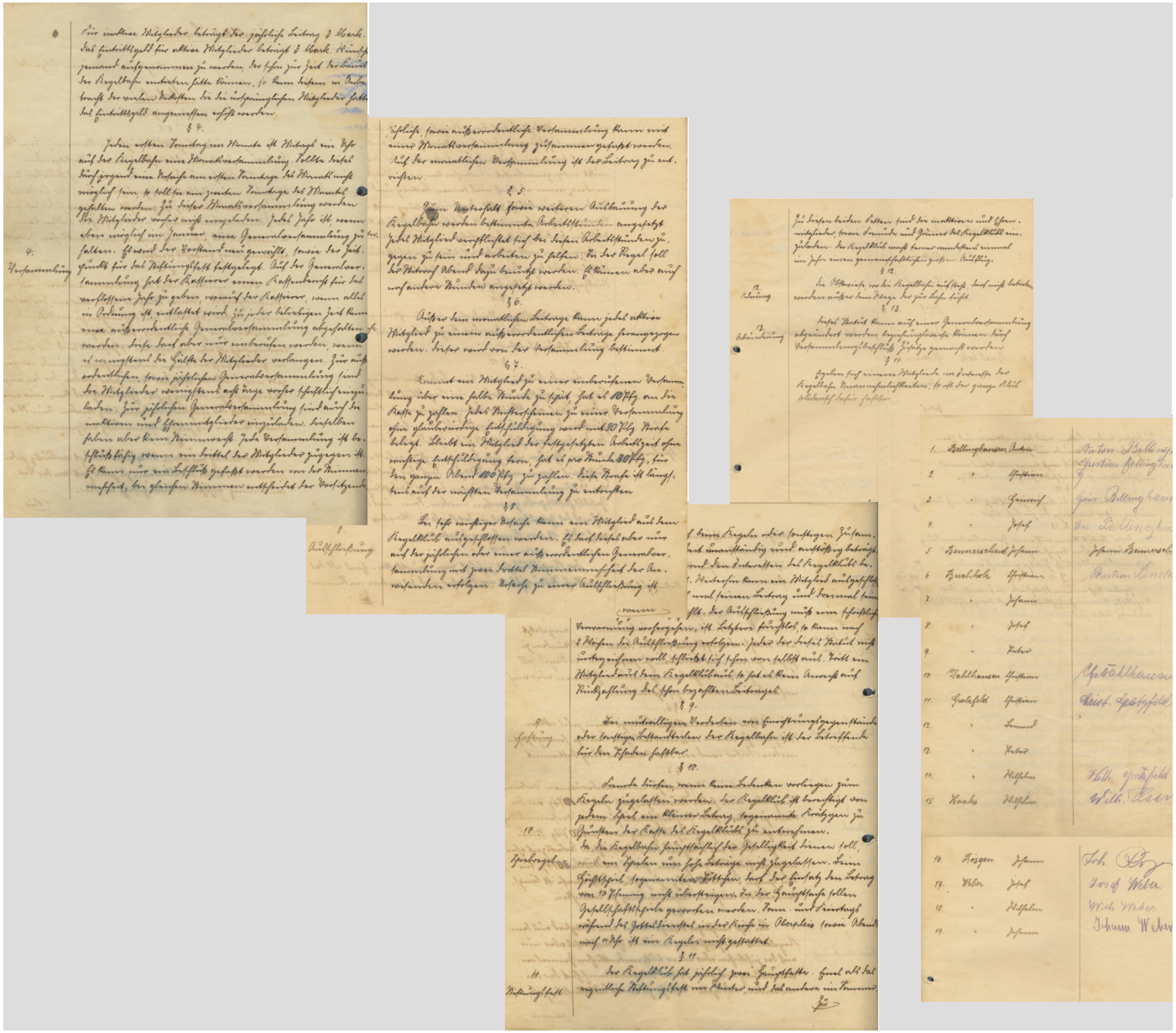
August
gegr. ~~13. September 1924~~ neu
06. Januar 1909 alt

Die unterzeichneten Mitglieder erkennen folgendes Statut durch Ihre Unterschrift an.









§ 1 Vorstand

Der Kegelklub trägt den Namen ‚Kegelklub Eisbach'. Der Vorstand besteht aus einem Vorsitzenden, einem Schriftführer und einem Kassierer. Nach Belieben kann für jeden ein Stellvertreter gewählt werden. Der Vorstand wird jedes Mal für ein Jahr gewählt und zwar jedes Jahr auf der Generalversammlung. In sehr wichtigen Fällen kann innerhalb des Jahres auf einer außerordentlichen Generalversammlung gewählt werden.

§ 2 Mitglieder

Der Kegelklub besteht aus aktiven, inaktiven und Ehrenmitgliedern. Aktives Mitglied kann nur ein ‚Eisbacher' werden. Unter ‚Eisbacher' sind diejenigen zu verstehen, die in Eisbach zur Zeit ansässig, oder dort gebürtig sind. Vorausgesetzt ist aber, daß dieselben 17 Jahre alt sind und ihnen der Eintritt nicht aus einem anderen wichtigen Grunde verweigert wird. Inaktives Mitglied kann jeder werden, der den angesetzten jährlichen Beitrag zahlt. Ehrenmitglied kann nur einer auf Beschluß der Mitgliederversammlung werden. Neue Mitglieder können auf jeder Versammlung aufgenommen werden.

§ 3 Beitrag

Der Beitrag für aktive Mitglieder beträgt vorläufig jeden Monat eine Mark. Derselbe kann zu jeder Zeit von der Versammlung erhöht oder tiefer gesetzt werden. Für inaktive beträgt der jährliche Beitrag 3 Mark. Wünscht jemand aufgenommen zu werde, der schon zur Zeit des Baues der Kegelbahn eintreten hätte können, so kann diesem in Anbetracht der vielen Unkosten, die die ursprünglichen Mitglieder hatten, das Eintrittsgeld angemessen erhöht werden.

§ 4 Versammlung

Jeden ersten Sonntag im Monate ist mittags ein Uhr auf der Kegelbahn eine Monatsversammlung. Sollte dieses durch irgend eine Ursache am ersten Sonntage des Monats nicht möglich sein, so soll sie am zweiten Sonntage des Monates gehalten werden. Zu dieser Monatsversammlung werden die Mitglieder vorher nicht eingeladen.
Jedes Jahr ist, wenn eben möglich im Januar, eine Generalversammlung zu halten. Es wird der Vorstand neu gewählt, sowie der Zeitpunkt für das Stiftungsfest festgelegt. Auf der Generalversammlung hat der Kassierer einen Kassenbericht für das verflossene Jahr zu geben, worauf der Kassierer, wenn alles in Ordnung ist, entlastet wird.
Zu jeder beliebigen Zeit kann eine außerordentliche Generalversammlung abgehalten werden, wenn es wenigstens die Hälfte der Mitglieder verlangt.
Zur außerordentlichen, sowie jährlichen Generalversammlung sind die Mitglieder wenigstens acht Tage vorher schriftlich einzuladen. Zur jährlichen Generalversammlung sind auch die inaktiven und Ehrenmitglieder einzuladen. Dieselben haben aber kein






Stimmrecht. Jede Versammlung ist beschlussfähig, wenn ein Drittel der Mitglieder zugegen ist. Es kann nur ein Beschluß gefasst werden von der Stimmenmehrheit, bei gleichen Stimmen entscheidet der Vorsitzende. Jährliche, sowie außerordentliche Versammlung kann mit einer Monatsversammlung zusammengefasst werden. Auf der monatlichen Versammlung ist der Beitrag zu entrichten.

§ 5 Bau u. Unterhalt der Bahn

Zum Unterhalt sowie weiteren Ausbauung der Kegelbahn werden bestimmte Arbeitsstunden angesetzt. Jedes Mitglied verpflichtet sich, bei diesen Arbeitsstunden zugegen zu sein und arbeiten zu helfen. In der Regel soll der Mittwochabend dazu benutzt werden. Es können aber auch noch andere Stunden angesetzt werden.

§ 6 Außerordentliche Beiträge

Außer dem monatlichen Beitrage kann jedes aktive Mitglied zu einem außerordentlichen Beitrage herangezogen werden. Dieser wird von der Versammlung bestimmt.

§ 7 Strafe

Kommt ein Mitglied zu einer einberufenen Versammlung über eine halbe Stunde zu spät, hat es 10 Pfg. an die Kasse zu zahlen. Jedes Nichterscheinen zu einer Versammlung ohne glaubwürdige Entschuldigung wird mit 30 Pfg. Strafe belegt. Bleibt ein Mitglied der festgesetzten Arbeitszeit ohne wichtige Entschuldigung fern, wird es mit 30 Pfg. Strafe belegt. Bleibt ein Mitglied der festgesetzten Arbeitszeit ohne wichtige Entschuldigung fern, hat es pro Stunde 30 Pfg., für den ganzen Abend 100 Pfg. zu zahlen. Diese Strafe ist längstens auf der nächsten Versammlung zu entrichten.

§ 8 Ausschließung

Bei sehr wichtiger Ursache kann ein Mitglied aus dem Kegelklub ausgeschlossen werden. Es darf aber nur auf der jährlichen oder einer außerordentlichen Generalversammlung mit zwei Drittel Stimmenmehrheit der Anwesenden erfolgen.

Ursache zu einer Ausschließung ist, wenn ein Mitglied sich beim Kegeln oder sonstigen Zusammensein sich längere Zeit unanständig und anstößig beträgt. Wenn es ferner andauernd den Interessen des Kegelklubs bewusst entgegenarbeitet. Weiterhin kann ein Mitglied ausgeschlossen werden, wenn es fünf mal seinen Beitrag und drei mal seine Strafe nicht pünktlich zahlt.

Der Ausschließung muß eine schriftliche Vorwarnung vorhergehen, ist letztere fruchtlos, so kann nach 2 Wochen die Ausschließung erfolgen.

Jeder der dieses Statut nicht unterzeichnen will, schließt sich schon von selbst aus. Tritt ein Mitglied aus dem Kegelklub aus, so hat es kein Anrecht auf Rückzahlung des schon gezahlten Beitrages.

§ 9 Haftung

Bei mutwilligem Verderben von Einrichtungsgegenständen oder sonstigen Bestandteilen der Kegelbahn ist der Betreffende für den Schaden haftbar.

§ 10 Spielregel

Freunde dürfen, wenn keine Bedenken vorliegen, zum Kegeln zugelassen werden. Der Kegelklub ist berechtigt, von jedem Spiel einen kleinen Betrag, das sogenannte Krätzgen zu Gunsten der Kasse des Kegelklubs zu entnehmen. Da die Kegelbahn hauptsächlich der Geselligkeit dienen soll, wird ein Spielen um hohe Beträge nicht zugelassen. Beim Höchstspiel, dem so genannten Pöttchen, darf der Einsatz den Betrag von 10 Pfennig nicht übersteigen. In der Hauptsache sollen Gesellschaftsspiele geworfen werden.

Sonn- und Feiertags während des Gottesdienstes in der Kirche in Oberpleis sowie abends nach 11 Uhr ist ein Kegeln nicht gestattet.

§ 11 Stiftungsfest

Der Kegelklub hat jährlich zwei Hauptfeste. Eins als das eigentliche Stiftungsfest im Winter und das andere im Sommer. Zu diesen beiden Festen sind die inaktiven und Ehrenmitglieder, sowie Freunde und Gönner des Kegelklubs einzuladen.

Der Kegelklub macht ferner mindestens einmal im Jahr einen gemeinschaftlichen Ausflug.

§ 12 Ordnung

Die Obstwiese, wo die Kegelbahn aufsteht, darf nicht betreten werden außer dem Wege, der zur Bahn führt.

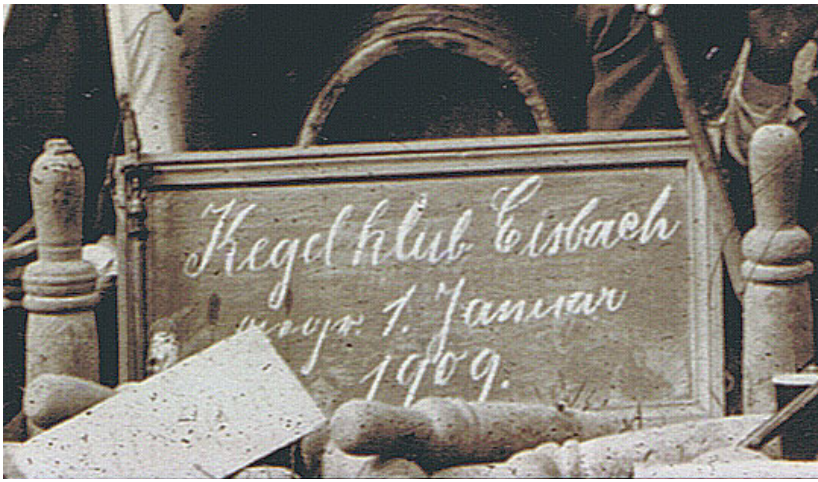
§ 13 Abänderung

Dieses Statut kann auf einer Generalversammlung abgeändert werden, beziehungsweise können durch Versammlungsbeschluß Zusätze gemacht werden.

§ 14

Ergeben sich einem Mitglied im Interesse der Kegelbahn Unannehmlichkeiten, so ist der ganze Klub solidarisch dafür haftbar.

Dieses Statut haben von 19 aufgeführten Personen 14 durch Ihre Unterschrift anerkannt.











Da aber zum Kegelspiel eine Kegelbahn gehört und in dem kleinen Dorfe weder Kegelbahn noch Wirtschaft vorhanden war (und Letztere auch heute noch nicht da ist), gingen diese jungen Leute daran, mit viel Idealismus, unter großen Opfern und unter dem Einsatz von vielen Abend- und Nachtstunden sich eine eigene Kegelbahn zu bauen, die den damaligen Ansprüchen durchaus genügte.

Die neue Kegelbahn wurde nach ihrer Fertigstellung festlich geschmückt und als neue Eisbacher Errungenschaft gebührend mit einem Fest eingeweiht, wie man auf dem Bild links sehen kann.

Bild links: Die Gründungsmitglieder im Jahre 1909.

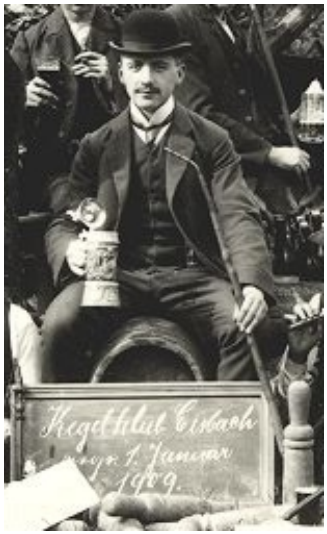
Bild unten: Zwar nicht aus dem Gründungsjahr, aber sehr alte noch erhaltene Holzkegel.



Prälat Peter Buchholz in jungen Jahren – in geselliger Runde mit seinen Kegelbrüdern.
Bilder aus dem Gründungsjahr 1909 und dem Jahr 1910. Die Herren Kegelbrüder waren recht festlich gekleidet, für einen normalen Kegelnachmittag wohl etwas zu festlich.

Wahrscheinlich wurde das Bild aus dem 1910 aus Anlass des ersten Gründungstages des Kegelklubs aufgenommen. Damit wurde, wie in der Satzung festgelegt, zum ersten Mal das Stiftungsfest gefeiert.



















Der Kegelklub in den Zeiten der Weltkriege

Im ersten Weltkriege wurden fast alle Mitglieder des Kegelklubs zum Militär eingezogen.
Als sich nach dem Kriege die alten Kegelbrüder, soweit sie dem Kriege nicht zum Opfer gefallen waren, wieder zusammenfanden, zu denen auch unterdessen sich neue Mitglieder einfanden, sah man sich genötigt, den inzwischen schadhaft gewordenen ersten Bau durch einen festen Steinbau zu ersetzen.
Auch diese Arbeiten konnten wieder nur abends und nachts geschehen, da die jungen Leute am Tage alle im Beruf standen.

Im Jahre 1924 konnte nun diese Arbeit zur allseitigen Freude zu Ende geführt werden.





25 Jahrfeier im Jahre 1934.

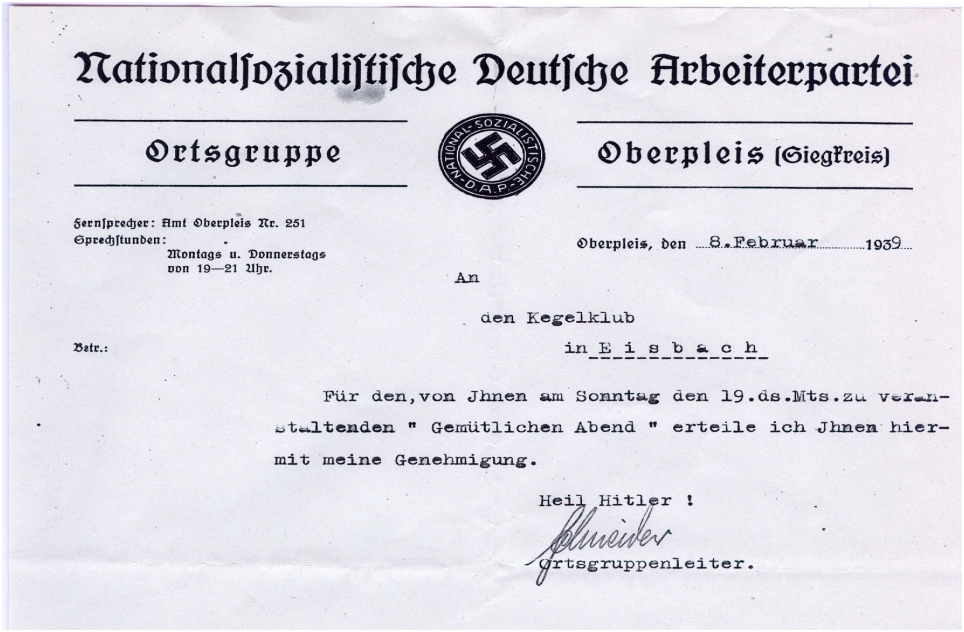
Neben dem schönen Kegelsport war aber auch die Kegelbahn, die fast 100 Personen fassen kann, schnell der Mittelpunkt der Dorfgemeinschaft und der dörflichen Geselligkeit geworden.

Viele schöne Dorffeste konnten dort gefeiert werden, die solchen Anklang fanden, dass sich bei diesen Gelegenheiten die Kegelbahn immer noch als zu klein erwies, so zum Beispiel 1911 die Primiz, 1936 das silberne und 1951 das 40 jährige Priesterjubiläum von Herrn Prälaten Peter Buchholz (der lange Jahre Vorsitzender des Vereins war).

Weiter unter nicht minder großer Beteiligung 1949 die Primiz von Pastor Franz Weber, der selbst Mitglied des Kegelklubs war, von den übrigen Feiern, wie Stiftungsfeste, Fastnachtssitzungen usw. ganz zu schweigen.

Der Kegelklub hat zwei Weltkriege und die damit verbundenen Zeitwirren überstanden. Aus einer Rede des Vorsitzenden des Kegelklubs Eisbach aus dem Jahre 1949 anlässlich des 40 jährigen Bestehen wird ersichtlich, dass die Zeiten dort mehr als schwierig waren:

„Wenn auch der Kegelklub in der unseligen Hitlerzeit viel angefeindet worden ist, wenn uns auch gesagt wurde, Kegelklub und Dorfgemeinschaft hätten kein Recht mehr zu bestehen, weil sie angeblich keinen staatsfördernden Hintergrund haben sollten ….“



Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei

Ortsgruppe — Oberpleis (Siegkreis)

Fernsprecher: Amt Oberpleis Nr. 251
Sprechstunden: Montags u. Donnerstags von 19—21 Uhr.

Oberpleis, den 8. Februar 1939

An

den Kegelklub

in Eisbach

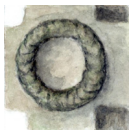
Betr.:

Für den, von Ihnen am Sonntag den 19.ds.Mts. zu veranstaltenden " Gemütlichen Abend " erteile ich Ihnen hiermit meine Genehmigung.

Heil Hitler !

Ortsgruppenleiter.

Ein Dokument vom 8. Februar 1939 belegt, dass ein „Gemütlicher Abend“ des Kegelklubs bereits einer Genehmigung des Ortsgruppenleiters der „NSDAP“ bedurfte.



Renovierung und „Eingetragener Verein"

Am 03. September 1962 wurde beschlossen, den Kegelklub Eisbach in das Vereinsregister einzutragen. In der entsprechenden Satzung heißt es:
„Der Zweck des Vereins ist nicht auf einen wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb gerichtet. Er dient vielmehr dem gesellschaftlichen Kegelsport".
Dieser Grundgedanke hat bis heute Gültigkeit und ist in der aktuell gültigen Satzung immer noch so definiert.

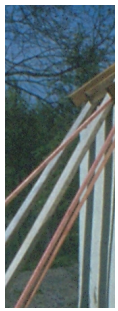
Viele Renovierungen hat die Bahn im Laufe der Jahre erfahren, so auch im Jahre 1966, als die Kegelbahn von Grund auf saniert wurde. Auch diese Arbeiten wurden in Eigenleistung durchgeführt. Der persönliche, aber





Renovierungsarbeiten an der Kegelbahn im Jahr 1966







auch der finanzielle Einsatz der damaligen Mitglieder darf nicht unterschätzt werden. Im Protokoll von 1972 ist nachzulesen, dass die Aufnahmegebühr in den eingetragenen Verein DM 450 beträgt, zur damaligen Zeit sicherlich eine stolze Summe.

Die Neuzeit

In besagter Niederschrift der Hauptversammlung ist ebenfalls nachzulesen: „*Die Mitgliederversammlung gestattet die Benutzung der Kegelbahn durch die Ehefrauen, Bräute oder Freundinnen der Mitglieder…*“

Zu einem tatsächlichen Damenkegelklub kam es zwar erst einige Jahre später – im Herbst 1978, doch dieser Kegelklub hat ebenfalls bis heute Bestand.

Wenige Monate früher – im Sommer 1978 – nahm der „Jugendkegelklub“ seinen Spielbetrieb auf, welcher auch heute noch jeden Montag kegelt.

Interessant ist, dass das erste gemeinsame Kegeln der „Senioren“ mit den „Junioren“ erst 30 Jahre später – im Jahre 2008 – stattfand, was im Übrigen von allen Beteiligten als ein sehr gelungener Abend – welcher jährlich wiederholt werden soll – beschrieben wird.

Seit Bestehen der Bahn wurden die Kegel durch einen Kegeljungen von Hand aufgesetzt und der Wunsch nach einer automati-



Stehend v. l. n. r.: Rainer Strothmann, Willfried Könsgen, Günter Zamzow, Heinz Hoyer, Erich Weber, Johannes Haacks, Adalbert Patzlaff, Werner Buchholz; untere Reihe: Alexander Weber, Chris Stringer, Christoph Pohl, Uwe Zamzow, Markus Patzlaff.






schen Aufstellanlage nahm Gestalt an. Die Diskussionen über die Finanzierung gestalteten sich jedoch schwieriger als gedacht und führten wohl zu hitzigen Versammlungen.



Schmunzelnd ließt man in den Protokollen, dass der gesamte Vorstand zurücktritt, weil er „*aus Gewissensgründen den Auftrag* (zur Anschaffung der Aufstellanlage) *selbst bei Sicherung der Finanzierung der Lieferfirma nicht erteilen könne*".

Hier sei einmal erwähnt, dass die Versammlungen – früher wie heute – sehr lebhaft, aber auch immer konstruktiv geführt werden. Dies zeigt, dass die Mitglieder mit viel Herzblut dabei sind, was sicherlich einer der ausschlaggebenden Gründe dafür ist, dass unser Kegelklub nunmehr 100 Jahre besteht.

Anfang der 80er Jahre ist man durch eisernes Sparen schließlich soweit, dass eine automatische Aufstellanlage erworben werden kann.

Mitte der 90er Jahre erfolgten umfangreiche Sanierungsmaßnahmen, welche der Isolierung und der Wärmedämmung galten. Doch auch heute (Sommer 2009) sieht man, dass die Zeit nicht stehen geblieben ist, und es sind in den nächsten Monaten einige Arbeiten notwendig, um die Kegelbahn für die nächsten Jahrzehnte zu erhalten.

Nach über 40 Jahren im Vorstand als Kassierer (Johannes Haacks), 30 Jahren als Schriftführer (Heinz Hoyer) und 27 Jahren als Präsident (Günter Zamzow) hat sich der Vorstand des Kegelklub Eisbach e.V. im Jahr 2008 nicht mehr zur Wiederwahl gestellt. Aus Dankbarkeit für ihre geleistete Arbeit und ihren persönlichen Einsatz wurden Sie zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Der neugewählte und jetzige Vorstand setzt sich zusammen aus Werner Buchholz (Präsident), Alexander Weber (Schriftführer) und Uwe Zamzow (Kassierer).

Aktuell wird die Kegelbahn von drei Kegelgruppen benutzt, „den Damen", „den Senio-







Oben: Kegeltour 2007 „Senioren“, Brügge, Belgien.
Mitte: Kegeltour 2007 „Junioren“, Frankreich.
Unten: „Die Damen“ 2009.

und „den Junioren“. Die jährlichen Kegeltouren der einzelnen Gruppen führen zu mancher Vorfreude und zu vielen schönen Erinnerungen.

Was bringt die Zukunft?

Im Sommer 2009 soll das 100 jährige Bestehen des Kegelklubs Eisbach in einem würdigen Rahmen gefeiert werden.

Die Kegelbahn wurde ursprünglich auf einer Obstwiese der Familie Buchholz gebaut, welche Ihr Grundstück später an den Kegelklub weitergab. Ein direkter Nachkomme – Stephan Pohl – der neben der Kegelbahn wohnt, stellt uns für die Feier sein Grundstück zur Verfügung. Dies zeigt einmal mehr die Verbundenheit des Dorfes mit dem Kegelklub.

Bleibt zu hoffen, dass wir den Kegelklub im Sinne unserer Vorfahren weiterführen und an die nächste Generation einmal weitergeben werden. Wenn ich die heutige Jugend sehe, wie begeistert sie das ein oder andere Mal Ihre Väter zum kegeln begleitet, bin ich hiervor nicht bange.

Auf das die Kegelbahn weitere 100 Jahre
besteht ein dreifaches
„Gut Holz“!

Alexander Weber







Traditionen und Bräuche
– früher und heute

Dieses Kapitel über Traditionen und Bräuche ist ein weitgehendes Thema, wofür man etwas ausholen muss. Denn der Ort Eisbach war früher nicht nur ein Ort des „Wohnens“, sondern mehr ein Ort des „Arbeitens und des Wohnens“, woraus sich eben Traditionen und Bräuche festmachen lassen.

Wenn man heute durch Eisbach geht, so denkt man, dass es ein ganz normales Wohngebiet ist. Doch dies war nicht immer so. Vor allem wenn man die Eisbacher Straße entlang geht, so sieht man ab und an rechts und links vereinzelte Fachwerkhäuser stehen.

Genau betrachtet sind dies nicht nur Fachwerkhäuser, sondern überwiegend Fachwerkbauernhöfe. Teilweise existieren diese nicht mehr in ihrer ursprünglichen Bauweise, aber der überwiegende Teil ist heute noch als Altbau zu sehen.

Näherhin gab es früher acht Höfe und nur fünf Wohnhäuser. Somit ist klar, dass die Landwirtschaft in Eisbach der Mittelpunkt des Lebensunterhalts der Bewohner war.

Nur drei Höfe betrieben ausschließlich Landwirtschaft bis zum Zweiten Weltkrieg. Dies waren der Hof von Familie Weber (jetzt bewohnt von Matthias und Matilde Weber), der Hof von Familie Wirges (jetzt bewohnt von Gottlieb Koll) sowie der alte Hof von Familie Bennerscheid, der leider nicht mehr existiert.

Dieser befand sich unterhalb des Weges „Im Weiherchen“. Er wurde abgerissen und ein Bungalow an dieser Stelle erbaut. Hierbei handelte es sich wohl um den größten Hof von Eisbach.



Der alte Bennerscheidshof






Nicht nur die Betreiber der Bauernhöfe gingen der Landwirtschaft und Viehhaltung nach, sondern auch die restlichen Eisbacher hielten sich nebenbei ein paar Tiere und/oder bauten Gemüse und Obst an. Dabei handelte es sich nicht um eine Freizeitgestaltung, sondern man hielt sich neben dem eigentlich Beruf durch diese besagte Viehhaltung und Landwirtschaft über Wasser.

An ein Leben im Luxus war nicht zu denken. Ganz im Gegenteil, denn nicht jedes Haus war zum Beispiel mit einem Backofen (Backes) ausgestattet. Und hierdurch entstanden die ersten Bräuche in Eisbach.

Ein Grundnahrungsmittel war und ist auch heute noch das Brot. Und da nicht jeder, sondern die Wenigsten des Dorfes die Möglichkeit des Backens hatten, traf man sich samstags im Hof der Familie Weber (Eisbacher Straße 33), um dort Brot und Blatz zu backen. Zunächst buk Familie Weber ihr Brot zum Eigenbedarf, und danach konnten die Nachbarn mit ihrem vorbereiteten Teig kommen und backen.
Es wurde nicht nur Brot gebacken, sondern auch Blechkuchen. Man bereitete den Kuchenteig im eigenen Heim zu und kam mit den Blechen zu Webers, um diese dann in den Ofen zu schieben. Von Vorteil war es, dass sich dieser Backes nicht im eigentlich Haus bzw. der Küche befand, sondern in einem Extraraum. So konnte der normale Familienbetrieb weitergehen.

So ähnlich verlief es auch, wenn man Pflaumenkraut kochen wollte. Nach Voranmeldung wurde das Pflaumenkraut auf dem Hof der Familie Bellinghausen (Kurzer Weg 1) gekocht.
Der große Kochkessel befand sich dort ebenfalls in einem sogenannten Backes. Das Backhaus mit Ofen existiert heute noch, jedoch nicht mehr der Kochkessel. Nun befindet sich an dieser Stelle ein alter Herd, der früher mit





einem Holzfeuer beheizt wurde. Sofern Birnen eingekocht werden sollten, so haben sich die Familien damit abgewechselt. Wie man sieht, wurden die Grundnahrungsmittel meist selbst hergestellt. Brot und Kraut wurden im Dorf zubereitet, Obst und Gemüse im Garten oder auf dem Feld angebaut und durch die Viehhaltung kam man zu Eiern, Milch und Fleisch. Der Zusammenhalt der Dorfbewohner machte dies möglich.



Pfingsteiersammeln
nach dem Zweiten Weltkrieg und heute:
Nicht nur die Kleidung ist bunter geworden.



Feste feiern in Eisbach

Wenn man das Kalenderjahr betrachtet, so wäre vom Monat her das Pfingstfest das erste Fest im Jahr, welches ins Eisbach gefeiert wird. Von der Bedeutung her mag dieses Fest auch einen höheren Stellenwert im Christentum haben, jedoch was den Zuspruch angeht, so wird das Kapellenfest am ersten Sonntag im Oktober noch größer gefeiert. Doch zunächst widmen wir uns dem Pfingstfest.



Pfingstfest

Jedes Jahr wird das Pfingstfest gefeiert mit frisch zubreiteten Eierkuchen und kühlen Getränken. Doch um dies auch zu ermöglichen, versammeln sich die Eisbacher Männer samstags zum Eiersammeln. Mit Leiterkarre und kräftiger Gesangsstimme ziehen sie dann von Tür zu Tür und singen das Pfingstlied. Nicht jeder versteht unbedingt, was gesungen wird, da es sich um „Isbicher Platt“ handelt. Die Ausbeute des Gesangs ist immer






sehr ergiebig: Eier werden von den Bewohnern gespendet, die dann abends von den Frauen zu Eierkuchen verarbeitet werden. In geselliger Runde speisen und trinken die Eisbacher in der „Festhalle zum Gretchen“ und unterhalten sich über alles Mögliche, was in Eisbach und dem Rest der Welt geschieht. Und es ist nicht so einfach, dann ein Ende zu finden, zumal am Pfingstsonntag um 10 Uhr in der Eisbacher Kapelle die Messe gefeiert wird. Doch wo ein Wille, da ein Weg.







Kapellenkirmes

In einem größeren Rahmen wird aber das Kapellenfest, auch Kapellenkirmes genannt, gefeiert. Dieses Fest findet jedes Jahr am ersten Sonntag des Monats Oktober statt.
Nachdem samstags bereits die Vorbereitungen stattgefunden haben, beginnt dieses Fest um 10 Uhr mit einem Gottesdienst in der Eisbacher Kapelle. Die Marienkapelle ist der Ausgangspunkt für dieses berauschende Fest. Von daher ist auch die Kollekte des Gottesdienstes zum Erhalt und Unterhalt der Kapelle gedacht. Doch nicht nur die Bewohner von Eisbach feiern die Kapelle, sondern auch Verwandte, Bekannte der Eisbacher und vor allem die Bewohner des Umlandes.

Am Nachmittag gegen 14:30 Uhr zieht die Prozession von der Pfarrkirche in Oberpleis los und gedenkt der Mutter Gottes. Sofern es das Wetter zulässt, zieht die Prozession von Oberpleis kommend den Bittweg entlang, wo insgesamt sechs Kreuze stehen. Diese werden zuvor von den Eisbachern geschmückt bzw. hergerichtet. An der Ecke Hasenweg/Bittweg warten bereits einige Eisbacher, die sich dann dem letzten Stück der Prozession anschließen. Der Bittweg ist mit kleinen Fähnchen sowohl auf der rechten wie auch auf der linken Seite geschmückt. Oben auf dem Eisbacher Berg angekommen, wird









gegen 15 Uhr eine Andacht zu Ehren der Mutter Gottes gehalten.



Anschließend begeben sich Bewohner und Gäste zur „Festhalle zum Gretchen“ und feiern bei Kaffee und Kuchen das Kapellenfest. Der von den Eisbachern gebackene Kuchen wird zusammen mit Kaffee verkauft. Der daraus erzielte Erlös wird sowohl zum Erhalt und Unterhalt der Kapelle gestiftet als auch zur Finanzierung und Beschaffung von Utensilien für das Dorf verwendet.

Wer glaubt, dass nach Kaffee und Kuchen das Fest sich dem Ende neigt, der täuscht sich. Gegen 17:30 Uhr wird mit dem Backen von „Rievkoche“ (Reibekuchen) begonnen. Für die Kinder wird ebenfalls gesorgt. Sie haben die Möglichkeit, unter Aufsicht von Erwachsenen auf Pferden zu reiten. Für Jung und Alt ist es ein berauschendes Fest, welches sich zu später Stunde dem Ende neigt.








Doch wer denkt, dass nur die „Großen“ für Traditionen und Festefeiern stehen, der irrt sich. Denn zum Ende des Jahres gibt es seit Jahren, wenn auch mal mit kurzer Unterbrechung aufgrund von Kindermangel, das St. Martinsfeuer.

Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass es stets Spaß gemacht hat, in den Wald (Spredchen) zu gehen, um dort für das St. Martinsfeuer Holz zu sammeln.

Zunächst schaute man sich nach einem großen und geeigneten Mittelpfahl um, den man mit viel Mühe zum Feld brachte, um ihn dort aufzurichten und zu stabilisieren. Gelegentlich kam auf die Krone noch ein alter Autoreifen. Anschließend schaffte man jegliches Holz heran, und mir kam es vor, als würde die Feuerstelle von Jahr zu Jahr größer.

Fast fertig aufgebaut, wurde es dann auch Zeit, „Dotzen zu gehen“. Die Kinder gingen (teilweise in Begleitung) von Haus zu Haus mit ihren Laternen und Fackeln. Sie sangen das Dotzlied und baten durch dieses um die Zutaten für die Weckmänner/Stuten. Nachdem man durch das Dorf gegangen war, wurden die Zutaten zum Bäcker gebracht um hiervon und durch das gesammelte Geld die Stuten für den Abend des St. Martinsfeuers zu bestellen.

Und dann kam auch der Abend, wo das Feuer brennen sollte. Man traf und trifft sich auch heute noch an der Kühlhalle und der Martinszug (meist sogar mit dem St. Martin auf dem Pferd und einer eigens engagierten kleinen Blaskapelle) setzt sich dann in Bewegung in Richtung der Feuerstelle. Die meisten Häuser sind mit brennenden Kerzen oder Laternen geschmückt. St. Martinslieder werden gesungen, bis man am Ende des Ackerweges um die Ecke biegt und das Martinsfeuer sieht. Dort steht – bereits zu meiner aktiven Zeit als „Martinsfeueraufbauer“ und auch bis heute noch – „Onkel Bernd“, der das Feuer entzündet. Meist bedarf es noch kleinerer Hilfsmittel, doch wenn das Feuer einmal richtig brennt, sieht man die Begeisterung in den Augen der Kinder.

Hier werden dann die Beutel mit Süßigkeiten und die Weckmänner verteilt. Bei einem heißen Kakao schaut man ins Feuer und genießt seine Wärme an so manchem doch recht kalten und feuchten Abend.

Doch mit dem Martinsfeuer ist das Jahr der Feste und Traditionen nicht abgeschlossen. Wenn die Sternsinger auch von der Pfarrkirche Oberpleis entsendet werden, so sind es doch die Eisbacher Kinder, die durch das Dorf ziehen und Geld sammeln. Und was Eisbach so besonders macht ist, dass Eisbach das Dorf innerhalb der Pfarre ist, was pro Haushalt am meisten spendet. Manch einer spart und hält sich zurück aufgrund der Wirtschaftskrise, Lohnkürzungen oder Kurzarbeit, doch Eisbach ist anders ...

Thomas Fehlemann











25


Pension Buchholz



Ferien in Eisbach? Das geht doch gar nicht! Ferien in einem Ort ohne Hotel, ohne Gastwirtschaft und ohne Schwimmbad? Zugegeben, eine Gastwirtschaft gab es in Eisbach wirklich nie. Ein Schwimmbad gab es auch nicht, aber dafür den Weiher des Prälaten. Der war zwar kein Ersatz für ein Schwimmbad, konnte aber dennoch eine Abkühlung an heißen Sommertagen bieten. Bleibt nur noch die Frage nach dem Hotel. Das gab es natürlich auch nicht, wohl aber eine Pension. Das ist zwar auch schon eine ganze Weile her, aber die Pension Buchholz gab es wirklich.

Im Wohnhaus des Bauernhofes der Familie wurden nach und nach Fremdenzimmer eingerichtet. Die ersten Sommergäste machten bereits 1930 in der Pension von Christian und Anna Buchholz Urlaub. Die Familien, die



Erholung im Garten



„Haus in der Sonne bei 33° im Schatten“
Aquarell von August Böhmer vom 30.August 1930

sich zu dieser Zeit einen solchen Urlaub leisten konnten, kamen unter anderem aus Köln, Düsseldorf oder Essen. Im Gästebuch lobten die Gäste die gute Küche von Anna Buchholz und die Ruhe des Landlebens. Der letzte Eintrag stammt aus dem Mai 1953.

Aber auch danach wurde noch Urlaub in Eisbach gemacht. Wie, erzählen die folgenden Geschichten. Also …von wegen: Ferien machen in Eisbach geht nicht!

Christoph Pohl






In Eisbach kann man Ferien machen

– aber anders



Schon seit vielen Jahren ist Eisbach ein Ort, an dem man ausspannen und sich erholen kann. Anna und Christian Buchholz boten auf ihrem Hof Vollpension an.

Aus den Erzählungen meiner Mutter weiß ich, dass die Mönchengladbacher Pfadfinder ihr Ferienlager 1956 in Eisbach verbrachten. Geschlafen wurde bei Bennerscheids im Rohbau, der heutigen Wohnung von Karl und Margot Bennerscheid.



Gerne erinnere ich mich an unsere Familienferien in Eisbach, im „Eisbacher Häuschen“, wie wir es immer nannten, das Fachwerkhaus Nr. 32. Die tollen Ferien, die wir, gemeinsam mit unseren Eisbacher Nachbarn Peter und Monika Bennerscheid häufig hier verbrachten, bleiben unvergesslich.

Die Fahrzeit war genau die Richtige, eine Stunde, schließlich fuhren meine Eltern mit vier aufgeregten Kindern auf der Rückbank, jeder Zentimeter im Kofferraum ausgenutzt. Praktisch, schon kurz nach dem Starten, konnte aufgrund der relativ kurzen Strecke, die typische Frage „Wann sind wir endlich da?“ mit „Gleich sind wir an der Stelle, wo es heißt, Bäuche festhalten“, beantwortet werden.



Beim Bäcker Braun ist auch heute noch ein recht steiler Straßenverlauf, aber früher war der noch viel steiler, zumindest gefühlt. Wir mussten damals durch Oberpleis fahren, da die Umgehungsstraße noch nicht gebaut war.

Allein die Ankunft im „Eisbacher Häuschen“ war voller Spannung. Dieser alte verstaubte Fischreiher, den mein Großonkel ausstopfen ließ, schließlich konnte der besser Forellen angeln als er, flößte uns Kindern einen gewissen Respekt ein. Schließlich maß ich damals noch nicht so viel an Körperlänge, der















Die Mönchengladbacher Pfadfinder in Eisbach

lange Schnabel überragte meinen Kopf um Einiges. Abends presste ich mich rücklings an der Wand vorbei, den alten Reiher nicht aus dem Auge lassend, bis zur Treppe und rannte diese sehr zackig nach oben.

Auch das Badezimmer hatte seinen Charme, die Wanne mit den vier Füßen, der Boiler musste erst befeuert werden, bevor wir vier Kinder durch die Wanne gezogen werden konnten. Draußen gab's noch ein Plumpsklo, aber zum Glück diente dieser tolle Ort nur noch zum Aufbewahren einiger Gartengerätschaften.

Für meine Eltern konnte der Urlaub beginnen, wir waren die nächste Zeit mit der Erkundung unseres riesigen Areals beschäftigt. Wir ließen uns nur noch bei Hungergefühlen sehen. Der erste Gang führte uns wie bereits erwähnt zu unseren Nachbarn Peter und Monika.

Nachdem wir im direkten Umfeld des Bennerscheidhofes und der Scheune alles erkundet hatten, schlugen wir uns zum Bach runter, unermüdlich wurden Staudämme gebaut. Aber auch diese Beschäftigung verlor mit der Zeit den Reiz und wir begaben uns flussabwärts, ca. 100 Meter weiter nach einer scharfen Rechtskurve ging es steil bergauf. Hier war unser neuer Wirkungskreis, ein toller Lehmhang. Wir legten Höhlen, Stufen und „Gärten" an. Irgendwann stolperte einer den Hang hinunter, und fand das gar nicht schlimm. Von da an rutschten wir alle Sechs

auf dem Hosenboden den Hang hinab. Entsprechend sahen unsere Klamotten aus. Natürlich machten wir uns keine Gedanken wie unsere Mutter, schließlich gab's im „Eisbacher Häuschen" keine Waschmaschine, die Sachen wieder vom Lehm befreite.

Der Heimweg führte uns an der Waschküche von Bennerscheids vorbei, wir durften dort unsere Hosen ausziehen und zogen in Unterhosen runter zum „Häuschen". Am nächsten Morgen nahmen wir den gleichen Weg in Unterhosen zu Bennerscheids Waschküche und zogen wieder in unser persönliches Paradies. Mit dieser Situation konnten wir uns arrangieren – meine Mutter weniger.

Besondere Highlights waren auch die abendlichen Treckerfahrten im Anhänger von Bauer Matthias Weber, wenn es zum Melken auf die Wiese ging. Je weiter die Wiese weg lag, desto besser, zum Glück gab es in Eisbach keine „Anschnallpflicht". Fünf Kinder saßen zwischen den Milchkannen im Anhänger und einer durfte – nach Losverfahren – oben als Beifahrer neben Matthias Weber sitzen.

Unter genauer Anleitung durften wir auch beim Melken Hand anlegen. Ich kann mich noch an die Kühe Lisa und Agnes erinnern, wahrscheinlich hängt das mit der Namensgleichheit meiner Mutter zusammen. Das hat mir damals imponiert. Ein Stück abgesägtes Horn, welches gekürzt werden musste, da es sonst in den Schädel gewachsen wäre, zierte noch viele Jahre meinen Setzkasten als Erinnerungsstück an diese abendliche Melkaktion. Ein Ausflug auf die Kuhwiese endete einmal schmerzlich, mit einem fürchterlichen Tritt einer Kuh auf meinen Oberschenkel.

Außerdem lernte ich in Eisbach, dass ein Kuhfladen, der außen hart ist, nicht auch innen hart ist. Der Sprung von einer Wassertränke, genau in einen solchen, lehrte mich dass man knöcheltief einsinken kann.

Auch sollte man nicht die steile Eisbacher Straße mit dem Rad herunter sausen und durch einen Kuhfladen fahren, kopfüber flog ich über den Lenker und sauste noch ein Stück auf dem Gesicht und anderen Körperteilen die Straße hinunter. Zum Glück verarztete mich Magda Bennerscheid fachmännisch.

Wenn so alles mal ausprobiert war, musste auch mal hinter verschlossene Türen und Tore geguckt werden. Bei Bennerscheids gab's einen tollen, alten, beigefarbenen VW Käfer in der Garage, der aber nicht mehr genutzt wurde. Mit „alle Mann" stürmten wir diesen alten Käfer, schlossen natürlich hinter uns das Tor (um ungestört zu bleiben), und spielten eine Weile „Wir fahren in die Ferien, und alle dürfen mal ans Lenkrad". Aber auch das wird in einer dunklen Garage mal langweilig. Also Tor auf, einer musste raus und schieben, Peter Bennerscheid als ältester, männlicher Fahrer und auch als „Hausherr" setzte sich hinters Lenkrad, und dann rollte der alte Kä






fer nach vielen Jahren ans Tageslicht über den Hof. Wir hatten unseren Spaß. Margot Bennerscheid auf der linken Seite des Hofes und die „alte Frau Bennerscheid“ auf der rechten Seite des Hofes hatten nicht so viel Spaß. Die Gesichter vergesse ich nicht. Der Käfer hätte ja auch noch ein wenig weiterrollen können …, aber das will ich mir jetzt auch nicht weiter vorstellen.
Diese Begeisterung und Freude teilten wir leider nicht mit den eben Genannten, der Nachmittag war dann auch so ganz spontan seitens Margot Bennerscheid beendet.

Auch mit meiner Familie, meinem Ehemann Raimund und unseren Söhnen Tobias und Georg habe ich viele schöne Familienurlaube in Eisbach verbringen dürfen.
Inzwischen gibt’s eine traditionelle Geschwister-Cousin-Radtour. Bepackt mit Zelt und Kulinarischem fahren wir aus allen Richtungen nach Eisbach, der Trupp wächst unterwegs an einigen Treffpunkten.
Selbstverständlich ist auch in jedem Kalender das erste Oktoberwochenende für Eisbach reserviert.

Wenn ich auch nicht hier aufgewachsen bin, so stammt doch mein Großvater, Josef Buchholz, aus Eisbach. Ich fühle mich mit Eisbach verbunden und freue mich, hierher kommen zu dürfen.

Elisabeth Steigels



Die Mönchengladbacher Pfadfinder vor der Eisbacher Kapelle

Eisbach – Die Landkarten der Erinnerung

Für Esther – in der Hoffnung, dass auch für Dich die Wege in ein Reich der Kindheit immer offen stehen.



Diese Wege gehe ich mit der Instinktsicherheit eines Schlafwandlers. Moosweicher, federnder Waldboden, Feldwege mit Spurrillen, Schotterpisten, schmale Pfade durch weg- und unwegsames Gelände. Ich sondiere, Jahrzehnte später, ein urvertrautes Territorium. Jeder Schritt auf diesen Wegen macht die Gegenwart porös, durchlässig für Vergangenes, das, obschon endgültig passé, auf geradezu bedrängende Art gegenwärtig ist.

Eisbach ist für mich ein Kontinent der Kindheit. Mag sein, dass Erinnerungen für mich in besonderem Maße an Topographien, also an konkrete Orte gebunden sind. Die Spurensuche, die diesen Erinnerungen gilt, hat ein entschieden nostalgisches Moment, vermutlich deshalb, weil in ihnen auf besondere Art Gewinn wie Verlust aufgehoben sind: der Gewinn als ein unverlierbarer Besitz, der Verlust als etwas unwiederbringlich Versunkenes.

Eisbach ist ein besonderer Ort, der im Atlas meiner Erinnerungen verzeichnet ist. Erst nach einer ganzen Serie langer Reisen, nach etlichen Aufenthalten in einem radikal fremden und fernen Ausland, nach manchen Expeditionen ins Unbekannte – alles Unternehmungen, die einen auf besondere Weise mit sich selbst bekannt machen – hat sich diese Vermutung zu Gewissheit verdichtet. Ich habe, auch während jahrelanger Arbeit in Afrika, niemals so etwas wie Heimweh verspürt. Doch offenbar bedurfte es der Umwege in eine extreme Ferne, um Klarheit zu gewinnen über einige Orte, die innerhalb der eigenen Biographie jene Ausgangspunkte markieren, zu denen eine Rückkehr jederzeit, auch nach Jahren der Abwesenheit, möglich scheint. Und offenbar sind dies Orte, an deren Zentrum sich eigene Geschichte in besonderer Weise kristallisiert hat. – Ein Nachdenken und Nachspüren also eher über Herkunft als über Heimat.

Ich bin kein Eisbacher, habe nie in Eisbach gewohnt – wie kann dieser Ort dann in die Landkarten der Erinnerung eingetragen sein? Um diese Frage geht es im Folgenden. In einem Gedicht von Günter Eich, das mir viel bedeutet, finden sich die Zeilen: „Mach die Augen zu. Was du dann siehst, gehört dir."






In diesem Sinn will ich versuchen, Eisbach für mich noch einmal zu kartographieren.

In den frühen 1960-er Jahren, also vor etwa 45 Jahren, habe ich als Kind meine Sommerferien regelmäßig in Eisbach verbracht. Ich bin auch später – häufig in den 1970-er Jahren, kaum in den 1980-er Jahren, gelegentlich in den 1990-er Jahren und zuletzt wieder ziemlich regelmäßig – immer wieder in Eis-



Traktorfahren für Kinder – auch eine Art „Ferien auf dem Bauernhof“

bach gewesen, aber entscheidend sind mir im Kontext, um den es hier geht, etwa die Jahre zwischen 1962 und 1966/67.

Sommerferien in Eisbach – das war nicht nur ein befristeter Dispens vom Alltag und von der Schule, diese Sommerferien markierten innerhalb des Jahres einen Ausnahmezustand. Eisbach – das war reines Kinderglück, Barfußlaufen und Mahlzeiten unter freiem Himmel, Brombeerfinger und Erdbeermund, erster Sonnenbrand und zerschrammte Knie, speckige Lederhosen und stoppelkurze Meckifrisuren, Sommerabende bis zum Aufzug der Dämmerung mit ihrem unvergessenen Nachtblau, reifes Getreide und Fahrt auf dem Traktor, Stallgeruch und kuhwarme Milch, Wiesen und Weiden, Feld und Wald – und vor allem die Tiere. Für das Stadtkind war Eisbach die Entdeckung einer ländlichen Welt. Das Kind, das ich damals war, hatte noch keinerlei Vokabular, das all diese Entdeckungen hätte begrifflich fassen und einordnen können, wohl aber ein unbestechliches Sensorium für die sinnlichen Sensationen, die dieser kleine, Eisbach genannte Kosmos, bot.

Noch heute erinnere ich mich an den Geruch in den niedrigen Stuben der Fachwerkhäuser, sehe die von der Decke herabhängenden, braunen Klebebänder der Fliegenfänger, höre das Geklapper der Milchkannen auf dem Wagen und schmecke den Rahm auf der Milch.

Eisbach ist anders, der Buchtitel klingt nach einem billigen Allgemeinplatz und nennt doch eine tiefe Wahrheit beim Namen. Eisbach - anders als was?, anders warum?

Eisbach ist für mich der seltene Fall eines weitgehend intakten, eines vitalen Dorfes, das sich – bisher jedenfalls – mit störrischem Eigensinn gegenüber manchen Zumutungen, auch gegenüber behördlichen Zugriffen be-

hauptet hat. Die Bebauungspläne der Stadt Königswinter, für die alteingesessenen Eisbacher eine Zumutung ersten Ranges, wurden anno 2008 jedenfalls unisono zurückgewiesen. Was woanders wohl unweigerlich den Instinkt für Profit entfesselt hätte – unvermittelt als Bauland ausgewiesene Flächen hätten einen erklecklichen Reibach versprochen – , hat in Eisbach eher die Solidarität eines Dorfes beschworen und Widerstand forciert. Offenbar in der sicheren Ahnung, dass die Bebauungspläne der Kommune, würden sie realisiert werden (Oberpleis und damit Eisbach gehört seit 1969 zu Königswinter), den Charakter des Dorfes auf immer zerstören. Eisbach ist ja auch und gerade darin anders, dass es bis heute eben nicht zersiedelt und zugerichtet wurde zu einer jener seelen- und eigenschaftslosen Schlafstädte, die niemand Dorf nennen kann.

Jedes Mal, wenn ich von Oberpleis kommend nach Eisbach fahre, fällt mir auf, wie sehr der Ort in ein Unter- und in ein Oberdorf zerfällt. Als gäbe es da eine unsichtbare Demarkationslinie, die die Neubausiedlung vom alten Dorfkern oberhalb des Kühlhauses trennt. Für das Kind, das ich damals war, existierte nur das „alte Eisbach“, also alles, was oberhalb des „Häuschens“ lag, in dem heute mein Großonkel Werner Buchholz wohnt und das wir seinerzeit in den Ferien bevölkerten. Eisbach, das war die Dorfstraße, die jetzt Eisbacher Straße heißt, die Querwege, die Kapelle, die Kegelbahn, die Fachwerkhäuser, der Weiher, der Transformator, der Fernseher im Haus der „Oma Emma“, die Ställe beim „alten Wirges“, der noch Ackergäule im Einsatz hatte, Wald und Felder, - ein enger Radius, aus dem die Wege in Richtung Rübhausen und Westerhausen, in Richtung Frohnhardt und Pützstück hinausführten.

Das Oberdorf ist – noch – bestimmt durch ein architektonisches Ensemble, das verschiedene Epochen und Baustile in einer Art Balance des Erträglichen hält. Da gibt es, erstens, den alten Bestand an Fachwerkhäusern, der ins 19., ja bis ins 18. Jahrhundert zurückreicht – nicht jene denkmalgeschützten Schmuckkästchen, die andernorts zu besichtigen sind, sondern alltagserprobte, mit Leben erfüllte Gebäude, mit Gespür für Tradition umgebaut und für die Bedürfnisse junger Familien mit Kindern eingerichtet. Da sind, zweitens, die zweigeschossigen Bauten der Nachkriegszeit und, drittens, die seit den 1970-er Jahren entstandenen Neubauten, darunter Fertighäuser und Bungalows.

Dazwischen Streuobstwiesen, Gärten, Weideland – alles Parzellen, die bis heute dem Wahnwitz der so genannten architektonischen Nachverdichtung entzogen sind. In der Perspektive baulicher Maximalnutzung, die den Boden versiegelt, den Raum verplant und die Natur auffrisst, markieren diese Parzellen Leerflächen, Zwischenräume oder Puffer.








Wasserratten unter sich – sommerliche Badefreuden im Eisbacher Weiher

Genau besehen sind sie Facetten einer bis heute mindestens in Restformen betriebenen Landwirtschaft, die in Eisbach nie Dekoration oder agrarische Folklore war, sondern mühseliger bäuerlicher Alltag, Fron und Plackerei, dem Rhythmus der Jahreszeiten unterworfen, Zyklen von Aussaat und Ernte, Landleben als Normalfall der Existenz, die Abweichungen von dieser Norm lange Zeit eher selten und meistens mit Argwohn betrachtet.

Im Eisbacher Weiher habe ich schwimmen gelernt. Der Weg hinunter zum Weiher über einen Teppich aus Tannennadeln, über Stufen aus Erde, von Brettern und Pflöcken befestigt, über die Holzbrücke, an Gestrüpp, Brombeerranken und Brennnesseln entlang, dieser minutenkurze Weg kam mir vor wie eine Wanderung durch einen verschatteten Zauberwald. Bei Einfall der Dämmerung, im Zwielicht bin ich den Weg gerannt, so schnell ich konnte. Stumme Zeugen aus versunkenen Kindertagen – die Anzahl der geschafften Schwimmstöße haben wir damals in die Baumrinde geritzt, unschuldige Gravuren in Eiche, – sie sind immer noch da, sichtbar bis heute.

Selbst an den Hundstagen im Hochsommer lag der Weiher als schattige Oase in einer Senke, ich sehe noch heute das gesprenkelte, durch die Baumkronen gefilterte Licht, die Reflexe auf dem Wasser, das für mich immer etwas Unheimliches hatte, ich sehe den Aufzug von Gewitter, drohendes Gewölk, Schichten verschiedener Dunkelheit, plötzlich aufgetürmtes Nachtschwarz, von zuckendem Blitzlicht zerrissen – und dann das Geprassel des Regens, der auf der ausgedörrten Erde aufschlägt. Ich sehe uns an der Angel Trockenübungen verrichten, ich sehe uns später Mutsprünge ins trübe, durch den morastigen Untergrund dunkle, olivgrüne Wasser machen und sehe uns noch später, vor Anstrengung keuchend, den Weiher erst quer und dann längs durchschwimmen.

Ich erinnere mich an eine Figur aus diesen Eisbacher Kindersommern, die heute als Existenz undenkbar wäre – und die mir zeigt, wie weit diese Zeit zurückliegt. Wenn er ins Dorf einfuhr, stand der Ort Kopf – so kam es mir damals jedenfalls vor. Der legendäre „Schnabels Hannes“ war noch in den späten 1960-er Jahren ein fliegender Händler aus

einer Ära, in der die Ware zum Kunden kam. Auf einem speziell für sein Gewerbe umgebauten Motorrad fuhr er über die Dörfer, in den Aufbauten an der Maschine waren in Fächern und Schubladen Haushaltsgeräte und Kurzwaren, Tuben und Schnürsenkel, Knöpfe und Garne, Messer und Scheren und noch so mancher Krimskrams und Plunder verstaut. Was er da noch alles mitführte, weiß ich nicht mehr – unvergessen sind mir aber die Kostproben aus diversen Senfgläsern, die den Kindern auf großen Blättern gereicht wurden! Auf seinem Motorrad kam mir der „Schnabels Hannes“ vor wie der Inbegriff von Freiheit, ein fliegender Händler als Partisan, ein Rebell auf seiner BMW. War es eine BMW?

Mein erstes selbstverdientes Geld habe ich auf den Obstplantagen in Eisbach verdient; wenn ich mittags vom Kirschenpflücken zurückkam, trottete ich den Feldweg entlang, gebeugt wie ein Werktätiger unter schwerer Last, nach getaner Arbeit. Mein erstes bewusst erlebtes Fernsehdrama habe ich im Wohnzimmer der „Oma Emma“ durchlitten, wo – so kam es mir vor – wohl das halbe Dorf versammelt war. Im Juli 1966 verlor die deutsche Fußballnationalmannschaft im Londoner Wembley-Stadion das WM-Endspiel gegen England in der Verlängerung mit 2:4. Ein an Dramatik und Spannung singuläres Endspiel, dessen Ausgang wir Schuljungen wohl nur verarbeiten konnten, indem wir das Match unmittelbar nach dem Schlusspfiff nachspielten. Wer damals „die Engländer“ waren, weiß ich nicht mehr – die Aufstellung der deutschen Mannschaft kann ich heute noch auswendig hersagen. – Ein anderes Fernsehereignis – die erste Mondlandung 1969 – fiel wieder in einen Eisbacher Sommer, aber dies war bereits eine andere Zeit, fast schon jenseits der Kindheit.



Senfprobe auf Grünzeug: Lieferung des legendären „Schnabels Hannes“

Draußen ist es fast noch Nacht, als wir aufbrechen. Wir sind auf Tierpirsch und Fährtensuche, lesen die Äsung des Wildes und das Gewölle der Greifvögel. Knackendes Gehölz, Tierlaute, Vogelgezwitscher im Geäst, der Nachthimmel wird fadenscheinig, die Morgendämmerung mit dem ersten, schüchter-






nen Rosa. Gestammelte Worte, wir schleichen uns an auf farnüberwucherten Pfaden, pirschen durch Dickicht, ich bin an der Hand meines Vaters, das Kind atemlos vor Spannung und Erwartung. Vom Hochsitz aus sehen wir die Rotte Wildschweine durchs Unterholz brechen, eine fast unwirkliche Szenerie im Morgengrauen, eine schwarze wilde Jagd – und dann verschwunden …

Ich gehe diese Wege also mit der Instinktsicherheit eines Schlafwandlers, Schritt für Schritt entrückt in ein Kinderland, zu dem die Tür offenbar noch einen Spalt weit offen steht. Die Schlüssel zu dem „Häuschen“, in dem jetzt mein Großonkel Werner Buchholz wohnt, hingen bei einem früheren Besuch tatsächlich immer noch an diesem klobigen, grünen Kugelanhänger, der ausgestopfte Graureiher im Flur war ausgemustert, der alte Samowar hingegen an seinem Platz – und das Wohnzimmer wirkte so, als wäre ich gerade mal kurz vor der Tür gewesen. Alles an seinem Platz, ich betrete nach Jahrzehnten eine Bühne der Erinnerung, atme die Gerüche von damals ein, sehe den Feuersalamander im Keller. Ich begegne dem Kind, das ich damals war.



Training im Hof des „Häuschens“, vielleicht während der WM in England (Juli 1966)

Wenn ich an meinen Großonkel denke, diesen auf so einzigartige Weise dem Leben zugewandten Geistlichen, dann vermute ich, dass sich ihm sein Gott sogar noch dort offenbart, wo ER sich anderen verweigert. Und wenn ich ihn, leicht vorgebeugt, durchs Dorf gehen sehe, dann denke ich mir: Einen Don Camillo haben die Eisbacher schon – und einen Peppone brauchen sie hier nicht. Und hätten sie ihn, den Peppone, - sie wüssten auch, wie sie ihn wieder loswürden – und das schnell.

Habe ich verklärt, verkläre ich noch? Mit Sicherheit. Aber ohne dieses Element von Unschärfe ist die Rekonstruktion von Vergangenheit wohl nicht zu haben. Die Geschichte ist eine Erfindung, zu der die Wirklichkeit die Materialien liefert.

Hartmut Buchholz

Eisbach für Einwanderer

Man erzählt sich ein Märchen von einem Dorf, mit dem es eine besondere Bewandtnis auf sich hat: Einst hatte ein Pastor für ein Wunder gebetet, damit sein Dorf für immer beschützt sei vor dem Weltgetriebe. Seitdem steht das Dorf unter einem Zauber: Es ist versunken und kann nur alle hundert Jahre einen einzigen Tag lang in der realen Welt auftauchen. Verlässt einer der Dörfler den Ort, so verschwindet es für immer von den Landkarten. Findet ein Fremder in das Dorf und verliebt sich, dann macht die Liebe es möglich, dass das Dorf für den Liebenden zugänglich bleibt, denn Liebe mache alles möglich …



Soweit zu dem Märchen – und nun zu Eisbach, wie ich es zunächst als Besucherin im Jahre 2000 kennen und als Einwanderin lieben gelernt habe: Als mein jetziger Mann mich zum ersten Mal in sein Eisbacher Haus eingeladen hat, da habe ich mich noch mehr in ihn verliebt, je mehr ich das Leben in Eisbach kennen gelernt habe. Und mit den Jahren, die ich nun hier in Eisbach lebe, erinnert es mich mehr und mehr an das wundersame Dorf aus besagtem Märchen – vielleicht ist in dem Märchen sogar Eisbach gemeint?

Habe ich beispielsweise anderen davon erzählt, wo ich mit meiner Heirat hingezogen bin, so kennt kaum jemand Eisbach. Selbst in Oberpleis passiert es mir noch immer, dass unser Dorf nicht bekannt ist. Und längst nicht jeder findet Eisbach auf der Landkarte, da braucht es schon eine herzliche Beziehung zu einem Eisbacher, um einen besonderen Zugang zu unserem Dorf zu finden. Es mag vielleicht für viele ein unauffälliger Durchfahrtsort sein. Wer aber zur richtigen Zeit in Eisbach einkehrt, der wird auch mehr sehen und kennen lernen …





Im Jahre 2002 zog der Werner, unser Pastor, für immer nach Eisbach, und ab da veränderte sich das Dorf aus meiner Sicht immer wundersamer: Da traf man sich wieder regelmäßig im Kapellchen zur Messe und feier-






te Pfingsten und Kappellenkirmes noch eifriger mit, um den Werner beim Erhalt der Kapelle zu unterstützen. Schließlich gehört diese kleine Kapelle nicht den römischen Herren – hier weist Eisbach noch zu einem anderen wunderbaren Dorf Parallelen auf: „Ganz Gallien ist von den Römern besetzt … Ganz Gallien? Nein! Ein von unbeugsamen Galliern bevölkertes Dorf hört nicht auf, dem Eindringling Widerstand zu leisten…“ Eisbach ist auch ein Dorf am Rande des Römerreiches! Und Werner ist unser Miraculix. So wie er alle in sein großes Herz schließt, so herzlich sind alle Eisbacher miteinander verbunden. In Eisbach gibt es keine Ausgeschlossenen - alle gehören dazu und dürfen so sein, wie der Herrgott sie geschaffen hat.

Und wenn es auch alltäglich menschelt im Dorf, so bleibt es doch geprägt von seinen wunderbaren Menschen und ihren ganz eigenen Lebensgeschichten. Die Geschichten rund ums Dorf, die in diesem Buch endlich festgehalten sind, erzählen eine um die andere von den vielen Wundern in unserem Dorf - nicht zuletzt, wie wir uns vor den Umbaumaßnahmen des kommunalen Weltgetriebes schützten – wenn das kein Wunder war …

Um noch einmal auf das Märchen zurück zu kommen und was da die Liebe alles möglich mache: Nicht immer hat es geklappt, wenn eine/r aus Liebe in Eisbach geblieben ist – soviel Wunder verträgt vielleicht nicht jede Beziehung. Und doch mag auch das Tragische für Wunder von ganz anderer Art sorgen, denn Eisbach hinterlässt in jedem Einwohner, selbst in jedem Gast auch seine besonderen Spuren und so manche/r kehrt unverhofft zurück …

Ich entdecke Eisbach immer wieder neu, ob ich vom Einkaufen zurückfahre, ob ich nur über die Straße zum Eierkaufen gehe, oder ob ich vom Spaziergang mit dem Hund zurückkehre – in mir klingt dabei jedes mal ein ganz besonderes Lebensgefühl an: Es ist



ein Geschenk in Eisbach einwohnen zu dürfen, so wie das Leben überhaupt ein Geschenk ist - und Eisbach macht das für mich sinnlich erfahrbar.

Antje Severin









Et Isbicher Pengsleed

Konn mer och en dössen Hoff
Flirt um's Mädelein
Schläft die Frau, dann wecke mer se noch
Rosen hat sie Blümelein
Singen uns die Vögelein
Alles muß verzehret sein

Jett us och en Pengsei
Flirt um's Mädelein
Schlohn mer en der Pannen zwei
Rosen hat sie Blümelein
Singen uns die Vögelein
Alles muß verzehret sein

Klömmt ens op de Heustall
Flirt um's Mädelein
Do lien die Eier övverall
Rosen hat sie Blümelein
Singen uns die Vögelein
Alles muß verzehret sein

Jett us och en Röckstöck
Flirt um's Mädelein
Werden öch och de Könder flöck
Rosen hat sie Blümelein
Singen uns die Vögelein
Alles muß verzehret sein

Jett us och ene Säuskopp
Flirt um's Mädelein
Dohn mer en de Eerzezupp
Rosen hat sie Blümelein
Singen uns die Vögelein
Alles muß verzehret sein

Lott us netz e lang stohn
Flirt um's Mädelein
Mösse morje noh de Fröhmess john
Rosen hat sie Blümelein
Singen uns die Vögelein
Alles muß verzehret sein

Die Frau, die hätt e paar weiße Been
Flirt um's Mädelein
Die löchten wie Kafunkelsteen
Rosen hat sie Blümelein
Singen uns die Vögelein
Alles muß verzehret sein

Mir dohn us och bedanke
Flirt um's Mädelein
Dohn us och net zanke
Rosen hat sie Blümelein
Singen uns die Vögelein
Alles muß verzehret sein









Eisbach ist anders



Eisbach ist anders. Das klingt eingebildet und überheblich. Ist es aber nicht. Höchstens selbstbewusst, vielleicht auch ein wenig stolz.

Eisbach ist anders. Das sagte mir vor sieben Jahren der damalige Pfarrer von Oberpleis, Willi Müller: „Pass auf! Die Eisbacher sind ein ganz eigenwilliges Völkchen.“ Und auch wenn man früher fast sprichwörtlich sagte, „in Eisbach ist der Groschen elf Pfennig wert", ist das kein uneingeschränktes Kompliment.

Eisbach ist anders. Viele Dörfer haben eine Kapelle. Die Eisbacher Kapelle ist besonders schön, geschmackvoll und kostbar ausgestattet. Und Eisbach hat eine Kegelbahn. Günter Zamzow, der langjährige Präsident des Kegelklubs, sagt immer wieder: „So etwas Tolles gibt es in ganz Deutschland nicht. Das ist einmalig in der ganzen Welt."

Eisbach ist anders. Im Gegensatz zu den anderen Dörfern ringsum ist Eisbach nur maßvoll gewachsen. Das alte Eisbach. Aber es gibt auch das neue Eisbach, die so genannte Siedlung, erbaut in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Obwohl nur der Eisbach sie trennt, sind nur wenige engere Kontakte entstanden.

Vielleicht ist es ähnlich wie in Bonn und Beuel, zwischen denen der Rhein fließt. Sie sind ganz verschieden. Allerdings gibt es zwischen den beiden Eisbach kein Brückenmännchen, wohl ist das alte Eisbach „de schäl Sick".

Eisbach ist anders. Jupp Buchholz, Franz Buhr, Sandra und Thomas Fehlemann, Bettina Huys, Karin und Dr. Stephan Neudecker, Christoph Pohl, Antje und Burkard Severin, Elisabeth Steigels, Alexander Weber, Annemie Weber und ich setzen sich zusammen, und das Ergebnis ist dieses Buch.

Eisbach ist anders. Ich bin froh und dankbar, hier leben zu dürfen. Eisbach ist meine Heimat, obwohl ich nicht hier geboren bin, wohl meine Vorfahren. Ich liebe Eisbach. Deshalb bin ich davon überzeugt – und das muss jeder, der seine Heimat liebt – und sage nicht ohne Stolz: *Eisbach ist anders*.

Werner Buchholz

















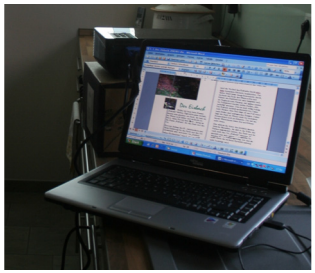













Danke!

Bettina für 145 Aquarellminiaturen

Franz für über 1200 Fotos

Allen Eisbachern, die Fotos und ihr Wissen über alte Zeiten zur Verfügung gestellt haben

Burkard, Bettina, Sandra und Christoph für das Layout

Petra für das ultimative Korrekturlesen

Erich Weber für die Nutzung seines Archivs

Dem „Virtuellen Heimatmuseum Oberpleis“ für die Abdruckerlaubnis einiger historischer Fotos

Hilde Weber für die Abdruckerlaubnis von Auszügen aus dem bislang unveröffentlichten Manuskript „Damals“ ihres verstorbenen Mannes Peter

Werner Martini für Übersetzungen aus dem Englischen

Michael Berressen für die drucktechnische Unterstützung



















































































Eisbach
ist anders





Eisbach
ist anders